

Rolf Kaufmann

Das Gute am Teufel

Eigenen Schattenseiten und Abgründen begegnen



opus magnum 2005
www.opus-magnum.de
Alle Rechte bei Rolf Kaufmann
Erstmals erschienen Düsseldorf: Walter, 1998

Daten zum Verfasser



Rolf Kaufmann, Jahrgang 1940, ist Theologe und Analytischer Psychotherapeut (nach C. G. Jung). Er lebt in Zürich und arbeitet als Seelsorger, Psychotherapeut, Erwachsenenbildner und Meditationslehrer. Er ist Autor mehrerer Bücher, bei opus magnum: „Die Krise des Tüchtigen“, „Das ewig Christliche“, „Die Hölle“, „Das Gute am Teufel“

Abbildung Titelseite: Ausschnitt aus dem Fresko „Die Verdammten“ von Luca Signorelli, Kathedrale von Orvieto; Abb. aus Privatarhiv

Inhalt

Daten zum Verfasser 2

Vorwort 5

1. Das archaische Weltbild und sein Zerfall 6

Darstellung des archaischen Weltbildes 6

Diesseits und Jenseits: Die Grundlagen 6

1. Das früharchaische Weltbild 10

2. Vom früh- zum spätarchaischen Weltbild: Das „Hochschieben des Himmels“ 10

Jenseitige Wesen 13

Opfer, Offenbarungen und Magie - dreifache Lebenshilfe 14

1. Opfer 14

2. Offenbarungen 14

3. Magie 15

Magische Handlungen in der katholischen Kirche 17

1. Exorzismus gegen schädliche Tiere: 18

2. Mittlerer Exorzismus: 19

Pressestimmen zu einem konkreten Fall von Exorzismus 20

Zerfall des archaischen Weltbildes im Abendland 21

Drei Kränkungen 21

1. Nikolaus Kopernikus (1473-1543) - Verlust der Mitte 22

2. Charles Darwin (1809-1882) - Mensch und Affe 27

3. Sigmund Freud (1856-1939) - die Religion muss weg. 29

Entmythologisierung der Religion? 35

Dschungel der Esoterik 40

2. „Zwei Seelen, ach! . . .“ Unerlöstes in unserer Kultur 43

Gegensätze, welche die abendländische Kultur einst prägten 43

Satan: Der Mythos vom Engelsturz 47

Hieronymus Bosch - ein persönliches „Brainstorming“ 47

Augustinus 52

Der Engelsturz in der Lehre der katholischen Kirche 55

Satan in der hebräischen Bibel 57

Deutung des Mythos vom Engelsturz 59

Pan: Sexualität 61

Ein erster Mythos über Pan 61

Ein zweiter Mythos über Pan 66

Weiteres über Pan 68

1. Pans Stunde: Die Siesta 68

2. Pans Herkunft: Das innere Arkadien 69

3. Pan und die Panik 69

4. Pan und sexuelle Tabus 70

5. Pan, Eros und Aphrodite 70

6. Pan in der christlichen Kirche? 75

7. Die neue Gretchenfrage: „Wie hast du’s mit Pan?“ 80

Esau: „Der ältere wird dem jüngeren dienen . . .“	81	
Esau und Jakob: Innere Gegensätze im Menschen	81	
Rebekka: Die Mutter der Gegensätze ergreift Partei	86	
Isaak: Auf einem Stumpengleis der Evolution ausrangiert	87	
Zum Ende der Geschichte: Versöhnung in Sicht?	88	
3. Die Tiefenpsychologie, der Teufel und das Böse	89	
Von Freud zu Jung	89	
Freud überwindet das positivistische Seelenmodell	89	
Die Struktur des Unbewussten: Es und Über-Ich	90	
Das neue Forschungsgebiet und die Religion	92	
Psychotherapie als zeitgemäße Seelsorge	93	
Ein neues Verständnis für innere Erfahrungen	94	
Revierkampf um die Seele	94	
Das Fazit:	95	
Jung und die menschliche Religiosität	96	
1. Grundzüge	96	
2. Die erste und die zweite Lebenshälfte	103	
Die Tiefenpsychologie vor der Frage nach dem Bösen	105	
Was ist gut, was böse?	105	
Das Ende der metaphysischen Frage nach Gut und Böse	108	
1. Einleitung	108	
2. Das neue Fundament von gut und böse	109	
3. Gott und das Böse - das Problem der Theodizee	112	
4. Gottvertrauen im Verständnis der Tiefenpsychologie	115	
5. Wie variabel sind Gut und Böse?	118	
Der individuelle Schatten und seine Integration	119	
Wie entsteht nach Jungscher Auffassung der individuelle Schatten?	119	
Was hat nun der Schatten mit Gut und Böse zu tun?	121	
Der kollektive Schatten und der Teufel	125	
1. Das tiefenpsychologische Konzept	125	
2. Die Gestalt des christlichen Teufels	126	
4. Vom Umgang mit dem Schatten	131	
Verdrängung, Identifikation und Integration	131	
Verdrängung und regressive Wiederherstellung der Persona	132	
Identifikation mit dem Schatten	133	
Integration des Schattens	134	
Kein Verständnis für den Schatten - die Kirche und der Tanz	137	
Picasso: Einer, der bewusst den Schatten lebte	141	
„Manchmal tue ich auch Gutes . . .“ Der Teufel in einem Traum	146	
Die Integration des Schattens im Märchen vom Eisenhans	155	
Der Eisenhans	155	
Zur inneren Herkunft des Märchens	160	
Trostlose Ausgangslage	164	
Schöpferischer Weg	165	
Ziel erreicht: Vereinigung der Gegensätze	169	
Literaturverzeichnis	171	

Vorwort

{1} Ob wir heute noch an die Existenz eines Teufels glauben oder nicht: Der Umgang mit den Schattenseiten und Abgründen unserer menschlichen Seele bleibt im Zeitalter des Internets und der weltweiten Vermischung von Völkern, Kulturen und Lebenshaltungen ein vordringliches Problem. Die sich zurzeit vollziehende Globalisierung zwingt die Menschheit, sich vertieft mit dem Problem des Bösen und des eigenen Schattens zu befassen: Was bedeutet die mythische Gestalt des Teufels heute? Wie können wir lernen, mit dunklen und destruktiven Kräften so umzugehen, dass sich diese auch von ihrer positiven Seite her zeigen können?

{2} Die Tiefenpsychologie bietet dem modernen Menschen ein zeitgemäßes Verständnis der damit verbundenen Problematik sowie eine praktische Hilfe im alltäglichen Leben an - obwohl natürlich auch sie das ewige Rätsel des so genannten „Bösen“ nicht zu lösen vermag.

{3} Im 1. Kapitel werden das archaische Weltbild und sein Niedergang in der westlichen Welt ausführlich dargestellt. Dies ist nötig, damit der sich heute vollziehende Wandel des Weltbildes klar hervortritt (siehe Literaturverzeichnis [= L] Nr. 21). Im 2. Kapitel: „Zwei Seelen, ach!“ kommt der innere Gegensatz in unserer abendländischen Seele und Kultur anhand von griechischen und jüdischen Mythen zur Sprache. Im 3. Kapitel wird die Ablösung des archaischen Weltbildes durch die Entdeckungen der Tiefenpsychologie geschildert. Es wird gezeigt, was „zeitgemäße Religiosität“ bedeutet. Auch die Frage nach dem Bösen wird neu beleuchtet. Im 4. Kapitel schließlich geht es um die Integration des Schattens. Ein Bild von Picasso, ein Traum meiner Frau und das Märchen vom Eisenhans zeigen, wie durch den Prozess der Schattenintegration aus dunklen Seiten unserer Seele Gutes hervorgehen kann.

{4} Noch ein persönliches Wort an die Leserinnen und Leser: Das Gottesbild, der Teufel und die Frage nach Gut und Böse sind stark gefühlsgeladene Themen. Verpflichtende Werte lassen sich nicht ohne persönliche Betroffenheit abhandeln. Sie berühren uns existenziell, mich als Schreibenden wie Sie als Leserinnen und Leser. Bei Ihnen wie bei mir kommen dadurch unwillkürlich auch persönliche Schattenseiten und negative Emotionen mit ins Spiel, so etwa Empfindlichkeiten, Kränkungen und Verletzungen, alte ungelöste Probleme, vielleicht auch Wut und Aggression, Unsicherheit und Hilflosigkeit oder auch mangelnde Flexibilität. Dieses Buch enthält Schattenseiten von mir; es ist nicht überall ganz ausgewogen, vielleicht bisweilen sogar verletzend. Ich bitte Sie um Vor- und Nachsicht.

1. Das archaische Weltbild und sein Zerfall

Darstellung des archaischen Weltbildes

Diesseits und Jenseits: Die Grundlagen

{5} Vor bald siebzig Jahren schrieb T. Canaan in seinem Buch *Der Dämonenglauben im Lande der Bibel* (Leipzig 1929, S. 1 f.):

{6} „Der heutige Palästinenser glaubt, dass jedes Ereignis, das er mit seinen fünf Sinnen nicht erklären kann, von übernatürlichen Kräften verursacht werde. [. . .] Diese sind die Ursachen seines Glückes, aber noch viel mehr seines Unglückes. [. . .] Diese unerklärlichen Wesen lenken, nach seinem Glauben, das ganze Weltall, - freilich nicht nach festen Gesetzen, sondern nach ihrem Belieben, nach Laune und Willkür. Er fühlt sich ihnen ausgeliefert.“

{7} Dieser Glaube, den T. Canaan bei den palästinensischen Arabern nach dem ersten Weltkrieg noch quer durch die Bevölkerung beobachten konnte, steht nicht isoliert da. Er reicht tief in die Vergangenheit der Menschheit zurück und überlebte bis in unser Jahrhundert hinein. Er gehört einem Weltbild an, das einst überall verbreitet war. Willy Obrist (L21), dem ich hier folgen werde, hat die Grundzüge dieses Weltbildes umfassend herausgearbeitet und es das „archaische“ Weltbild genannt.

{8} „Archaisch“ bedeutet wörtlich: „ursprünglich“ (von griechisch: „Archee“ = Anfang, Ursprung). Oft wird das Wort „archaisch“ in der Umgangssprache in einer herabmindernden Bedeutung verwendet, im Sinne von „unkultiviert, unzivilisiert, roh“. In diesem Buch steht es jedoch ohne Wertung. Es bezeichnet jenes Weltbild, das bis in unsere abendländische Neuzeit hinein überall Gültigkeit hatte. Aus dem damaligen Bewusstseinsstand ergab sich das archaische Weltbild mit Notwendigkeit.

{9} Weltbilder sind zählebig. Dies hängt einerseits damit zusammen, dass Weltbilder jeweils von einem Kollektiv getragen werden, welches die Art und Weise, wie man etwas betrachtet und beurteilt, bestimmt; es hängt andererseits auch damit zusammen, dass uns die Grundlagen unseres Weltbildes bereits in der frühen Kindheit, sozusagen als unsere „geistige Muttermilch“, eingeflößt werden, zu einer Zeit, da wir noch nicht in der Lage sind, Dinge kritisch zu hinterfragen. Darum ist uns unser eigenes Weltbild zunächst einmal selbstverständlich, und ein anderes ist uns fremd. Erst wenn wir selber vom Bruch der Tradition erfasst werden und beginnen, das Gesamt unserer Überlieferung kritisch zu betrachten, werden uns die Grundlagen unseres eigenen Weltbildes fragwürdig. Dies ist heute bei uns weitgehend der Fall. In unserer Zeit vollzieht sich ein grundlegender Wandel des Welt- und Selbsterlebens; er ist von epochaler Bedeutung. Willy

Obrist hat diesen Wandel sogar als „Mutation“ bezeichnet. Um klar erfassen zu können, was sich bei diesem „Mega-Wandel“ ereignet, ist es nötig, wenigstens die Umrisse des archaischen sowie des zeitgemäßen Weltbildes zu skizzieren. Denn erst wenn man die beiden Weltbilder als jeweils in sich geschlossenes Ganzes vor sich sieht, kann man klar erfassen, was sich bei der Mutation des Weltbildes wirklich verändert.

{10} Das archaische Weltbild ist grundlegend bestimmt durch die Polarität „Diesseits -Jenseits“. Diesseits und Jenseits sind vielfach aufeinander bezogen. Lebende und Tote bilden im archaischen Weltbild eine Solidaritätsgemeinschaft. Ohne das Jenseits ist das Diesseits undenkbar, und ohne unser Erdendasein ist auch das Leben im Jenseits nicht vorstellbar.

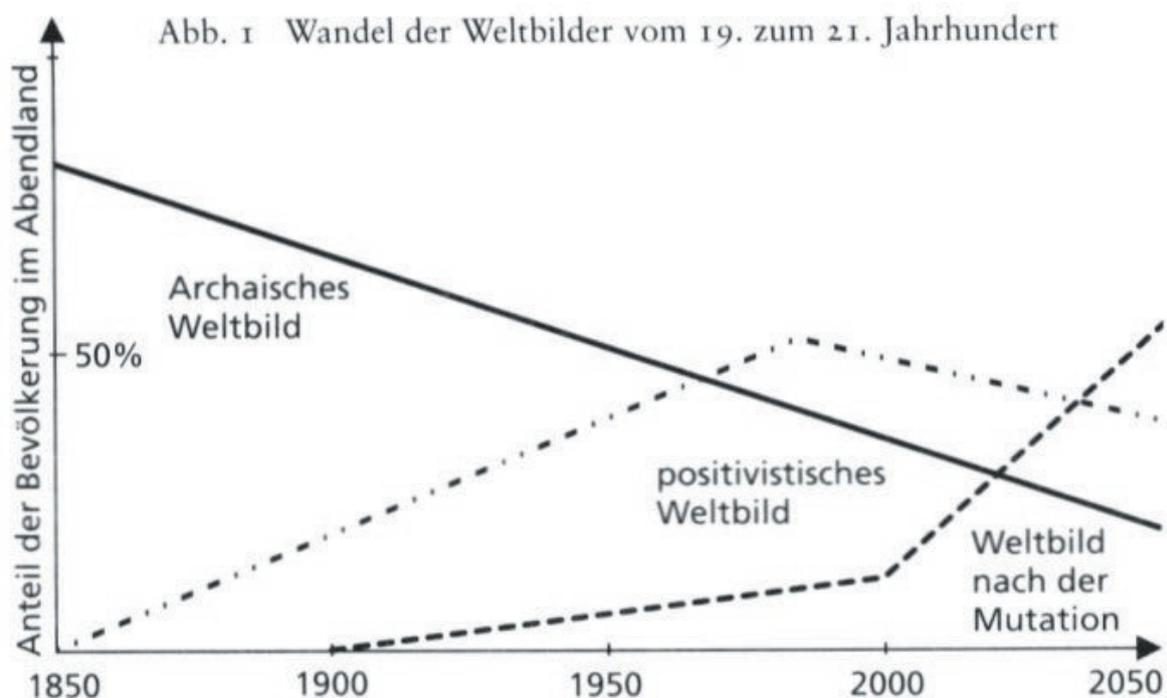
{11} Die Menschen auf Erden sorgen für die Verstorbenen, indem sie etwa deren Gräber schmücken, für sie beten, die vorgeschriebenen Opfergaben darbringen oder Totenrituale zelebrieren lassen. Damit helfen sie ihnen, die ewige Ruhe zu finden. Als Gegendienst kommen die Verstorbenen nachts nicht als „Wiedergänger“ und böse Geister in Albträumen zurück, und sie legen für die Lebenden bei den Jenseitigen ein gutes Wort ein, damit diese ihr Geschick auf Erden gnädig bestimmen. Die Ahnen im Jenseits sind im diesseitigen Leben allgegenwärtig. Beide, die „Diesseitigen“ (die Erdenbürger) und die „Jenseitigen“ (die „Entschlafenen“), sind voneinander abhängig. Das archaische Weltbild ist wie eine Ellipse polar aufgebaut: Das Diesseits und das Jenseits sind seine beiden aufeinander bezogenen Pole.

{12} Im archaischen Weltbild hat der Mensch einen „Erdenleib“, welcher „irdisch“ ist, „von der Erde genommen“. Dieser irdische Leib ist sterblich. Er liegt nach dem Tode „entseelt“ da, wird wieder zur Erde, von der er genommen. Der Mensch hat im archaischen Verständnis des Lebens nicht nur einen sterblichen Leib, sondern darüber hinaus auch noch eine unsterbliche Seele. Diese wird als etwas mehr oder weniger Immaterielles oder Geistiges vorgestellt; sie ist fähig, nach dem Tode des Erdenleibes diesem zu entschlüpfen und ins Jenseits zu den Ahnen hinüberzuwechseln. Mit seinem sterblichen Leib und seiner unsterblichen Seele ist der Mensch Bürger zweier Welten, des Diesseits sowie des Jenseits. Dieses polare Grundschema ist sämtlichen archaischen Weltbildern gemeinsam. Es handelt sich dabei um eine Vorstellung, die nach W. Obrist zur ersten Phase der Bewusstseinsentwicklung gehört. Es gibt kein altes Volk, das diesen Glauben nicht gehabt hätte. Offensichtlich kann der Mensch auf dieser Stufe seiner geistigen Entwicklung gar nicht anders, als sich das Leben innerhalb der Grundkategorien von Diesseits und Jenseits vorzustellen.

{13} Der Zählebigkeit der Weltbilder ist es zuzuschreiben, dass das archaische Weltbild heute zwar in vielen Punkten durchlöchert ist, dass aber trotzdem viele Menschen in gewissen Bereichen noch archaisch denken, auch wenn sie im Alltag die modernen Mittel der Technik sehr wohl zu verwenden wissen. So glauben etwa heute noch rund 20 Prozent aller Nordeuropäer, dass es wirklich einen „leibhaftigen“ Teufel als eigenständiges personhaftes Wesen gebe, das den Lauf der Welt negativ beeinflussen könne- unter den Briten sind es 30 Prozent und unter den deutschen protestantischen Pastoren sogar über 40 Prozent (das Hochschulstudium hat offensichtlich in dieser Beziehung nicht viel genützt).

{14} Der gegenwärtig sich vollziehende Wandel des Weltbildes, ein Paradigmenwechsel, ist von derart grundlegender Art, dass es nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte braucht, bis alle Bevölkerungsschichten bei uns und schließlich alle Völker weltweit diesen Wandel des Bewusstseins - der bewussten Interpretation von Gott, Welt und Mensch - innerlich und persönlich wirklich nachvollzogen haben werden. Dieser Wandel lässt sich schematisch wie folgt darstellen:

{15} Abbildung 1 versucht anschaulich zu machen, in was für einem orientierungslosen Zustand hinsichtlich der Weltbilder sich die Bevölkerung des Abendlandes zur Zeit befindet (mit der weltweiten Ausbreitung der Technik wird dieses Phänomen zunehmend globalisiert):



{16} Ein Teil - der bei uns stark im Schwinden begriffen ist - denkt noch in den Kategorien des archaischen Weltbildes. Diese „Archaiker“ verstehen sich entweder als traditionelle Christen oder als - aus der christlichen Perspektive gesehen - so genannte „Neuheiden“: als Druiden, Angehörige der Wiccabewegung, Asatruar, als Rabenclan und wie sie alle heißen.

{17} Im Gegensatz zu ihnen stehen die so genannten „Positivisten“, welche einem „aufgeklärten“ materialistischen Weltbild huldigen; sie haben sich in der Opposition zum archaischen Weltbild und dessen „Aberglauben“ zusammengefunden. Die materialistische Auffassung des Positivismus ist wegen ihrer Seelenlosigkeit bereits wieder im Abnehmen begriffen. Die Blütezeit des Positivismus war die erste Hälfte unseres Jahrhunderts; sie dauerte etwa bis zum Aufkommen der New-Age-Bewegung und der Esoterik in den Siebzigerjahren, welche den Positivismus langsam abgelöst haben. Der Positivismus war eine Übergangserscheinung. Seine bleibende Leistung war der Nachweis der Unzulänglichkeit des archaischen Weltbildes.

{18} Die Vertreter einer „zeitgemäßen Religiosität“ bilden erst eine Minderheit mit noch wenig Einfluss auf das öffentliche Leben.

{19} Dieser an sich schon verwirrende und sehr komplexe Sachverhalt wird dadurch noch komplizierter, dass viele Menschen unbewusst die drei verschiedenen Weltbilder miteinander vermischen. Sie leben in „Schubladen“: An ihrem technischen Arbeitsplatz denken sie zum Beispiel positivistisch und wollen mit Religion nichts zu tun haben. Vielleicht aber gehören sie gleichwohl einer religiösen Gemeinschaft an, in welcher noch archaisch gedacht wird. Daneben haben sie eventuell auch Bruchstücke einer zeitgemäßen Anschauung von Religiosität aufgenommen, so etwa die symbolische Auffassung der jungfräulichen Geburt des Gottessohnes. Dieses uneinheitliche Denken führt zu einer Verunsicherung.

{20} Die gegenwärtige Orientierungslosigkeit vieler Menschen hinsichtlich des Weltbildes ist historisch einmalig; einen derart tief reichenden Bruch in der Tradition hat die Menschheit noch nie erlebt. Der Bruch ist irreversibel.

{21} Die Grundlage des archaischen Weltbildes ist - wie gesagt - die Polarität von Diesseits und Jenseits. So groß im Detail die Unterschiede zwischen den einzelnen Varianten des archaischen Welt-, Menschen- und Gottesbildes auch sein mögen - eines ist ihnen allen gemeinsam: Es gibt nicht nur dieses alltägliche und gewöhnliche Leben „hier unten“ (das Diesseits), das wir mit unseren fünf Sinnen erfassen können; sondern darüber hinaus gibt es auch noch das Jenseits, etwas Unerklärliches, Rätselvolles, Geheimnisumwobenes, Staunen Hervorrufendes, oft Schauerliches und Beseligendes zugleich, etwas völlig Irrationales, das unser Begreifen übersteigt und uns sowohl tödlich ängstigen wie auch beseligen und überglücklich machen kann. Von diesem Jenseits hängt das alltägliche und

gewöhnliche Leben im archaischen Weltbild weitgehend ab. Das Jenseits wird als räumliches Jenseits vorgestellt, das überall und jederzeit ins gewöhnliche Leben einbrechen kann. Es ist für die alten Völker etwas zwar Verborgenes, hinter einem Schleier (lateinisch: velum) Verhülltes, irgendwie aber doch auch latent Gegenwärtiges. Je weniger die Evolution des menschlichen Bewusstseins fortgeschritten ist, umso leichter kann das Jenseits ins Diesseits einfallen, der Schleier (velum) vor dem Jenseits zurückgezogen werden. Dann hat der mit diesem „Gesicht von drüben“ Begnadete eine Offenbarung, eine Revelatio (wörtlich: ein Beiseite-Schieben des Schleiers vor dem Jenseits). Offenbarungen und Enthüllungen des Jenseits waren im archaischen Weltbild prinzipiell jederzeit möglich, nämlich immer dann, wenn es den Jenseitigen gefiel, sich zu offenbaren. Das Jenseits lag in früharchaischer Zeit noch nahe beim Diesseits, und den Grenzverkehr zwischen beiden Bereichen erlebte man als rege (darin spiegelt sich die große Nähe des archaischen Menschen zur Natur, zu seinem Unbewussten).

1. Das früharchaische Weltbild

{22} In früharchaischer Zeit konnten religiös begabte Menschen noch allenthalben dem Jenseits begegnen, etwa bei einem Felsen nahe der eigenen Siedlung, der sich ihnen in einer Offenbarung plötzlich als Eingang ins Totenreich entpuppte, oder beim Schafehüten in der Steppe, wo aus einem Dornbusch in der Wüste heiliges Feuer schlug (2. Mose 3, 1 ff.), oder in einem uralten heiligen Baum, in dessen Zweigen der Clangeist hauste und einem beim Rauschen der Zweige Weisung gab, wie etwa dem biblischen Stammvater Abraham, von dem es 1. Mose 18, 1 heißt: „Und der Herr erschien ihm bei der Terebinthe Mamres.“ Bei diesem seit Menschengedenken heiligen Baum im südlich gelegenen Hebron, den schon zuvor viele andere Sippschaften mit ihren eigenen Stammesgöttern als Orakelstätte benützt hatten, hatte auch Abraham seinem Gott einen Altar gebaut und sich mit seinen Zelten niedergelassen. In früharchaischer Zeit war die jenseitige Dimension potenziell noch überall gegenwärtig. Fast alles konnte - wie bei Kleinkindern, im Märchen oder in Träumen - „magisch“ sprechen und dem Menschen „Zeichen von drüben“ geben: Sonne, Mond und Sterne, Sturm und Wetter, Blitz und Donner, der säuselnde Wind, der rauschende Bach, Tiere, Pflanzen, Berge, Höhlen etc.

2. Vom früh- zum spätarchaischen Weltbild: Das „Hochschieben des Himmels“

{23} Mit der Zunahme des Wissens und Könnens sowie der allgemeinen Bewusstheit im Laufe der Jahrtausende wurde die jenseitige Dimension jedoch, freilich unmerklich langsam, immer mehr an den Rand des Lebens und der Welt geschoben. Die Welt wurde immer mehr zum entzauberten Diesseits. Das Programm dazu findet sich zum Beispiel in 1. Mose 1, 28: „Machtet euch die Erde Untertan!“, aber auch im Versuch der griechischen (vorsokratischen) Philosophen zur selben Zeit, die Entstehung der Welt nicht mehr traditionell-mythisch, son-

dern „aus natürlichen Ursachen“ zu erklären. Als sich die jüdische und die griechisch-römische Strömung im Christentum vereinten und gegenseitig verstärkten, entstand die abendländische Kultur, welche schließlich unser heutiges technisches Zeitalter hervorbrachte, in welchem die Welt für den Menschen weitgehend zum Objekt geworden ist, das der Mensch nun ohne religiöse Scheu nach seinem Gutdünken glaubt beherrschen zu dürfen.

{24} In spätarchaischer Zeit waren die jenseitigen Wesen längst nicht mehr im selben Maße allgegenwärtig und das ganze Leben beherrschend wie in früharchaischer Zeit; das menschliche Ich, das Bewusstsein, war inzwischen bedeutend autonomer geworden. So waren etwa die Gestirne am Himmel im spätarchaischen, offiziellen jüdisch-christlichen Glauben keine derart bestimmenden Mächte mehr, dass sie das Schicksal der Menschen noch hätten nachhaltig beeinflussen können. Wie 1. Mose 1, 14-19 zeigt, waren sie zwar nicht gerade zu „physikalischen Beleuchtungskörpern“ degradiert worden, wie christliche Theologen gerne behaupten, um zu beweisen, wie „unmythologisch“ die Bibel sei (die Gestirne herrschten nämlich immerhin noch „über Tag und Nacht“); aber sie hatten doch viel von ihrer einstigen Macht über das Leben auf Erden eingebüßt.

{25} Allerdings glaubten lange nicht alle Christen an den Machtverlust der Gestirne; denn selbst die frommen christlichen Kaiser ließen sich noch im 17. Jahrhundert von Hofastrologen (etwa von Tycho Brahe und Johannes Kepler) begleiten, deren hauptsächliche Aufgabe es war, dem Kaiser täglich sein Horoskop zu erstellen und ihm auf Grund desselben zu helfen, die „richtige Stern-Stunde“ für sein Tun oder Lassen ausfindig zu machen. Der Glaube an die Bestimmungsmacht von Gestirnen über unser Leben hat bis in unsere Tage hinein überlebt: Viele Leute glauben heute noch an Horoskope, obwohl sie bereits im Biologie- (und vielleicht sogar Psychologie-)Unterricht in der Schule gelernt haben, was unser Leben in erster Linie prägt: Unser Erbgut und unsere unmittelbare Umgebung.

{26} Willy Obrist nennt den Entwicklungsschritt vom früh- zum spätarchaischen Weltbild das „Hochschieben des Himmels“. Der Himmel mit seinen metaphysischen Wesen rückte im spätarchaischen Stadium der Bewusstseinsentwicklung (als das Ich bereits eine gewisse Eigenständigkeit besaß) in immer weitere Ferne; aber das Jenseits blieb dennoch als solches bestehen.

{27} Erst wenn die Polarität von Diesseits und Jenseits zerbrochen wird, zerbricht das archaische Weltbild wirklich. Die Polarität zwischen Diesseits und Jenseits bildet die Grundlage des früh- wie des spätarchaischen Weltbildes; auf diesem Fundament sind alle bisherigen Religionen aufgebaut worden.

{28} Das archaische Weltbild ist zweigeteilt (siehe Abb. 2). Es besteht aus einem Diesseits und einem Jenseits, welche vielfach aufeinander bezogen sind und zusammen eine Solidaritätsgemeinschaft bilden. Das Jenseits wird im archaischen

Verständnis der Welt und des Lebens zwar mit zunehmender Bewusstheit immer weiter „hinausgeschoben“; aber - und das ist das Entscheidende! - es bleibt, als Gegenpol zum Diesseits, dennoch bestehen. Erst der moderne Atheismus und Materialismus hat mit dem Positivismus ein Weltbild ohne ein Jenseits entworfen und damit das Jenseits „abgeschafft“. Das Jenseits wurde nun als eine „Hypothese“ bezeichnet, die ein moderner und aufgeklärter Mensch nicht mehr nötig habe.

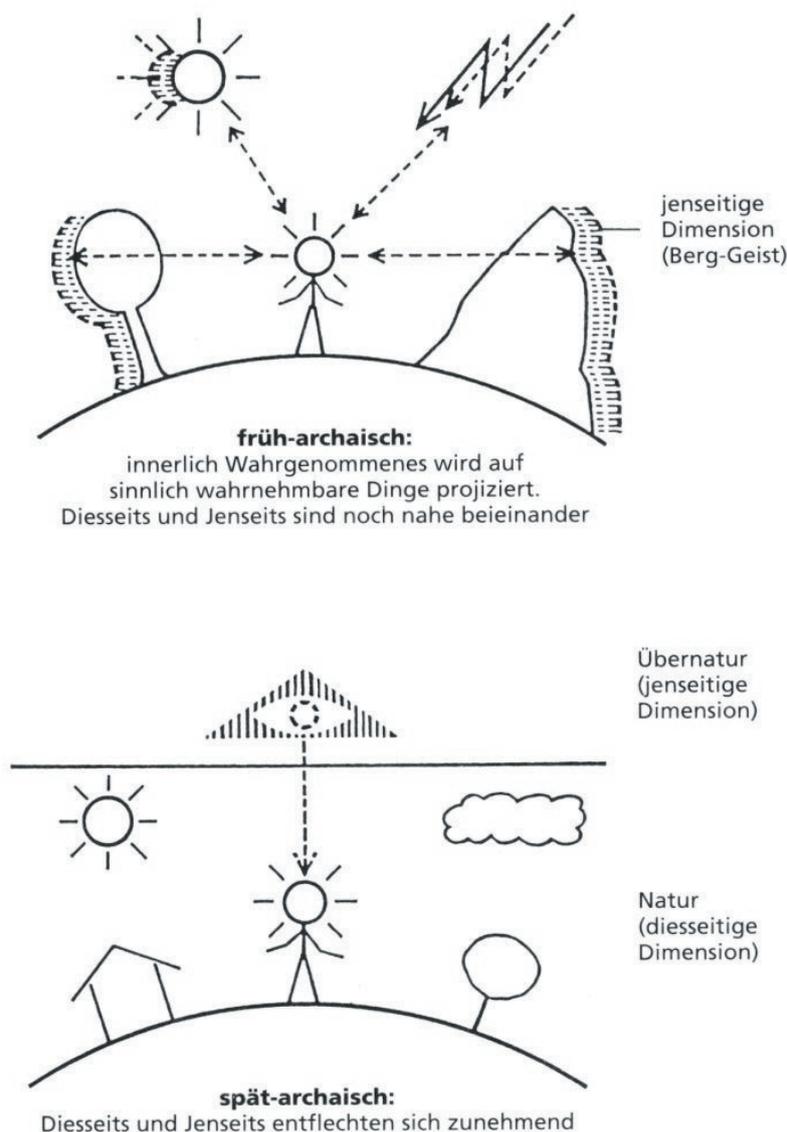


Abb. 2 Archaisches Weltverständnis (nach W. Obrist)

{29} Dank der Entdeckung des Phänomens der Projektion durch die Tiefenpsychologie erkennen wir heute, dass es sich bei der Vorstellung jenseitiger Wesen um etwas innerlich Wahrgenommenes handelt. Wir verstehen die jenseitige

gen Wesen heute nicht mehr als außen real existierende Wesen, sondern symbolisch als Darstellungen unbewusster Kräfte der Psyche. Dadurch wird das Jenseits „hereingeklappt“ (Obrist) und in der Tiefe der menschlichen Seele angesiedelt.

Jenseitige Wesen

{30} Die eingangs zitierten palästinensischen Araber glaubten, sehr vieles in ihrem Leben werde von jenseitigen Wesen bewirkt, zu ihrem Glück, aber ganz besonders auch zu ihrem Unglück.

{31} Dieser Glaube, dass die jenseitigen Wesen wirksam in das Leben der Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge eingreifen könnten, war allen alten Religionen und Kulturen gemeinsam. Immer wurden die jenseitigen Wesen als dem gewöhnlich Sterblichen überlegen vorgestellt. Sie konnten im Einzelnen als Ahnengeister, Kobolde, gute Feen, Schutzengel, Dämonen, Teufel, Göttinnen und Götter oder auch - in monotheistischen Religionen - als ein allerhöchstes Gottwesen mit seinem Hofstaat vorgestellt werden. Wenn die Jenseitigen etwas beschlossen hatten, konnte der Mensch in der Regel nichts dagegen tun. Nur ganz wenige Auserwählte konnten mit Jenseitigen kämpfen - und bisweilen sogar obsiegen, wie etwa der biblische Jakob oder der griechische Halbgott Herakles.

{32} Nach archaischem Glauben konnte ein jenseitiges Wesen jederzeit, wann immer es ihm beliebte, auf mannigfache Weise in das Geschehen auf Erden eingreifen. Die Grenzen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits waren eben durchlässig - und das Leben im Jenseits im Grunde nicht viel anders als dasjenige im Diesseits.

{33} Wenn die Jenseitigen beschlossen, dass „auf Erden“ etwas zu geschehen habe, dann geschah dies auch. Die dafür zuständigen jenseitigen Gewalten konnten zum Beispiel das Wetter, die Ernte, den Verlauf eines Krieges oder einer Krankheit positiv oder negativ beeinflussen oder eine Seuche, eine Heuschreckenplage und vieles andere mehr über ein ganzes Volk hereinbrechen lassen. Außerdem konnten sie eine Zeit lang in der Gestalt eines Tieres oder Menschen unter den Erdenbürgern weilen — etwa, um diese auf die Probe zu stellen. Diese Fähigkeit zur „Inkarnation“ in irdischen Geschöpfen ist in allen Religionen bezeugt.

{34} Je weiter man in der Zeit zurückblickt, desto reger war der Pendelverkehr der jenseitigen Wesen vom Jenseits ins Diesseits und wieder zurück. In spätar-chaischen Zeiten nahm dieser „Grenzverkehr“ zusehends ab. Aber prinzipiell ist er innerhalb des archaischen Weltbildes jederzeit möglich. Sogar heute noch fragen Menschen in großer Not: „Warum greift Gott nicht ein ins Geschehen der Welt?“ Erst der moderne Positivismus und Atheismus hat den Verkehr zwischen dem Jenseits und dem Diesseits lahm gelegt, sodass der Mensch nun existenziell auf sich selbst geworfen ist.

Opfer, Offenbarungen und Magie - dreifache Lebenshilfe

{35} Als der Mensch noch nicht über unsere modernen technischen, medizinischen, sozialen und psychologischen Hilfsmittel zur Bewältigung des Lebens verfügte, war er Schicksalsschlägen in weit höherem Maße als wir heute ausgeliefert. Aber er fühlte sich deswegen nicht verloren. Er wusste sich nämlich dreifach zu helfen: mit Opfern, mit der Vorbereitung auf den Empfang von Offenbarungen und mit seiner geheimen Wissenschaft, der Magie. Er verwendete viel Zeit und Energie darauf, sich das Wohlwollen der Jenseitigen zu sichern, deren Willen zu erkunden und auf den Verlauf der Dinge Einfluss zu nehmen. Das Wohlwollen der Jenseitigen versuchte er durch Opfer zu gewinnen, Einblicke in den Willen der Jenseitigen versuchte er durch Offenbarungen zu erhalten, und den Gang der Ereignisse versuchte er durch magische Praktiken für sich positiv zu beeinflussen.

1. Opfer

{36} wurden bereits in der Altsteinzeit dargebracht. Da man sich die jenseitigen Wesen menschenähnlich vorstellte, lag es nahe, ihnen Geschenke darzubringen, um sie bei guter Laune zu halten. In der hebräischen Bibel verlangt Jahwe zwei Mal täglich ein Opfer, eines während der Morgendämmerung und das andere am Abend; ähnliche Opfervorschriften bestanden in allen Religionen. Vom lebhaften archaischen Tieropferbetrieb an allen Tempeln kann sich der heutige Mensch kaum mehr ein Bild machen. Um die jenseitigen Wesen besonders gnädig zu stimmen, wurde ihnen sogar das Kostbarste geopfert, das man besaß: Menschen, einschließlich der eigenen gesunden Kinder (in der biblischen Geschichte von Abraham und Isaak in i. Mose 22 spiegelt sich die Abschaffung der Kinderopfer). Götter, die mit Blut gnädig gestimmt werden können, sind für unser Erleben heute fremd geworden. Wir haben heute ein zivilisierteres Gottesbild. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass unser heutiges vergeistigtes Gottesbild eine relativ junge Errungenschaft der Menschheit ist. Das christliche „unblutige“ Opfer der Messe erhebt sich über Meeren von Blut, aus denen die Götter freudig tranken.

2. Offenbarungen

{37} Offenbarungen erhielt man zunächst durch genaue Beachtung der „Zeichen von drüben“ - das lateinische Wort „religio“ bedeutet etymologisch: „Sorgfältig auf Zeichen von drüben achten“. So beachtete man etwa mit großer Aufmerksamkeit, wie bestimmte Vögel flogen, wie die Sterne standen, wie die Wolken sich bildeten, wie die Leber eines Opfertieres beschaffen war, wie die heiligen Knöchelchen beim Orakel fielen, was für Tiere einem am frühen Morgen zuerst über den Weg liefen, was das Abendrot anzeigte etc.

{38} Zu solchen „Zeichen von drüben“ in Altisrael äußert sich der Alttestamentier A. Dulles wie folgt:

{39} „Angesichts von Entscheidungen betreffs Kriegen, Bündnissen und innerpolitischen Angelegenheiten pflegten die israelitischen Führer Jahwe zu befragen; in der Praxis hieß dies, von den Priestern orakelhafte Aussagen zu bekommen. Normalerweise zog der Priester eine Art Umhang an, <Ephod> genannt, und gebrauchte geheimnisvolle Instrumente, <Urim> und <Tummin>, vielleicht kleine Stöcke oder Steine, die so gekennzeichnet waren, dass sie zustimmende oder ablehnende Antworten anzeigen konnten (vgl. 2. Mose 28, 30 und 1. Samuel 30, 7-8)“ (L2).

{40} Menschen, welche dazu erwählt wurden, Zeichen zu deuten, wurden durch eine spirituelle Schulung speziell dafür ausgebildet - oft waren diese „Zeichendeuter“ in der vorpatriarchalen Zeit Frauen, etwa die bekannten Sibyllen. Solche intuitiv Begabte wurden von den übernatürlichen Wesen in deren Pläne eingeweiht. Die „Seher und Propheten“ waren in archaischen Zeiten für das Leben und Überleben einer Gemeinschaft sehr wichtig. Sie empfingen die göttlichen „Offenbarungen“, die Weisungen von drüben.

{41} Neben den „Zeichen“ gab es auch direkte Offenbarungen, die dem Menschen einen unmittelbaren Einblick in den Ratschluss der Jenseitigen verschafften. Dieser wurde etwa in Großen Träumen und Visionen vermittelt, aber auch in Erlebnissen innerer Klarheit und Erleuchtung, die zu „heiligen Überzeugungen“ führten, von denen sich ein archaisch empfindender Mensch unter keinen Umständen abbringen ließ. Solche unmittelbaren göttlichen Eingebungen beeinflussten das Leben der archaischen Kulturen in hohem Maße. Weil man Visionen und Träume noch konkretistisch auffasste und wortwörtlich deutete, dachte man, die Seele verlasse in solchen erhabenen Augenblicken den Leib und es werde ihr vergönnt, hinter den Schleier vor dem Jenseits „schauen“ zu dürfen. Dieser Blick hinter den Schleier war kein gewöhnliches „Sehen mit den Augen des Leibes“, sondern ein „Schauen“, ein „Sehen mit den Augen der Seele“. „Sehen“ war etwas Profanes, Weltliches, Sinnliches; „Schauen“ aber war etwas Geheimnisvolles, Mysteriöses, Geistiges und verschaffte den Menschen einen Einblick in die jenseitige Welt. Weil der archaische Mensch diese Mitteilungen von drüben sehr ernst nahm, blieb seine Kultur stets im Kontakt mit seinem Unbewussten und der tieferen Menschennatur. Die archaische Kultur war deswegen noch nicht kopflastig und noch nicht vom Seelengrund abgespalten. Sie war natürlicher und naturnäher.

3. Magie

{42} Magie gab dem archaischen Menschen eine weitere Sicherheit im Leben; denn damit vermochte er sein Leben und seine Welt so zu regeln, dass sie nicht aus den Fugen gerieten (wozu sie nach seiner Ansicht stets tendierten). Die Magie

war der imponierende vorwissenschaftliche Versuch, den Verlauf der Dinge „in den Griff“ zu bekommen und willentlich beeinflussen zu können. Der Magier „wusste, wie“. Er besaß das Know-how zur Beeinflussung des Laufs der Dinge. Magie hängt mit „machen“ zusammen; der Magier konnte etwas „machen“, mithilfe seiner Rituale etwas „bewirken“. Er war im Grunde genommen der erste „Macher“. Mithilfe ausgeklügelter magischer Praktiken und Rituale konnte er nach seiner Ansicht auf zahlreiche Geschehnisse Einfluss nehmen: Er verstand es, die für ihn positiven Lebenskräfte herbeizuführen, also etwa Regen zu machen, den Verlauf eines Krieges zu seinem Vorteil zu verändern, das Wachsen der Pflanzen zu fördern, die Unfruchtbarkeit einer Ehe zu bannen, Krankheiten und allerlei Schädlinge abzuwehren, den Aufenthalt der Toten im Jenseits angenehmer zu machen, die Sonne am kürzesten Tag zu bewegen, künftig wieder länger zu scheinen, etc.

{43} Man könnte unsere heutige Technik als eine moderne Spielart der uralten Magie bezeichnen. Der Magie wie der Technik ist gemeinsam, dass beide versuchen, das Leben „in den Griff“ zu bekommen. Der Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass die moderne Technik - dank den inzwischen erworbenen naturwissenschaftlichen Kenntnissen - die in der Welt wirklich herrschenden Gesetzmäßigkeiten besser zu berücksichtigen weiß als die Magie der Steinzeit, und darum ist die moderne Technik auch ungleich erfolgreicher als diese. „Macher“ aber sind sie alle beide die uralten wie die topmodernen Magier, indem sie versuchen, den Verlauf der Dinge nach ihrem Willen zu „managen“.

{44} Willy Obrist (L 21, 5. 24) zitiert ein eindrückliches Beispiel eines magischen Ritus bei einem Jägervolk im Inneren Afrikas, das der Völkerkundler Leo Frobenius im Jahre 1905 erlebt hat:

{45} „Frobenius äußerte den vier Pygmäen gegenüber, die mit ihm herumzogen, den Wunsch nach einer Gazelle. Sie erklärten ihm, sie könnten am gleichen Tage keine mehr erlegen, da sie keine Vorbereitungen getroffen hätten. Sie sagten es ihm aber für den folgenden Tag zu. Prüfend gingen sie dann lange im Gelände umher und schienen schließlich auf einem Hügel das Richtige gefunden zu haben. Im Morgengrauen des folgenden Tages suchten sie die auserwählte Stelle auf, rupften einen kleinen Platz frei und strichen ihn glatt. Dann zeichnete einer mit dem Finger ein ca. 80cm großes Bild einer Antilope in den Sand. Währenddessen murmelten alle vier Männer unverständliche Formeln vor sich hin. Als sich dann die Sonne am Horizont erhob, spannte einer den Bogen, und als die Strahlen der Sonne auf die Zeichnung fielen, da war es Zeit: Er schoss den Pfeil in den Hals der gezeichneten Antilope. Dann sprangen die Männer sogleich mit ihren Waffen in den Busch; am Nachmittag kehrten sie mit einer erlegten Antilope zurück, die durch einen Pfeilschuss in die Halsschlagader getroffen worden war.“

{46} Man gewinnt den Eindruck, dass die magischen Vorbereitungen für die Antilopenjagd mindestens so wichtig gewesen waren wie die Jagd selber.

Magische Handlungen in der katholischen Kirche

{47} Magische Handlungen sind auch sämtliche von geweihten Priestern vollzogenen Rituale der katholischen Kirche, wie etwa die Wandlung in der Messe oder der Exorzismus (Austreibung von bösen Dämonen). Die von geweihten Priestern gespendeten Sakramente der katholischen Kirche „machen“ - nach katholischer Lehre - das vor bald 2000 Jahren in Jesus Christus geschehene Heil heute wieder „realpräsent“. Durch den korrekten Vollzug der heiligen Riten wird dies „bewirkt“.

{48} Wenn die Kirche mit ihren Sakramenten nicht wäre, wäre das ganze Heilsgeschehen von Abraham bis Christus umsonst gewesen. Die Kirche kann aber das einstige Heilsgeschehen heute in ihren Sakramenten vergegenwärtigen. Weil nur der Priester dies kraft seiner Priesterweihe vermag, gibt es verständlicherweise außerhalb der katholischen Kirche auch keine potente Heil vergegenwärtigung: „Extra ecclesiam nulla salus.“ Die römisch-katholische Kirche erweist sich damit als das eigentliche Sakrament, das Heilszeichen Gottes für die Welt, dank dem der transzendente Gott im Diesseits „realpräsent“ anwesend sein kann. Religionsdiener nichtkatholischer Glaubensgemeinschaften reden auch vom Heil; aber wirksam vergegenwärtigen kann das göttliche Heil nur der ordentlich geweihte Priester der katholischen Kirche; nur dieser hat die dazu nötige magische Kraft, die bei seiner Weihe vom Bischof auf ihn herabfloß.

{49} In der Priesterweihe erhalten die zu Weihenden durch die Handauflegung des in der Apostolischen Sukzession stehenden Bischofs jene magische Wirkkraft, dank der sie die sieben Sakramente der katholischen Kirche potent und mit Vollmacht spenden können. Sie vermögen so zum Beispiel durch die Taufe mit geweihtem Wasser mittels eines kleinen Exorzismus die Macht Satans zu brechen, damit der Getaufte nicht in die Hölle kommt; bei der Beichte können sie Sünden vergeben und dadurch das Fegefeuer verkürzen, und in der Feier der Eucharistie sind sie dank ihrer Wandlungspotenz in der Lage, gewöhnliches Brot und gewöhnlichen Wein in den heilsträchtigen Leib und das erlösende Blut Christi zu „wandeln“ (das ist die Kraft zur „Transsubstantiation“, der Verwandlung der materiellen Substanzen „Brot“ und „Wein“ in die geistlichen Substanzen „Leib Christi“ und „Blut Christi“). Das wirkmächtige, gewöhnliche Brot wandelnde Wort auf dem Höhepunkt der Messe: „Hoc est corpus“ ist nach katholischer Lehre kein „Hokuspokus“, wie bisweilen sogar katholische Lamentheologen wütend ausrufen, sondern eine mit magischer Wandlungskraft geladene heilige Formel. Die „rite“ vollzogene Priesterweihe macht's eben aus.

{50} Das sind Relikte des archaischen Weltbildes inmitten unseres hoch technisierten Jahrhunderts. Kein Wunder, dass die Sakramentenfrömmigkeit in der katholischen Kirche rapide abnimmt. Damit aber gerät die katholische Kirche als Ganze arg ins Wanken; denn sie steht und fällt mit der „richtig“ vollzogenen Priesterweihe.

{51} Zu diesen magischen Handlungen gehört auch der Exorzismus, die Teufelsaustreibung, welche mit magischen Formeln vollzogen wird (die katholische Kirche nennt diese zwar nicht „Formeln“, sondern „Formulare“, um den Eindruck abzuwehren, es handle sich dabei um Magie). Seit jeher hatten sich die Christen gerühmt, die erfolgreichsten Exorzisten zu sein, wie die altchristliche Literatur mannigfach bezeugt: Noch zur Zeit Tertullians (150-225 n. Chr.) konnten sich alle Christen, Laien und Priester gleichermaßen, als Exorzisten betätigen und, nach dem Vorbild der Apostel, Teufel und Dämonen im Namen Jesu Christi austreiben. Bald darauf aber (wohl um 250 n. Chr.) wurden von der Kirche nach und nach Exorzismus-Spezialisten eingeführt; von da an durfte der Exorzismus nur noch von ernannten Exorzisten und nur nach genau vorgeschriebenen Ritualen vollzogen werden. Die heutigen Exorzismen werden immer noch nach dem 1614 erschienenen „Rituale Romanum“ vollzogen, mit welchem im 17. Jahrhundert das damals üppig blühende Exorzistenunwesen in kontrollierte Bahnen zu lenken versucht wurde. Das „Rituale Romanum“ wurde 1952, kaum verändert, neu herausgegeben. Die beiden folgenden Exorzismustexte können von jedem Priester gesprochen werden und werden dadurch „wirksam“. Auch die „richtige“ Präparation des Taufwassers ist eine immer noch vorgeschriebene priesterliche Amtshandlung. Die Texte stammen aus dem „Rituale Romanum“.

1. Exorzismus gegen schädliche Tiere:

{52} „Ich beschwöre euch, ihr schädlichen Mäuse (Heuschrecken, Würmer oder andere Tiere), durch Gott, den allmächtigen Vater, durch Jesus Christus, seinen einzigen Sohn, durch den Heiligen Geist, der von beiden ausgeht, dass ihr sofort weicht von unseren Feldern und Äckern, nicht weiterhin in ihnen hauset, sondern zu den Orten hinüberwechselt, wo ihr niemandem schaden könnt. An Stelle des allmächtigen Gottes und des ganzen himmlischen Hofstaates und der heiligen Kirche Gottes verfluche ich euch, dass, wohin ihr auch lauft, ihr verflucht seid und abnehmt von Tag zu Tag und weniger werdet, bis keine Reste von euch mehr irgendwo gefunden werden, außer ihr seid zum Heile und Nutzen des Menschen nötig. Das gewähre gnädig, der kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten und die Welt durch Feuer.“

2. Mittlerer Exorzismus:

{53} „Ich beschwöre dich, alte Schlange, bei dem Richter über Lebende und Tote, bei deinem Schöpfer, bei dem Schöpfer der Welt, bei ihm, der Macht hat, dich in die Hölle zu schicken, dass du von diesem Diener Gottes N. , der in den Schoß der Kirche zurückkehrt, voller Furcht mitsamt dem Heer deines Schreckens eilends weichst. Ich beschwöre dich noch einmal + (der Exorzist macht ein Kreuzzeichen auf die Stirn des Besessenen), nicht durch meine Schwachheit, sondern durch die Kraft des Heiligen Geistes, dass du aus diesem Diener Gottes N. , den der allmächtige Gott sich zu seinem Bilde geschaffen hat, ausziehst. Weiche also, weiche nicht mir, sondern dem Diener Christi. Es bedrängt dich nämlich die Macht dessen, der dich seinem Kreuz unterjocht hat. Vor seinem Arm erzittere, der das Toben der Unterwelt besiegt und die Seelen zum Licht geführt. Schrecklich sei dir der menschliche Leib + (Kreuzzeichen auf die Brust), fürchterlich das Bild Gottes + (Kreuzzeichen auf die Stirn). Widerstehe nicht, zögere nicht, diesen Menschen zu verlassen, denn es gefiel Christus, im Menschen zu wohnen. Glaube nicht, du könntest dich widersetzen. Es befiehlt dir Gott. + Es befiehlt dir die Majestät Christi. + Es befiehlt dir Gott, der Vater, + es befiehlt dir Gott, der Sohn, + es befiehlt dir Gott, der Heilige Geist. + Es befiehlt dir das Sakrament des Kreuzes. + Es befiehlt dir der Glaube der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der übrigen Heiligen. + Es befiehlt dir das Blut der Märtyrer. + Es befiehlt dir . . . Mache Platz, du grauenhaftester, mache Christus Platz, der dich enteignete, der dein Reich zerstörte, der dich besiegte und fesselte und deinen Besitz verheerte, der dich in die äußerste Finsternis warf . . . Je zögernder du ausfährst, umso härter wird deine Strafe sein; du widersetzt dich ja nicht Menschen, sondern ihm, der Lebende und + Tote beherrscht, der kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten und die Welt durch Feuer. Amen.“

Pressestimmen zu einem konkreten Fall von Exorzismus

{54} Mitte Januar 1997 machte das Thema „Exorzismus“ in der Schweizer Tagespresse Schlagzeilen. Das „St. Galler Tagblatt“ brachte in seiner Nummer vom 18. Januar auf der Titelseite folgenden Text:

{55} Katholische Priester in H. : Teufel weiche!

{56} „Ich beschwöre dich, alte Schlange, . . . dass du voller Furcht mitsamt dem Heer deines Schreckens eilends weichst. . . Mache Platz, du Grauenhaftester, mache Christus Platz, der dein Reich zerstörte . . . und dich in die äußerste Finsternis warf!“

{57} Mit solchen Worten glauben in H. Pfarrer B. und Vikar R. heilen zu können.

{58} Auf der nächsten Seite: „Aktualität“ folgte ein Artikel des Theologen Herbert Haag:

{59} „Exorzismus, ein grässlicher Aberglaube - katholische Priester als Teufelsaustreiber.“

{60} Diese Tagespresse-Texte zeigen, dass wir heute den Zusammenbruch des archaischen Weltbildes miterleben. Der Glaube an die magische Wirkung heiliger Riten ist massiv im Schwinden begriffen; damit aber ist auch das Weihenpriestertum mitsamt der dazugehörigen Amtskirche grundsätzlich in Frage gestellt. Es ist aber nicht zwingend, dass die Kirchen zusammen mit dem archaischen Weltbild untergehen müssen; denn die Religiosität an sich ist nicht an das archaische Weltbild gebunden (s. u. S. 137ff.).

{61} Die heutige römisch-katholische Kirche verwirft aber eine nicht-archaische Interpretation des christlichen Glaubens (s. u. S. 79ff.).

Zerfall des archaischen Weltbildes im Abendland

Drei Kränkungen

{62} Sigmund Freud, der Begründer der modernen Tiefenpsychologie, hat in seiner Einführung in die Psychoanalyse von zwei großen Kränkungen der Menschheit im Verlaufe der Entwicklung der modernen Wissenschaften gesprochen - denen er selber nun noch eine dritte, die empfindlichste, hinzuzufügen gedenke. Mit den drei Kränkungen sprach Freud die Erschütterung des archaischen Weltbildes durch die modernen Naturwissenschaften an. Weil das archaische Weltbild vorwiegend durch die Kirche konserviert wurde und sich die Kirche von Anfang an vehement gegen die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaften gestäubt hatte, bedeutete der Siegeszug von Wissenschaft und Technik über die alte Weltsicht zugleich eine Erschütterung der traditionellen religiösen Institutionen sowie der Religion überhaupt.

{63} Die Entwicklung der modernen Wissenschaften richtet sich aber im Grunde nicht - wie wir leider erst heute klar erkennen können - gegen die Religiosität an sich, wohl aber gegen die Vorstellungen des archaischen Weltbildes, an dem die religiösen Institutionen festhielten, weil sie meinten, der Glaube könne nur innerhalb dieses Weltbildes ausgedrückt werden - ein folgenschwerer Irrtum.

{64} Hier das Zitat von Sigmund Freud:

{65} „Zwei große Kränkungen ihrer naiven Eigenliebe hat die Menschheit im Laufe der Zeiten von der Wissenschaft erdulden müssen. Die erste, als sie erfuhr, dass unsere Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, sondern ein winziges Teilchen eines in seiner Größe kaum vorstellbaren Weltsystems. Sie knüpft sich für uns an den Namen Kopernikus, obwohl schon die alte alexandrinische Wissenschaft ähnliches verkündet hatte. Die zweite dann, als die biologische Forschung das angebliche Schöpfungsvorrecht des Menschen zunichte machte, ihn auf die Abstammung aus dem Tierreich und die Unvertilgbarkeit seiner animalischen Natur verwies. Diese Umwertung hat sich in unseren Tagen unter dem Einfluss von Charles Darwin, Wallace und ihren Vorgängern nicht ohne das heftigste Sträuben der Zeitgenossen vollzogen. Die dritte und empfindlichste Kränkung aber soll die menschliche Größensucht durch die heutige psychologische Forschung erfahren, welche dem Ich nachweisen will, dass es nicht einmal Herr ist im eigenen Hause, sondern auf kärgliche Nachrichten angewiesen bleibt von dem, was unbewusst in seinem Seelenleben vorgeht.“ (L4, Bd. 11, S. 294f.)

{66} Da diese drei Kränkungen hier mit den Namen von Kopernikus, Darwin und Freud verbunden sind, möchte ich den Zerfall des archaischen Weltbildes anhand der neuen Ideen dieser drei modernen Forscher und Denker skizzieren.

1. Nikolaus Kopernikus (1473-1543) - Verlust der Mitte

{67} „Seit Kopernikus rollt der Mensch aus dem Zentrum“, ist in Friedrich Nietzsches Nachlass (1885/86) zu lesen. Nach Nietzsches Ansicht sind die Entdeckungen des Kopernikus der Beginn einer gewaltigen Erschütterung der abendländischen Menschheit, durch welche dem archaischen Weltbild der Boden unter den Füßen entzogen wurde. In seiner Genealogie der Moral (1887) schreibt Nietzsche:

{68} „Ist nicht gerade die Selbstverkleinerung des Menschen, sein Wille zur Selbstverkleinerung, seit Kopernikus in einem unaufhaltsamen Fortschritte? Ach, der Glaube an seine Würde, Einzigkeit, Unersetzlichkeit in der Rangabfolge der Wesen ist dahin, - er ist Tier geworden, Tier, ohne Gleichnis, Abzug und Vorbehalt, er, der in seinem früheren Glauben beinahe Gott (<Kind Gottes>, <Gottmensch>) war . . . Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene geraten, - er rollt immer schneller nunmehr aus dem Mittelpunkt weg - wohin? ins Nichts? ins <durchbohrende Gefühl seines Nichts>? . . . Alle Wissenschaft (und keineswegs nur die Astronomie) . . . ist heute darauf aus, dem Menschen seine bisherige Achtung vor sich auszureden, wie als ob dieselbe nichts als ein bizarrer Eigendünkel gewesen sei.“

{69} Nun war Kopernikus ein frommer Domherr, der alles andere beabsichtigte, als die Menschen in ihrem Glauben an Gott zu erschüttern. Er veröffentlichte das Ergebnis seiner Entdeckungen gleichwohl erst kurz vor seinem Tode (1543), weil er ahnte, welche Erschütterungen sein Werk hervorrufen könnte. Seine Schrift: „Über die Kreisbewegungen der Himmelskörper“ wurde - zwar erst nach längerem Zögern - 1616 denn auch vom Heiligen Offizium in Rom auf den „Index der verbotenen Bücher“ gesetzt (das Heilige Offizium in Rom nennt sich heute „Glaubenskongregation“; es war einst die oberste Inquisitionsbehörde der katholischen Kirche).

{70} Die Entdeckungen des Kopernikus - der übrigens die heliozentrische Idee des griechischen Astronomen Aristarchos von Samos (310-230 v. Chr.) aufgriff und mathematisch weiterführte - stimmten weder mit dem altorientalisch-biblichen noch mit dem damals allgemein akzeptierten Weltbild des ägyptischen Astronomen Claudius Ptolemäus (85-160 n. Chr.) überein, wonach die Erde rund und der Mittelpunkt der Welt sei (Abb. 3).

{71} Sowohl das altorientalisch-biblische wie auch das ptolemäische Weltbild, die beide die Erde im Zentrum des Universums sahen, gaben dem Menschen Sicherheit und Geborgenheit. Der Mensch stand darin im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Schöpfers des Alls, geborgen wie ein Fötus im Uterus. Für Freud war dieses Weltbild ein Ausdruck von „naiver Eigenliebe und Größensucht“. Wir müssen heute zur Kenntnis nehmen, dass sowohl das biblisch-altorientalische wie auch

das ptolemäische Weltbild Ausdruck des menschlichen Bedürfnisses nach Schutz und Geborgenheit im Leben waren. Beide Weltbilder sind heute naturwissenschaftlich unkorrekt. Sie beruhen weitgehend auf Projektionen.

{72} Damals meinte der Mensch, er lebe im Zentrum des Weltalls. Die heutige Evolutionslehre kann dem nicht mehr zustimmen; der Mensch ist für das Universum bedeutungslos geworden. Wenn wir heute Geborgenheit erfahren wollen, müssen wir diese andernorts als im Aufbau des Universums suchen, nämlich im Kontakt zu unserem eigenen Seelengrund und in der Beziehung zu unseren Mitmenschen und der Natur, den Tieren und Pflanzen.

{73} Zwar vermochte auch noch das kopernikanische Weltbild mit seinen Sphären und dem Fixsternhimmel darüber, über oder hinter dem die Behausungen der himmlischen Heerscharen platziert wurden, dem Menschen das erhebende Gefühl zu vermitteln, wenigstens ein wichtiger Teil einer wunderbar und harmonisch funktionierenden Schöpfung zu sein: Man stand zwar nicht mehr ganz im Mittelpunkt des Alls, fiel aber doch auch nicht aus dem haltgebenden Rahmen der Sphären heraus.

{74} Das kopernikanische Weltbild ermöglichte dank seiner Geschlossenheit und den kristallinen Sphären (griechisch „Sphaira“ = Kugel) die Vorstellung einer wunderbaren Sphärensymphonie - über welche heute zwar noch esoterisch spekuliert, aber nicht mehr sachlich begründet gesprochen werden kann.

{75} Johannes Kepler (1571-1630) etwa war begeistert vom heliozentrischen (Helios = Sonne, Sonnengott) Weltbild des Kopernikus und wollte den Nachweis erbringen, dass das All insgesamt eine wunderbare „Sphärenharmonie“ erzeuge. Er errechnete, dass jede Planetensphäre über eine bestimmte „Stimme“ verfüge - Bass, Tenor, Contra-Alt usw. ; zusammen ergäben sie eine Symphonie zum Lobpreis des Schöpfers.

{76} Man kann diese Lehre Keplers als Versuch einer sinngemäßen Angleichung des 150. Psalmes an den Stand der damaligen Astronomie bezeichnen: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“ Johannes Kepler war der Überzeugung, mit seinen astronomischen Theorien Gott zu ehren.

{77} Zu einem eigentlichen Bruch zwischen der Kirche und den Naturwissenschaften, zwischen „Wissen“ und „Glauben“, kam es erst durch Giordano Bruno (1548-1600) und Galileo Galilei (1564-1642). Galileo Galilei vermochte mithilfe seines selbstgebauten Fernrohres das heliozentrische Weltbild des Kopernikus zu bestätigen. Dies zwang das Heilige Römische Offizium, Galilei (der unter dem hohen Klerus wohl wollende Freunde besaß) 1633 den Prozess zu machen; denn die Inquisitionsbehörde hatte siebzehn Jahre zuvor die heliozentrische Theorie des Kopernikus verurteilt. Im Prozess stellte das Römische Offizium das der Bibel zugrunde liegende altorientalische Weltbild als das einzig richtige

hin und führte an, wenn die Sonne in der Mitte des Alls ruhen - also stille stehen - würde, hätte Josua nicht beten können: „Sonne, stehe still zu Gibeon.“ (Josua 10, 12)

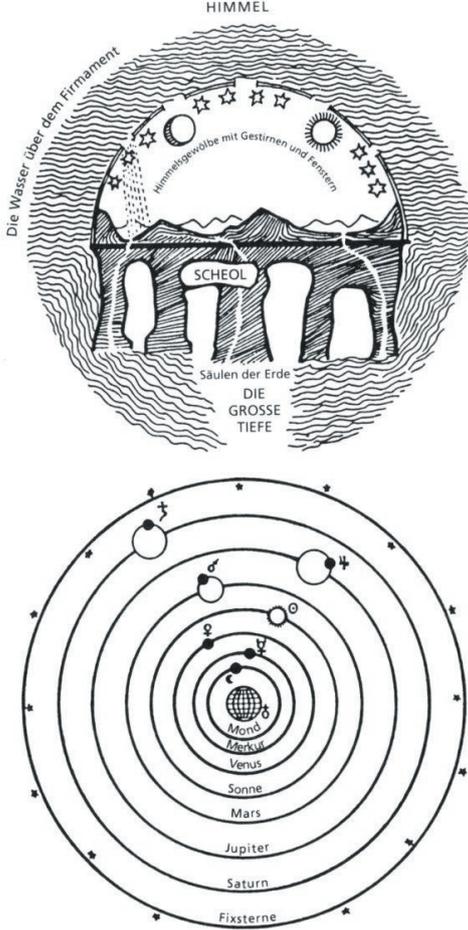


Abb. 3 Altorientalisches, ptolemäisches und kopernikanisches Weltbild.

{78} Ein radikalerer Feind als Galilei war für die Kirche der ehemalige Dominikanermönch Giordano mit dem bürgerlichen Namen Filippo Bruno. Er musste am 17. Februar 1600, nach sieben Jahren Haft im Gefängnis des Heiligen Offiziums auf dem Campo dei Fiori, einem damals sehr belebten Platz Roms, als „Fürst der Ketzer“ den Scheiterhaufen besteigen. Er hatte es gewagt - anders als Galilei, der an den Kristallsphären festhielt -, die Vorstellung von kosmischen Kristallkugeln zu zerschlagen und öffentlich zu verkünden, das Universum sei unendlich groß, so groß wie Gott selber. Er behauptete, es gebe viele Sonnensysteme; das „unsrige“ sei nur eines von vielen. Damit war die bergende Geschlossenheit des Sphärensystems zertrümmert und das Weltall kalt, fremd und nicht mehr heimatlich geworden. Man konnte nun das Bedürfnis nach Geborgenheit und Gehaltensein im Leben nicht mehr in die Struktur des Weltalls hinein-projizieren.

{79} Der mit achtundzwanzig Jahren wegen eines drohenden Ketzerverfahrens aus dem Kloster ausgetretene Giordano hatte ein völlig neues Welt- und Gottesbild geschaffen. Das unermessliche Weltall war für ihn derart faszinierend, dass er in dessen Schöpfung jenes große Wunder sah, welches die Kirche bis anhin mit der jungfräulichen Zeugung des Gottessohnes zum Ausdruck gebracht hatte. An die Stelle der Erzeugung des Gottessohnes durch den Heiligen Geist in der Jungfrau Maria trat nun bei Giordano die Erschaffung des Weltalls. Das trug ihm den Vorwurf der Ketzerei des „Pantheismus“ ein, der Vermischung oder gar Identifizierung von Gott und Welt. Damit aber hob Giordano auch die kirchliche Sakramentenlehre aus den Angeln: Wenn die Welt bereits Gottes voll ist, braucht es keine Sakramente mehr, um Gott in der sündigen und vergänglichen Welt zu vergegenwärtigen. Dieser Gedanke war es hauptsächlich, der Giordano schließlich Kopf und Kragen kostete. Die katholische Kirche erträgt viel Kritik, aber mit Bestimmtheit keinen Angriff auf ihre Sakramentenlehre, ihr geistliches Fundament. Giordano hatte sich einer kirchlich geprägten Frömmigkeit zusehends entfremdet und zudem seine neuartigen Ansichten mit heiligem Eifer und öffentlicher Wirksamkeit verfochten (ähnlich wie Drewermann heute, der Giordano Bruno ein sehr einfühlsames Buch gewidmet hat: Giordano Bruno. Oder der Spiegel des Unendlichen). Giordanos Angriff auf das Zentrum des katholischen Glaubens rief die damals üblichen Sanktionen hervor: Ketzerprozess, Kerker mit Gelegenheit zum Widerruf - und schließlich den Scheiterhaufen.

{80} Giordano hatte die spätarchaische Trennung von „Natur“ und „Übernatur“, „Gott“ und „Welt“, „Diesseits“ und „Jenseits“ grundsätzlich überwunden - um Jahrhunderte zu früh. Giordano glaubte an ein gotterfülltes Universum ohne ein Jenseits darüber oder dahinter; Gott war darin integriert. Diese Ansicht kann erst

heute richtig gewürdigt werden, da wir wissen, dass es keinen Geist ohne Materie, aber auch keine Materie ohne Geist gibt, weil sich Geist und Materie heute als lediglich zwei Aspekte eines einheitlich zu denkenden Seins entpuppen (L 21-24).

{81} In der Folgezeit entfremdeten sich die Naturwissenschaften der Religion immer mehr, besonders nach dem populären Prozess Galileis 1633 und nach der Veröffentlichung von dessen „Dialogo“, in welchem Galilei die These aufstellte, bei Widersprüchen zwischen den Ansichten der Kirche und denen der Naturwissenschaften sei der Meinung der modernen Wissenschaften der Vorzug zu geben. Weil die Kirche am archaischen Weltbild festhielt, wurde die Entfremdung zwischen den modernen Wissenschaften und der Kirche immer größer, und schließlich verschwand Gott zunehmend aus dem Denken der naturwissenschaftlichen Forscher - welche ihre Laufbahn oft als Theologen begonnen hatten. Aus dem gotterfüllten Universum des Giordano wurde dadurch im Positivismus des 19. und 20. Jahrhunderts schließlich ein des Geistes entblößtes, rein materialistisch verstandenes Universum, das nach dieser Theorie aus nichts als aus Materie beziehungsweise Energie bestehe. Das archaische Weltbild wurde in unserem 2. 0. Jahrhundert von vielen Gebildeten durch das positivistische Weltbild ersetzt. Darin ist alles Geschehen im Universum geistlos, chaotisch, rein zufällig und darum auch letztlich sinnlos. Nach der Ansicht des Positivismus besaß nur der Mensch, die Krone der Schöpfung, so genannten „Geist“; „Geist“ wurde mit dem menschlichen Bewusstsein identifiziert. An die Stelle eines einst geistvollen Schöpfungsplanes war im positivistischen Weltbild das Chaos getreten, zufällig zusammengewürfelte Materie beziehungsweise mehr oder weniger kondensierte Energie. Selbst der Mensch war nach positivistischer Ansicht bloß das Zufallsprodukt einer blinden Evolution. Die positivistische Theorie ist ein militanter Gegenentwurf zum archaischen Weltbild.

{82} Von der Nachwelt wurde die Begründung unseres heutigen Weltbildes ziemlich einhellig dem Kopernikus zugesprochen. Wie sehr der Zusammenbruch des archaischen Weltbildes unsere Vorfahren über Jahrhunderte hinweg zu erschüttern vermochte, zeigen die beiden folgenden Zitate über die Pionierleistung des Kopernikus:

{83} Am 200. Todestag des Kopernikus, am 24. Mai 1743, würdigte Johann Christoph Gottsched den bewunderten Astronomen wie folgt:

{84} „Man vernahm die Zeitung: der scharfsehende Copernicus hätte gleichsam auf dem Turme seiner Domkirche, wo er den Himmel zu beobachten pflegte, den festen Punkt außer der Erde gefunden, welchen sich Archimedes gewünscht hatte, um aus demselben, durch seine Hebezeuge, die ganze Erdkugel von ihrer Stelle zu bewegen. Er hätte die Sonne von ihrem seit so viel tausend Jahren gelaufenen Wege erlöst, sie gleichsam vor Anker gelegt und zur Ruhe gebracht. Er hätte die

Erdkugel in einen flüchtigen Kreisel verwandelt, der mitten in den Laufbahnen der Irrsterne jährlich einmal um die Sonne wirbeln sollte. Der ganze gelehrte Okzident hörte mit Entsetzen von einem Domherrn reden, der die bisher sichere und festgegründete Wohnung der Menschen unsicher und schwankend gemacht hätte.“

{85} Mitte des 19. Jahrhunderts sagte der atheistische Philosoph Ludwig Feuerbach, Kopernikus sei „der erste Revolutionär der neueren Zeit“. Er hatte „den Allgemeinsten, den ältesten, den heiligsten Glauben der Menschheit, den Glauben an die Unbeweglichkeit der Erde, umgestoßen und mit diesem Stoß das ganze Glaubenssystem der alten Welt erschüttert. . . . Copernicus hat als echter „Umsturzman“ das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt. . . , der Erde die Initiative der Bewegung zugeeignet, sie ins Rollen gebracht, und er hat dadurch allen ferneren und anderweitigen Revolutionen der Erde Tür und Tor geöffnet. . . . Copernicus ist es, der die Menschheit um ihren Himmel gebracht hat.“

2. Charles Darwin (1809-1882) - Mensch und Affe

{86} Am 30. Juni 1860, etwa ein halbes Jahr nach dem Erscheinen von Darwins erstem großem Werk Die Entstehung der Arten durch natürliche Auslese, wurde die neue Theorie Darwins in Oxford öffentlich diskutiert. Obwohl der Veranstalter die zahlreich Anwesenden bat, es sollten sich bitte bloß Fachleute zu Wort melden, ergriff in der Diskussion alsbald Bischof Wilberforce das Wort, der Darwin bereits in der Zeitschrift: „Quarterly Review“ heftig angegriffen hatte. „Der Bischof“, heißt es in einem Augenzeugenbericht, „war auf der Höhe und sprach eine volle halbe Stunde mit unnachahmlichem Temperament - aber unsachlich. . . . Er machte Darwin in hässlicher, Huxley in gemeiner Weise lächerlich, aber alles in süßen Tönen, in überredender Form, in wohlgesetzten Redewendungen. . . . Zu seinem Unglück vergaß sich der Bischof, mitgerissen durch den Lauf seiner Beredsamkeit, so weit, dass er persönlich wurde und sich zu Huxley umwandte mit der Frage, ob Huxley vielleicht durch seinen Großvater oder eher seine Großmutter mit einem Affen verwandt sei.

{87} Nachdem darauf Thomas H. Huxley einige Unrichtigkeiten in den Angaben des Bischofs korrigiert hatte, entgegnete er: „Ich unterstreiche und wiederhole, dass ein Mensch keinen Grund hätte, sich dessen zu schämen, dass er einen Affen zum Großvater hätte. Wenn es einen Vorfahren gäbe, dessen ich mich schämen würde, so wäre es ein Mensch: ein Mann nämlich von rastlosem und beweglichem Intellekt, der, nicht zufrieden mit seinem Erfolg auf seinem eigenen Tätigkeitsfeld, sich in wissenschaftliche Fragen einmischt, in denen er nicht zu Hause ist, nur um

sie durch eine ziellose Rhetorik zu verdunkeln und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer von dem eigentlichen Verhandlungsgegenstand abzulenken durch beredte Appelle an religiöse Vorurteile.“



Abb. 4 Charles Darwin, von Affen umgeben.

{88} Es gibt in den USA heute noch öffentliche (!) Schulen, an denen die Evolutionslehre nicht als Lehrstoff vermittelt werden darf, nicht einmal im Sinne einer neutralen Information, weil der Darwinismus angeblich die „religiösen Gefühle verletze“.

{89} Die Schriften von Charles Darwin zeigen klar, dass dieser durchaus ein religiöser Mensch war; aber sein Weltbild war nicht mehr das archaische. Anstatt ihn als tiefgründigen religiösen Denker zu ehren und von seinem Versuch, Religiosität zeitgemäß zur Sprache zu bringen, zu profitieren, verunglimpfte ihn die rechtgläubige Mehrheit in den christlichen Kirchen fast hundert Jahre lang. Erst seit dem Zweiten Weltkrieg konnte Darwins Lehre in den Kirchen mehr oder weniger unangefochten Fuß fassen.

{90} Die zwei folgenden Zitate aus Werken von Ch. Darwin geben einen Einblick in seine religiöse Einstellung:

{91} „Der Gemütszustand, den große Naturszenen früher in mir auslösten und den ich damals naiv noch mit dem Glauben an den Gott der Christen in Zusammenhang brachte, unterschied sich nicht wesentlich von dem so genannten <Sinn für das Erhabene. Dieser kann aber nicht als Beweis für die Existenz Gottes im Sinne der christlichen Lehre gelten.“ (The Life and Letters of Charles Darwin I, London 1887, S. 312)

{92} „Ich kann mich in keiner Weise damit zufrieden geben, wenn ich das wundervolle Universum betrachte, dass alles nur das Resultat roher Kraft sein soll. . . . Ich fühle zutiefst, dass das Ganze zu geheimnisvoll für den menschlichen Verstand ist. Genauso gut könnte ein Hund über den Verstand Newtons spekulieren.“ (Brief an Asa Gray, zz. Mai 1860).

3. Sigmund Freud (1856-1939) - die Religion muss weg.

{93} Freud kannte keine religiösen Gefühle wie Darwin. Er blies zum vernichtenden Gegenangriff gegen die Religion. Mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit hat der Begründer der modernen Tiefenpsychologie die dem archaischen Weltbild verhafteten Religionen insgesamt disqualifiziert und als hoffnungslos veraltete Gebilde hingestellt. Nach Freud war die Religion in allen Spielarten ein unverarbeitungter Rest einer noch kindlich gebliebenen Lebenshaltung und damit ein Zeichen von geistiger Unreife. Die Religion: ein infantiles Relikt aus alter Zeit, das es im Zuge des Sieges der Wissenschaft über den Aberglauben nun endlich über Bord zu werfen gelte.

{94} Wie die folgenden Zitate (L4) zeigen, ging Freud jedes innere Verständnis für Religion ab. Die Religion war für ihn bloß ein „pathologischer Fall“, den er nun wie ein Sherlock Holmes mit detektivischem Spürsinn „aufzuklären“ und auf „natürliche“ Ursachen zurückzuführen wusste.

{95} Freud war jüdischer Abstammung. Nach seinen religiösen Wurzeln befragt, antwortete er: „Ich kann sagen, dass ich der jüdischen Religion so ferne stehe wie allen anderen Religionen, das heißt, sie sind mir als Gegenstand wissenschaftlichen Interesses hochbedeutsam; gefühlsmäßig bin ich an ihnen nicht beteiligt.“ (XIV, S. 556)

{96} Auf die Frage, ob der Mensch den illusionären Glauben an einen gütigen Vater im Himmel vielleicht nicht doch benötige, um in dieser unverständlichen und oft grausamen Welt nicht verzweifeln zu müssen, antwortete Freud konsequent mit einem klaren Nein. Er lehnte diesen unwahrhaftigen Trost ab und bezeichnete die Religion als ein schädliches, überholtes soziokulturelles Gebilde, das die Menschen süßlich oder bitter-süß vergifte. Was die Religion verkünde, sei

Ausdruck eines neurotisierenden Infantilismus, den es nun endlich und endgültig zu überwinden gelte. Dass ihm dies ein ernstes Anliegen war, zeigt jene Stelle, wo er gestand, es sei „die einzige Absicht seiner Schrift“, die Menschen zu religionslosen, reifen und selbstständigen Persönlichkeiten zu erziehen:

{97} „Ich widerspreche Ihnen also, wenn Sie weiter folgern, dass der Mensch überhaupt den Trost der religiösen Illusion nicht entbehren kann, dass er ohne sie die Schwere des Lebens, die grausame Wirklichkeit, nicht ertragen würde. Ja, der Mensch nicht, dem Sie das süße - oder bittersüße - Gift von Kindheit an eingeflößt haben. Aber der andere, der nüchtern aufgezogen wurde? Vielleicht braucht der, der nicht an der Neurose leidet [der also nicht durch die Religion seelisch geschädigt wurde; d. Vf.], auch keine Intoxikation, um die Neurose zu betäuben. Gewiss wird der Mensch sich dann in einer schwierigen Situation befinden, er wird sich seine ganze Hilflosigkeit, seine Geringfügigkeit im Getriebe der Welt, eingestehen müssen, nicht mehr der Mittelpunkt der Schöpfung, nicht mehr das Objekt zärtlicher Fürsorge einer gütigen Vorsehung zu sein. Er wird in derselben Lage sein wie das Kind, welches das Vaterhaus verlassen hat, in dem es ihm so warm und behaglich war. Aber nicht wahr, der Infantilismus ist dazu bestimmt, überwunden zu werden? Der Mensch kann nicht ewig Kind bleiben, er muss endlich hinaus, ins <feindliche Leben>. Man darf das „die Erziehung zur Realität) heißen. Brauche ich Ihnen noch zu verraten, dass es die einzige Absicht meiner Schrift ist, auf die Notwendigkeit dieses Fortschritts aufmerksam zu machen?“ (XIV, S. 372!)

{98} Es ist für Freud an der Zeit, dass der Mensch hinausgehe ins Erwachsenenleben; der neurotisierende Infantilismus der Religion muss nun, im Zeichen des Fortschritts der Wissenschaft, endlich überwunden werden. Der Glaube erwachsener Menschen an einen himmlischen Gottvater oder eine fürsorgliche Muttergottheit ist für Freud nichts anderes als ein im Erwachsenenalter sinnlos gewordenes Überbleibsel aus der Kindheit, gleichsam ein prähistorisches Relikt mitten in der modernen Zeit, ein der Realität des Lebens unangemessenes Weiterschleppen des frühkindlichen Wunschbildes: „Vati und Mutti sorgen für mich.“ Dieser Kinderglaube löst sich aber nach Freud in nichts auf, sobald er in einer Psychoanalyse als Infantilismus durchschaut wird:

{99} „Die Psychoanalyse hat uns den intimen Zusammenhang zwischen dem Vaterkomplex und der Gottesgläubigkeit kennen gelehrt, hat uns gezeigt, dass der persönliche Gott psychologisch nichts anderes ist als ein erhöhter Vater, und führt uns täglich vor Augen, wie jugendliche Personen den religiösen Glauben verlieren, sobald die Autorität des Vaters bei ihnen zusammenbricht. Im Elternkomplex erkennen wir so die Wurzel des religiösen Bedürfnisses; der allmächtige, gerechte Gott und die gütige Natur erscheinen uns als großartige Sublimierungen von Vater und Mutter, vielmehr als Erneuerungen und Wiederherstellungen der frühkindlichen Vorstellungen von beiden. Die Religiosität führt sich biologisch auf die lang

anhaltende Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit des kleinen Menschenkindes zurück, welches, wenn es später seine wirkliche Verlassenheit und Schwäche gegen die großen Mächte des Lebens erkannt hat, seine Lage ähnlich wie in der Kindheit empfindet und deren Trostlosigkeit durch die regressive Erneuerung der infantilen Schutzmächte zu verleugnen sucht.“ (VIII, S. 195)

{100} Die Religion ist für Freud ein illusionärer Versuch, die oft trostlose Realität des wirklichen Lebens zu verleugnen und an deren Stelle eine infantile Wunschwelt zu errichten. Freud will die Menschen zur Nüchternheit und geistigen Selbstständigkeit erziehen und sie dazu befähigen, angesichts der ungeschminkten Realität des Lebens arbeits- und genussfähig zu werden. An Stelle des ineffizienten und trügerischen seelsorgerlichen Trostes der Religion bietet Freud qualifizierte Lebenshilfe an. Das süße oder bitter-süße Gift der vorwissenschaftlichen Religion „verdient kein Vertrauen“:

{101} „Das zusammenfassende Urteil der Wissenschaft über die religiöse Weltanschauung lautet also: Während die einzelnen Religionen noch immer miteinander hadern, welche von ihnen im Besitz der Wahrheit sei, meinen wir, dass der Wahrheitsgehalt der Religion überhaupt vernachlässigt werden darf. Religion ist ein Versuch, die Sinnenwelt, in die wir gestellt sind, mittels der Wunschwelt zu bewältigen . . . Aber sie kann es nicht leisten. Ihre Lehren tragen das Gepräge der Zeiten, in denen sie entstanden sind: der unwissenden Kinderzeiten der Menschheit. Ihre Tröstungen verdienen kein Vertrauen. . . . Versucht man, die Religion in den Entwicklungsgang der Menschheit einzureihen, so erscheint sie nicht als ein Dauererwerb, sondern als ein Gegenstück der Neurose, die der einzelne Kulturmensch auf seinem Wege von der Kindheit zur Reife durchzumachen hat.“ (XV, S. 181)

{102} „Ich glaube in der Tat, dass ein großes Stück der mythologischen Weltauffassung, die weit bis in die modernsten Religionen hineinreicht, nichts anderes ist als in die Außenwelt projizierte Psychologie.“(IV, S. 287)

{103} Die neurotische und illusionäre Wunschwelt der Religion fällt im Prozess des psychischen Erwachsenwerdens in sich selbst zusammen. Die Psychoanalyse entlarvt das ganze metaphysische Gebäude als Ausdruck eines infantilen Wunschtraumes, der die Menschen daran hindert, die Welt nüchtern und mit offenen Augen zu betrachten. Die himmlischen Heerscharen existieren nirgendwo außerhalb des Menschen; sie haben ihre Wurzeln im kindlich gebliebenen, unreifen Inneren des Menschen; sie sind Projektionen des infantilen Wunschbildes: „Ich bin auch als erwachsener Mensch immer noch behütet, wie einst als Kind von Vati und Mutti.“ Der Wunsch nach kindlicher Geborgenheit wurde nach Freud einst von unseren noch unwissenden Vorfahren „größensüchtig“ auf den Schöpfer des Alls projiziert. Freud entlarvt aber den Herrn der Heerscharen als Überrest eines

kindlichen Vaterkomplexes. Er holt die himmlischen Heerscharen in die menschliche Seele zurück und löst sie mittels der Psychoanalyse in ein Nichts auf: Ende der Illusion! Der Mensch ist im 20. Jahrhundert „auf sich selbst geworfen“, wie die Existenzphilosophen sagen.

{104} Folgerichtig analysiert Freud auch die Gestalt des Teufels weg: „Der Teufel ist doch gewiss nichts anderes als die Personifikation des verdrängten unbewussten Trieblebens“ (L4, VII, S. 207f.), und zwar insbesondere der Analerotik, der verdrängten Lust an der Darmentleerung, aber auch all jener sexuellen Lüste, welche die christliche Moral verteufelte. Nachdem diese Triebe in der Analyse bewusst gemacht und dem Leben verantwortlich integriert worden sind, löst sich der Teufelsspuk - wie die empirische Erfahrung bei Psychoanalysen immer wieder zeigt - in ein Nichts auf. Die einst verdrängte psychische Energie fließt nun ins alltägliche Leben hinein. Der mythische Teufel verschwindet, nachdem das Triebleben bewusst geworden ist; denn er war ja nichts anderes als ein Symbol für verdrängtes unbewusstes Triebleben.

{105} 1922 widmete Freud dem Teufelsglauben einen ausgedehnten Aufsatz mit dem Titel: „Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert“ (XIII, S. 317 bis 353). Den Ausgangspunkt bildete folgendes Ereignis: Dem bayerischen Maler Christoph Haitzmann erschien am 8. September 1677 (dem Tag „Mariae Geburt“) in der Wallfahrtskirche Mariazell um Mitternacht bei einem Exorzismus der Teufel als geflügelter Drache. Was steckte hinter dieser Teufelsvision? Ihre nähere Analyse ergab für Freud den folgenden Tatbestand: Fast neun Jahre zuvor, 1669, hatte Haitzmann - nach dem Verlust des Vaters - in tiefster Depression und Verzweiflung mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, in welchem er diesem versprochen hatte, ihm nach neun Jahren mit Leib und Seele anzugehören, wenn der Teufel ihm bis zu diesem Zeitpunkt (1677) gesundheitlich helfen werde. Der Inhalt dieses mit Blut geschriebenen Paktes mit dem Teufel lautete:

{106} „Anno 1669, Christoph Haitzmann. Ich verschreibe mich dissen Satan, ich sein leibeigener Sohn sein, und in 9 Jahr ihm mit meim Leib und Seel zuzugehen.“

{107} Anfänglich funktionierte dieser Pakt ganz leidlich; es ging Haitzmann tatsächlich besser. Je näher aber das Ende dieser neun Jahre heranrückte, umso mulmiger wurde es Haitzmann zumute, und er beschloss deshalb, zur gnädigen Gottesmutter zu wallfahren, um sich mit Marias Hilfe aus dem Teufelspakt zurückziehen zu können. Er hoffte, die Himmelskönigin werde ihm dabei helfen, den Teufel wieder loszuwerden, damit er seine Seele nicht an ihn, das Fegefeuer und hernach die ewige Hölle, verlieren müsse.

{108} Haitzmann vermochte die Mönche von Mariazell für sein Unternehmen einer Umpolung des Teufelpaktes in eine Verbindung zur Gottesmutter Maria zu gewinnen. Mithilfe eines durch die Mönche vollzogenen Exorzismus konnte der Pakt in einem dramatischen Akt um Mitternacht tatsächlich vom Teufel, der vor den Mönchen als geflügelter Drache aufkreuzte, zurückgefordert und als null und nichtig erklärt werden. Haitzmann war gerettet! Die Mönche triumphierten über den altbösen Feind, und in dieser ansteckenden Freudenstimmung fühlte sich auch Haitzmann erleichtert. Leider aber hielt seine Heilung nicht lange an. Soweit in Kürze der Bericht der alten Quellen, welche Freud sorgfältig studiert hatte.

{109} Freud stellte in diesem Falle die folgende Diagnose: „Nicht aufgearbeitete Depression infolge des Verlustes einer nahe stehenden Person.“ Die Heilung Haitzmanns war nicht von Dauer, weil die Depression nicht fachmännisch behandelt wurde. Haitzmann hatte niemanden gefunden, der ihm geholfen hätte, seine Trauer um den Verlust des Vaters kompetent zu verarbeiten.

{110} Der junge Maler wurde in der Folge sogar arbeitsunfähig. Da die kirchliche Seelsorge - in Form von schönen Trostworten, Totenmessen, Kirchengang, Bußübungen, Gebeten, Beichten, Wallfahrten etc. - ihm in seiner Trauer um den Vater nicht wirklich half, wandte er sich schließlich in seiner Verzweiflung an den Teufel um Hilfe und schloss mit diesem den genannten Pakt ab. Der Teufel war für den im archaischen Weltbild beheimateten Haitzmann die letzte Rettung: ein Trost, der fast neun Jahre lang hingehalten hatte.

{111} Durch diesen Teufelpakt hatte der verwaiste Sohn wieder einen Vater gefunden. Das Gefühl, wieder einen „leibeigenen“ Vater zu haben, vermochte den „Waisenknaben“ in der Tat über acht Jahre lang zu beruhigen (wir ersehen daraus, als wie real den Menschen im archaischen Weltbild die metaphysischen Wesen erschienen). Als aber der Termin immer näher heranrückte, an dem Haitzmann diesem neuen „leibeigenen“ Vater wirklich „mit Leib und Seel zugehen“ sollte, war es ihm, aus verständlichen Gründen, nicht mehr wohl in seiner Haut. Er mochte sich bange fragen: „Worauf habe ich mich da nur eingelassen; das Fegefeuer und hernach die ewige Verdammnis in der Hölle habe ich mir mit diesem Teufelpakt eingehandelt!“ In seiner erneuten Verzweiflung hatte er schließlich den Einfall, vielleicht mithilfe der gnadenreichen Gottesmutter und Fürsprecherin Maria von diesem nunmehr grausig gewordenen Pakt befreit werden zu können. Deswegen wallfahrte er zur Gottesmutter - mit wirklich handfesten Gründen!

{112} Für Freud war diese Geschichte aus dem 17. Jahrhundert ein erneuter Beweis für die Untauglichkeit der kirchlichen Seelsorge. Exorzismus, Gebete, Totenmessen, Bußübungen, Wallfahrten etc. vermochten nicht qualifiziert zu hel-

fen. Die Mönche mochten es zwar gut gemeint haben; aber damit war dem schwer leidenden Menschen nicht geholfen. Sie standen dieser Depression unwissend und hilflos gegenüber. Ihre magischen Zaubermittel halfen nicht.

{113} Aus diesem „Fall einer Teufelsneurose“ gewann Freud eine weitere Erkenntnis: Gott und der Teufel sind in der Seele des Kindes ursprünglich identisch:

{114} „Vom bösen Dämon wissen wir, dass er als Widerpart Gottes gedacht ist und doch seiner Natur sehr nahe steht. . . . Es braucht nicht viel analytischen Scharfsinns, um zu erraten, dass Gott und Teufel ursprünglich identisch waren, eine einzige Gestalt, die später in zwei mit entgegengesetzten Eigenschaften zerlegt wurde. . . . Es ist der uns wohl bekannte Vorgang der Zerlegung einer Vorstellung mit. . . ambivalentem Inhalt in zwei scharf kontrastierende Gegensätze. Die Widersprüche in der ursprünglichen Natur Gottes sind aber eine Spiegelung der Ambivalenz, welche das Verhältnis des Einzelnen zu seinem persönlichen Vater beherrscht. Wenn der gütige und gerechte Gott ein Vaterersatz ist, so darf man sich nicht darüber wundern, dass auch die feindliche Einstellung, die ihn hasst und fürchtet und sich über ihn beklagt, in der Schöpfung des Satans zum Ausdruck gekommen ist.“ (XIII, S. 331 f.)

{115} Damit war für Freud der Teufel „erkannt“ und auf die ihm zugrunde liegende seelische Realität reduziert worden: Die Figur des Teufels bildet sich demnach im menschlichen Unbewussten aus ungelösten Konflikten in der Beziehung des Kleinkindes zu seinem Vater. Keinesfalls ist der Teufel - wie im archaischen Weltbild - eine für sich und unabhängig vom Menschen existierende personähnliche Figur; sondern der Teufel ist nichts anderes als ein energetisch aufgeladener Komplex im menschlichen Unbewussten, den das Bewusstsein in personifizierter Form wahrnimmt. Was da als Person erscheint, darf aber nicht archaisch-konkretistisch als eine wirkliche Person betrachtet werden; sondern es ist lediglich ein Symbol für einen Komplex im Unbewussten. Solange dieser Komplex nicht kompetent durch die Auseinandersetzung mit den negativen Seiten des Vaters bearbeitet wird, bleibt die Teufelsfigur psychisch lebendig und kann in Träumen oder Visionen jederzeit aus dem Unbewussten hervortreten. Wer sich jedoch einer Analyse seines - immer ambivalenten - Vaterbildes unterzieht, erfährt dabei, wie sich der Teufelskomplex im Verlauf der Analyse in ein Nichts auflöst.

{116} Fazit: Nicht nur Gott, sondern auch der Teufel und die ganze dazwischen angesiedelte metaphysische Gesellschaft wird durch die Psychoanalyse als ein unbearbeiteter Komplex von Kindheitserfahrungen entlarvt, aufgearbeitet und damit aufgelöst.

{117} Dieser Aufsatz Freuds war ein weiterer Schlag gegen die Religion. Freud machte wirklich ernst mit seinem Programm, mithilfe der Psychoanalyse dem archaischen Weltbild und der mit ihr verhängten Religion den dritten, letzten und empfindlichsten Schlag, nämlich den Todesstoß, zu versetzen.

{118} Was hatte nun die christliche Religion diesem Angriff auf ihren Lebensnerv entgegenzuhalten? Im nächsten Abschnitt kommt der bemerkenswerte Versuch des liberalen Theologen Rudolf Bultmann (1884-1976) zur Sprache, dadurch aus der verfuhrwerkten Lage herauszufinden, dass die christliche Religion vom archaischen Weltbild abgekoppelt und in ein zeitgemäßes Weltbild integriert wird.

Entmythologisierung der Religion?

{119} Den mutigen Versuch eines „Aggiornamento“, einer Übertragung des christlichen Glaubens in unsere Zeit, hat die liberale protestantische Theologie seit dem 19. Jahrhundert immer wieder unternommen. Sie hat die Religionskritik der modernen Wissenschaft ernst zu nehmen versucht und sich bemüht, Religiosität auch auf der Grundlage eines modernen Weltbildes möglich zu machen. Der Theologe Rudolf Bultmann hat die Grundproblematik vor mehr als einem halben Jahrhundert in einem programmatischen Vortrag klar und heute noch gültig zusammengefasst zur Darstellung gebracht. Er hielt seinen Vortrag: „Neues Testament und Mythologie“ am 21. April 1941 auf einer Tagung der „Gesellschaft für evangelische Theologie“ in Frankfurt am Main. Ich gebe den Anfang seiner Rede hier ausführlich wieder. An Aktualität haben seine Worte bis heute nichts eingebüßt.

„A. Das Problem

1. Das mythische Weltbild und das mythische Heilsgeschehen im Neuen Testament

{120} Das Weltbild des Neuen Testaments ist ein mythisches. Die Welt gilt als in drei Stockwerke gegliedert: In der Mitte befindet sich die Erde, über ihr der Himmel, unter ihr die Unterwelt. Der Himmel ist die Wohnung Gottes und der himmlischen Gestalten, der Engel; die Unterwelt ist die Hölle, der Ort der Qual. Aber auch die Erde ist nicht nur die Stätte des natürlich-alltäglichen Geschehens, der Vorsorge und Arbeit, die mit Ordnung und Regel rechnet; sondern sie ist auch der Schauplatz des Wirkens übernatürlicher Mächte, Gottes und seiner Engel, des Satans und seiner Dämonen. In das natürliche Geschehen und in das Denken, Wollen und Handeln des Menschen greifen die übernatürlichen Mächte ein; Wunder sind nichts Seltenes. Der Mensch ist seiner selbst nicht mächtig; Dämonen können ihn besitzen; der Satan kann ihm böse Gedanken eingeben; aber

auch Gott kann sein Denken und Wollen lenken, kann ihn himmlische Gesichter schauen lassen, ihn sein befehlendes und tröstendes Wort hören lassen, kann ihm die übernatürliche Kraft seines Geistes schenken. Die Geschichte läuft nicht ihren stetigen, gesetzmäßigen Gang, sondern erhält ihre Bewegung und Richtung durch die übernatürlichen Mächte. Dieser Äon steht unter der Macht des Satans, der Sünde und des Todes (die eben als <Mächte> gelten); er eilt seinem Ende zu, und zwar seinem baldigen Ende, das sich in einer kosmischen Katastrophe vollziehen wird; es stehen nahe bevor die <Wehen> der Endzeit, das Kommen des himmlischen Richters, die Auferstehung der Toten, das Gericht zum Heil oder zum Verderben.

{121} Dem mythischen Weltbild entspricht die Darstellung des Heilgeschehens, das den eigentlichen Inhalt der neutestamentlichen Verkündigung bildet. In mythologischer Sprache redet die Verkündigung: Jetzt ist die Endzeit gekommen; <als die Zeit erfüllt war>, sandte Gott seinen Sohn. Dieser, ein präexistentes Gottwesen, erscheint auf Erden als ein Mensch; sein Tod am Kreuz, den er wie ein Sünder erleidet, schafft Sühne für die Sünden der Menschen. Seine Auferstehung ist der Beginn der kosmischen Katastrophe, durch die der Tod, der durch Adam in die Welt gebracht wurde, zunichte gemacht wird; die dämonischen Weltmächte haben ihre Macht verloren. Der Auferstandene ist zum Himmel erhöht worden zur Rechten Gottes; er ist zum <Herrn> und <König> gemacht worden. Er wird wiederkommen auf den Wolken des Himmels, um das Heilswerk zu vollenden; dann wird die Totenaufstehung und das Gericht stattfinden; dann werden Sünde, Tod und alles Leid vernichtet sein. Und zwar wird das in Bälde geschehen; Paulus meint, dieses Ereignis selbst noch zu erleben.

{122} Wer zur Gemeinde Christi gehört, ist durch Taufe und Herrenmahl mit dem Herrn verbunden und ist, wenn er sich nicht unwürdig verhält, seiner Auferstehung zum Heil sicher. Die Glaubenden haben schon das <Angeld>, nämlich den Geist, der in ihnen wirkt, der auch ihre Gotteskindschaft bezeugt und ihnen ihre Auferstehung garantiert.

2. Die Unmöglichkeit der Repristinierung [Wiederherstellung; d. Vf.] des mythischen Weltbildes

{123} Das alles ist mythologische Rede, und die einzelnen Motive lassen sich leicht auf die zeitgeschichtliche Mythologie der jüdischen Apokalyptik und des gnostischen Erlösungsmythos zurückführen. Sofern es nun mythologische Rede ist, ist es für den Menschen von heute unglaublich, weil für ihn das mythische

Weltbild vergangen ist. Die heutige christliche Verkündigung steht also vor der Frage, ob sie, wenn sie vom Menschen Glauben fordert, ihm zumutet, das vergangene mythische Weltbild anzuerkennen. . . .

{124} Kann die christliche Verkündigung dem Menschen heute zumuten, das mythische Weltbild als wahr anzuerkennen? Das ist sinnlos und unmöglich. Sinnlos; denn das mythische Weltbild ist als solches gar nichts spezifisch Christliches, sondern es ist einfach das Weltbild einer vergangenen Zeit, das noch nicht durch wissenschaftliches Denken geformt ist. Unmöglich; denn ein Weltbild kann man sich nicht durch einen Entschluss aneignen; sondern es ist dem Menschen mit seiner geschichtlichen Situation je schon gegeben. . . .

{125} Es ist unmöglich, ein vergangenes Weltbild durch einen einfachen Entschluss zu reprimieren, und vor allem ist es unmöglich, das mythische Weltbild zu reprimieren, nachdem unser aller Denken unwiderrufflich durch die Wissenschaft geformt worden ist. Ein blindes Akzeptieren der neutestamentlichen Mythologie wäre Willkür, und solche Forderung als Glaubensforderung zu erheben, würde bedeuten, den Glauben zum Werk zu erniedrigen. . . . Die Erfüllung der Forderung wäre ein abgezwungenes *sacrificium intellectus*, und wer es brächte, wäre eigentümlich gespalten und unwahrhaftig. Denn er würde für seinen Glauben, seine Religion, ein Weltbild bejahen, das er sonst in seinem Leben verneint. Mit dem modernen Denken, wie es uns durch unsere Geschichte überkommen ist, ist die Kritik am neutestamentlichen Weltbild gegeben.

{126} Welterfahrung und Weltbemächtigung sind in Wissenschaft und Technik so weit entwickelt, dass kein Mensch im Ernst am neutestamentlichen Weltbild festhalten kann und festhält. Welchen Sinn hat es, heute zu bekennen: <Niedergefahren zur Hölle> oder: <Aufgefahren gen Himmel>, wenn der Bekennende das diesen Formulierungen zugrunde liegende mythische Weltbild von den drei Stockwerken nicht teilt? Ehrlich bekannt werden können solche Sätze nur, wenn es möglich ist, ihre Wahrheit von der mythologischen Vorstellung, in die sie gefasst ist, zu entkleiden, - falls es eine solche Wahrheit gibt. Denn das eben ist theologisch zu fragen! Kein erwachsener Mensch stellt sich Gott als ein oben im Himmel vorhandenes Wesen vor; ja, den <Himmel> im alten Sinne gibt es für uns gar nicht mehr. Und ebenso wenig gibt es die Hölle, die mythische Unterwelt unterhalb des Bodens, auf dem unsere Füße stehen. Erledigt sind damit die Geschichten von der Himmel- und Höllenfahrt Christi; erledigt ist die Erwartung des mit den Wolken des Himmels kommenden <Menschensohnes> und des Entrafftwerdens der Gläubigen in die Luft, ihm entgegen (i. Thess. 4, 15 ff.).

{127} Erledigt ist durch die Kenntnis der Kräfte und Gesetze der Natur der Geister- und Dämonenglaube. Die Gestirne gelten uns als Weltkörper, deren Bewegung eine kosmische Gesetzlichkeit regiert; sie sind für uns keine dämoni-

schen Wesen, die den Menschen in ihren Dienst versklaven. Haben sie Einfluss auf das menschliche Leben, so vollzieht sich dieser nach verständlicher Ordnung und ist nicht die Folge ihrer Güte oder Bosheit.

{128} Krankheiten und ihre Heilungen haben ihre natürlichen Ursachen und beruhen nicht auf dem Wirken von Dämonen bzw. auf deren Bannung. Die Wunder des Neuen Testaments sind damit als Wunder erledigt. . . .

{129} Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben. Und wer meint, es für seine Person tun zu können, muss sich klar machen, dass er, wenn er das für die Haltung christlichen Glaubens erklärt, damit die christliche Verkündigung in der Gegenwart unverständlich und unmöglich macht.

{130} Die mythische Eschatologie ist im Grunde durch die einfache Tatsache erledigt, dass Christi Parusie nicht, wie das Neue Testament erwartete, alsbald stattgefunden hat, sondern dass die Weltgeschichte weiterlief - und wie jeder Zurechnungsfähige überzeugt ist - weiterlaufen wird. Wer überzeugt ist, dass die uns bekannte Welt in der Zeit endigen wird, der stellt sich ihr Ende doch als das Ergebnis der natürlichen Entwicklung vor, etwa als ein Ende in Naturkatastrophen, und nicht als das mythische Geschehen, von dem das Neue Testament redet. . . .

{131} Es handelt sich aber nicht nur um die Kritik, die vom naturwissenschaftlichen Weltbild ausgeht, sondern ebenso sehr, ja im Grunde noch viel mehr, um die Kritik, die aus dem Selbstverständnis des modernen Menschen erwächst. . . .

{132} So ist diesem schlechterdings fremd und unverständlich, was das Neue Testament vom „Geist“ und von den Sakramenten sagt. Er sieht nicht ein, dass in das geschlossene Gefüge der natürlichen Kräfte ein übernatürliches Etwas, das Pneuma (Geist), eindringen und in ihm wirksam sein könne. . . . Er versteht nicht, wie ihm in der Wassertaufe ein geheimnisvolles Etwas mitgeteilt werden könnte, das dann das Subjekt seiner Wollungen und Handlungen wäre. Er versteht nicht, dass eine Mahlzeit ihm geistige Kraft vermitteln soll, und dass unwürdiger Genuss des Herrenmahles leibliche Krankheit und Tod zur Folge haben soll (1. Kor. 11, 30); es sei denn, dass er zur Suggestion als Erklärung seine Zuflucht nimmt. Er versteht auch nicht, wie sich jemand für Tote taufen lassen kann (1. Kor. 15, 29). . . .

{133} Er kann auch den Tod nicht als Strafe für seine Sünden verstehen; der Tod ist für ihn ein einfacher und notwendiger Naturvorgang. . . . Und dass er infolge der Schuld eines Ahnherrn dazu verdammt sei, dem Todesschicksal eines Naturwesens verhaftet zu sein, kann er nicht verstehen. . . . Eben deshalb kann er auch die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung durch den Tod Christi nicht verstehen. Wie kann meine Schuld durch den Tod eines Schuldlosen (wenn

man von einem solchen überhaupt reden darf) gesühnt werden? Welche primitiven Begriffe von Schuld und Gerechtigkeit liegen solcher Vorstellung zu Grunde? Welcher primitiver Gottesbegriff? . . . Ebenso wenig kann der moderne Mensch Jesu Auferstehung als ein Ereignis verstehen, kraft dessen eine Lebensmacht entbunden ist, die sich der Mensch nun durch die Sakramente zueignen kann. . . . Ein solches miraculöses Naturereignis wie die Lebendigmachung eines Toten - ganz abgesehen von seiner Unglaubwürdigkeit überhaupt - kann er nicht als ein ihn betreffendes Handeln Gottes verstehen.

B. Die Aufgabe

1. Nicht Auswahl und Abstriche

{134} Man kann die Verkündigung des Neuen Testaments nicht dadurch retten, dass man das Mythologische durch Auswahl oder Abstriche reduziert. . . . Wo wäre die Grenze bei einem solchen Verfahren des Abstreichens? Man kann das mythische Weltbild nur als ganzes annehmen oder verwerfen. Hier schuldet der Theologe sich und der Gemeinde . . . absolute Klarheit und Sauberkeit. . . . Soll also die Verkündigung des Neuen Testaments ihre Gültigkeit behalten, so gibt es gar keinen anderen Weg, als sie zu entmythologisieren.“ (Rudolf Bultmann: Neues Testament und Mythologie, © Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, 1985, S. 12-22.)

{135} Das Problem war mit Bultmann auf den Punkt gebracht. Seine klaren Darlegungen ermöglichten eine ebenso klare Antwort: Bultmann selber versuchte in der Folge, eine konsequente Neuformulierung der Botschaft der Bibel zu erreichen. Er wandte dabei die so genannte „existentiale Interpretation“ an und stützte sich auf die Existenzphilosophie von Martin Heidegger (1889-1976). Er wollte die zeitlos gültigen Werte der Bibel aus ihrer mythischen Hülle heraus Schälen und für Menschen von heute neu formulieren. Der Versuch ist außerordentlich verdienstvoll. Leider aber scheint die Neuformulierung wegen ihrer philosophisch-abstrakten Sprache nicht recht geglückt zu sein; denn Bultmanns Lösungsversuch ist bloß von Gebildeten verstanden worden. Die von ihm klar herausgearbeitete Problemstellung hingegen kann in der Theologie heute nicht mehr übergangen werden. Bultmann ist - auch wegen seiner historisch-kritischen und religionsgeschichtlichen Arbeiten - zu einem Meilenstein in der Theologie geworden. Die heutige hermeneutische Theologie versucht, sein Grundanliegen aufzunehmen und weiterzuführen.

{136} Während der Teufel seit einigen Jahrzehnten in der Verkündigung der Kirche mit Rücksicht auf das positivistische Weltbild immer mehr in den Hintergrund getreten ist und „abtransportiert“ wurde (Abb. 5), gewinnt er im neuen Weltbild der Tiefenpsychologie wieder an Wichtigkeit, allerdings nicht mehr als „Leibhaftiger“, sondern als Symbolfigur. Er symbolisiert dort einerseits die Stimme der Versuchung, andererseits die Quintessenz des Schattens der christlich-abendländischen Kultur.

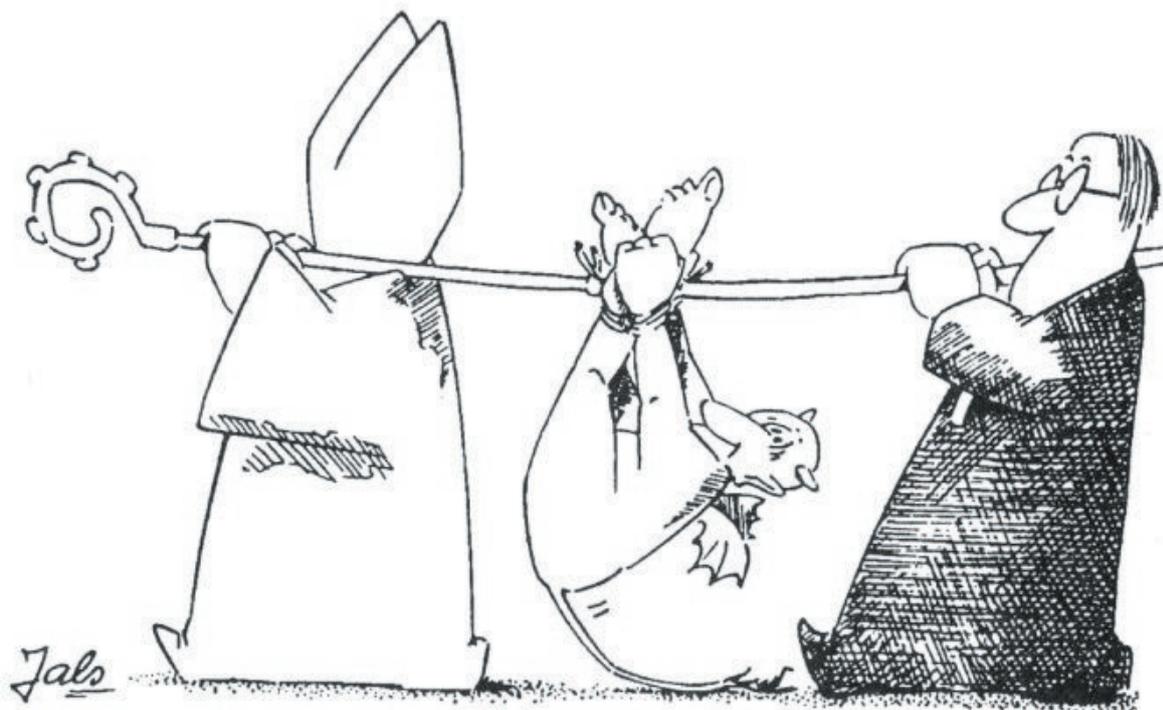


Abb. 5 Bischof, Pfarrer und Teufel. Zeichnung: Jals (© Löwensteiner Cartoon Service).

Dschungel der Esoterik

{137} Die traditionellen Religionen und Kulturen stecken heute in einer tiefen Krise. Überall herrschen Auflösungserscheinungen, welche durch fundamentalistische Wellen oder äußerliche Erneuerungen nicht beseitigt werden können. Das entstehende religiöse Vakuum füllt sich zur Zeit mit einer synkretistischen „Kraut- und-Rüben-Religion“ auf, in deren Schmelztiegel die bisherigen Religionen der Menschheit zur Zeit eingeschmolzen werden. Dieser Zustand ist typisch für den Zusammenbruch des archaischen Weltbildes: Die Religiosität hat noch keine neue, unserem technischen Zeitalter wirklich entsprechende Form gefunden; sie irrt darum herrenlos umher und versucht sich an allem festzuhalten, was sich den Anstrich von etwas Neuem zu geben vermag.

{138} Sich seiner angestammten Religion zu entfremden, bedeutet heutzutage nicht mehr - wie noch bis vor etwa fünfundzwanzig Jahren -, areligiös und atheistisch zu werden. Religiös zu sein ist heute wieder „in“; aber die traditionellen „Heilsanstalten“ entleeren sich zusehends.

{139} Bekannt ist der nun bald ein halbes Jahrhundert alte Ausspruch von C. G. Jung, bei jeder gründlichen Psychoanalyse während der zweiten Lebenshälfte tauche auch „die religiöse Frage“ auf. In diesen Zusammenhang gehört eine vor gut zehn Jahren veröffentlichte Umfrage unter Psychotherapeuten in der Schweiz, welche ergab, dass 80 Prozent der Befragten eine „religiöse Lebenseinstellung“ hätten. Auch Religion und Tiefenpsychologie stehen einander heute näher als früher, obwohl keine Rede davon sein kann, dass sie sich gefunden hätten.

{140} Die Zeitschrift „Focus“ hat dem Thema „Religiosität ohne Kirchen“ im April 1996 eine ganze Nummer gewidmet, und ein Bericht der Tagung vom 11. / 12. Dezember 1993 in der katholischen Akademie Freiburg im Breisgau trägt den bezeichnenden Titel: „Glauben ohne Kirche.“ Im Vorwort dazu steht der programmatische Satz: „Religion hat Konjunktur, Kirche nicht.“

{141} Eine seriöse Studie über die Religiosität der Schweizer aus dem Jahre 1993 hat ergeben, dass sich Religiosität und Kirchlichkeit im Verständnis der Schweizer Bevölkerung immer weiter auseinander entwickeln. Der Titel der Studie lautet: „Jeder ein Sonderfall?“ Religiosität blüht zusehends, während die traditionellen religiösen Institutionen von immer mehr Menschen als „Auslaufmodelle“ auf dem religiösen Markt der globalen und postmodernen Gesellschaft betrachtet werden. Die traditionellen Religionen haben mit der zunehmenden Mündigkeit der Menschen ihre Monopolstellung auf dem religiösen Markt eindeutig verloren.

{142} Solche Ansichten werden, mit großem Publikumserfolg, auch in vielen Filmen vermittelt, so etwa in „Dead Man Walking“. Der Film zeigt in der Figur einer Nonne in Straßenkleidern (also ohne den Habitus einer kirchlichen Institution) eine Verkörperung von echter, berührender Menschlichkeit, während der offizielle Gefängnispriester - mit Stehkragen! - nichts bewirken kann.

{143} Der Zerfall des archaischen Weltbildes ist unaufhaltsam. Da die traditionellen Religionen weithin mit dem archaischen Weltbild verknüpft sind, bedeutet der Untergang des archaischen Weltbildes zugleich auch den Untergang der traditionellen Religionen. Weil die Religionen in der Regel konservativ eingestellt sind, ist es eher unwahrscheinlich, dass ihnen die Transformation in eine neue, wirklich zeitgemäße Gestalt der Religiosität gelingen wird. Der Archetyp von „Stirb und Werde“, der zur Zeit in diesem Umformungsprozess der Religiosität konstellierte ist, legt vielmehr die Vermutung nahe, dass eine wirklich zeitgemäße Form von Religiosität nur außerhalb der traditionellen Religionen erschaffen wer-

den kann: Zuerst muss das Alte untergehen, und erst dann kann Neues entstehen. Nicht einmal Papst Johannes XXIII. konnte sich mit seinem „Aggiornamento“ in seiner Kirche erfolgreich durchsetzen; nicht einmal der Kapitän selbst vermochte mit der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils das Steuerruder seines Schiffes herumzureißen, um dieses auf einen Kurs mit Zukunft zu bringen.

2. „Zwei Seelen, ach! . . .“ Unerlöstes in unserer Kultur

Gegensätze, welche die abendländische Kultur einst prägten

{144} „ . . . Ich bin kein ausgeklügeltes Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“
(Conrad Ferdinand Meyer, 1825-1898)

{145} Dieses Wort vom Widerspruch im Menschen, das C. F. Meyer seinem Erstlingswerk Huttens letzte Tage als Sinnspruch vorangestellt hat, bildet das Motto für dieses Kapitel. Den Zwiespalt bilden die göttliche und die teuflische Stimme in uns, die in unserer Kultur von Anfang an miteinander im Widerstreit lagen. In der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins tritt ab einer gewissen Evolutionshöhe das helle, obere Prinzip zum dunklen, unteren in einen Gegensatz. Das Bewusstsein wird in dieser Phase seiner Entwicklung derart stark vom oberen, lichten Pol angezogen und fasziniert, dass es diesen fortan „Gott“ nennt. Der christliche Gott ist eine Lichtgestalt und nach dem spätarchaischen Weltbild „reiner Geist“; das höchste Prinzip ist also „reines, geistiges Licht“. Das Geistige ist in der christlich-abendländischen Kultur mit dem hellen, oberen Prinzip verbunden, sodass es scheint, als ob nur das Helle, Lichte und Ätherische göttlich sei. Dem dunklen Prinzip wird weder Geist noch Göttlichkeit zuerkannt (allenfalls ein teuflischer, luziferischer Geist). Das Dunkle, Naturhafte wird im spätarchaischen Weltbild als „bloße Materie“ abgewertet, die dem „reinen Geist“ widerstrebe. Die dadurch entstehende Gegensatzspannung zwischen dem oberen, geistigen, lichten und dem unteren, materiellen, dunklen Prinzip durchzieht zwar alle höheren Kulturen, weil die Gegensatzspannung von der Bewusstseinsentwicklung bedingt ist; aber im christlichen Abendland wurde diese seit der Antike durch die Vereinigung der griechischen mit der jüdischen Kultur zum abendländischen Christentum noch gesteigert.

{146} Berühmter als das Wort des Schweizer Dichters vom Zürichsee ist der schmerzliche Ausruf Fausts in J. W. Goethes Faust I (1808), der bei der Taufe dieses Kapitels Pate gestanden hat:

{147} „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“

{148} Schon der griechische Philosoph Platon (427-347 vor Christus) spricht von einem inneren Zwiespalt in der Seele des Menschen. Er vergleicht die Seele des Menschen mit einem ungleichen Pferdegespann: Das eine Pferd, schön und gut, ist der Sitz der höheren, geistigen Leidenschaften; mit dieser Seite strebt der Mensch himmelwärts zum Guten. Das andere Pferd bedeutet den Sitz der sinnlichen Begierden; dieses hässliche Ross versucht, den Wagen unserer Seele ungestüm nieder zur Erde zu ziehen.

{149} Bekannt ist auch der schmerzliche Ausruf des Apostels Paulus über die innere Zerrissenheit des unerlösten Menschen (Römer 7, 19. 22. - 2. 4):

{150} „Nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will ... Nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust am Gesetz Gottes; ich erfahre aber ein anderes Gesetz in mir, das diesem widerstreitet ... Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen?“

{151} In diesen Zeilen wird deutlich, wie Paulus das „untere Seelenpferd“ als etwas Lebendiges und Mächtiges erfährt, als einen mit einem eigenen Willen begabten seelischen Komplex, der autonom handelt und die Absichten des Ichs durchkreuzt. Paulus nennt diesen unteren Pol der Psyche „das andere Gesetz in mir, das keine Lust hat am Gesetz Gottes“; dahinter steckt der Teufel, der Herr dieser Welt, der die Gedanken der Ungläubigen verblendet (2. Kor. 4, 4). Der Teufel ist die Quintessenz, die personifizierte Gestalt des Komplexes der so genannten „niedereren“ Seelenkräfte, welche in ihm geballt erscheinen.

{152} In unserem wissenschaftlichen 20. Jahrhundert spricht Sigmund Freud im Zusammenhang mit den widersprüchlichen Strebungen in unserer Seele vom „Es“ und vom „Über-Ich“, zwei seelischen Instanzen, deren grundverschiedene Forderungen unserem armen und geplagten Ich oft schwer zu schaffen machten. „Zwei Seelen, ach! . . .“ also auch hier, wie bei J. W. Goethe, dem von Freud zeit- lebens bewunderten Dichter.

{153} Wie immer diese gegensätzlichen Seelenkräfte in uns benannt werden - stets liegt ihnen dieselbe für unsere abendländische Kultur typische massive Gegensatzspannung und Unerlöstheit des Menschen zu Grunde. Woher rührt diese übermäßige Spannung in der abendländischen Seele?

{154} Sie hat mit der Entfaltung des rationalen Denkens zu tun, welches bei kulturell hoch entwickelten Völkern in der ganzen alten Welt ab etwa 500 vor Christus immer mehr zum Tragen kam. Diesen Durchbruch des rationalen Denkens erkannte der Soziologe und Philosoph Max Weber (1864-1920) als erster; er nannte diese Zeit die „Achsenzeit“. Der Begriff der „Achsenzeit“ wurde durch den Psychiater und Philosophen Karl Jaspers (1883-1969) aufgenommen und weiterverbreitet.

{155} Seit etwa dem sechsten Jahrhundert vor Christus erfolgte im Nahen und Fernen Osten in alten Hochkulturen, deren Bewusstsein bereits recht gut differenziert war, ein Durchbruch des rational-logischen Denkens. Junge Menschen - Angehörige der kleinen Elite der Herrschenden - wurden fortan entsprechend geschult: Der Dolch ihres Intellektes wurde geschliffen und geschärft. Da liegt die tiefste Wurzel der Kopflastigkeit unserer heutigen Kulturen. Im Zuge dieser Entwicklung wurden das Irrationale und die alten mythischen Traditionen, Ahnungen und Intuitionen, abgewertet. Nun wurde von der kleinen Kaste der

Gebildeten dem „klaren Kopf“ gehuldigt. Diese neue, auf der Logik aufbauende geistige Verfassung wurde im Wesentlichen von Männern getragen und auch als für Männer typisch empfunden. Im logischen Denken geschulte Männer gewannen langsam Einfluss auf die herrschenden offiziellen Traditionen. Je mehr das öffentliche Leben von dieser neuen progressiven Geistesverfassung geprägt wurde, desto mehr wurden die in der Regel im neuen Denken nicht geschulten Frauen in den Hintergrund gedrängt; das Wesen des Weiblichen stand zum neuen „männlichen“ Denken scheinbar im Gegensatz. Psychologisch ausgedrückt: Auf die Frauen wurde nun der untere psychische Pol projiziert, während sich die gebildeten Männer stolz mit dem oberen ätherischen Pol identifizierten, der ihnen viel wertvoller als der untere, erdverhaftete und dunkle Pol erschien.

{156} Die mit dem Rationalismus verbundene Mentalität bezeichne ich als „Patriarchat“. Das patriarchal geprägte Bewusstsein will Logik, Klarheit und Geradlinigkeit; es fordert einen Willen, der das als logisch Erkannte durchzusetzen bereit ist, ohne Rücksicht auf irgendwelche Gefühle und Traditionen. Das kühne männliche Ich darf die Klarheit des logischen Denkprozesses nicht von Gefühlen trüben lassen. Das patriarchale Denken ist von der Logik derart fasziniert, dass es nicht merkt, wie armselig, dürr und grau das Leben wird, wenn es die Vorherrschaft in der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens erhält. Es ist ein noch unreifes Denken, welches das Gefühl und die Intuition nicht als gleichwertige Prinzipien neben sich gelten lässt, sondern diese dominieren will. So kommt es zur Schattenbildung, bei der das Untere, Dunkle abgewertet wird.

{157} Leider sind die Begriffe „Matriarchat“ und „Patriarchat“ von vielen unbewussten Projektionen durchsetzt. Viele von denen, welche diese Begriffe verwenden, denken dabei in erster Linie an vordergründige Machtkämpfe zwischen Frauen und Männern. Aber wir müssen tiefer ansetzen: Diese beiden Begriffe bezeichnen hier eine innere geistige Verfassung, die Prägung unseres Geistes durch eine bestimmte Phase in der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins. Das „Matriarchat“ stellt die Ursprungsphase dar, in welcher sich das Bewusstsein noch nicht zum Gegenpol des Unbewussten emporgeschwungen hatte, sondern sich von diesem weitgehend noch hatte führen lassen. Im „Patriarchat“ hingegen traten die beiden seelischen Systeme des Bewusstseins und des Unbewussten auseinander, woraus sich die für das Patriarchat typische Gegensatzspannung ergab. Da die Gegensatzspannung in der abendländischen Kultur übertrieben wurde, müssen wir heute wieder lernen, das Bewusste und das Unbewusste kooperieren zu lassen.

{158} Im Allgemeinen neigen wohl mehr Männer als Frauen zu einem patriarchalen Denken, in welchem das Kühle und Abstrakte überwiegt. Aber im Einzelfall ist dies oft anders. Das heutige öffentliche Leben ist immer noch überwiegend pa-

triarchal geprägt, auch wenn immer mehr Frauen mitbestimmen; denn es machen leider oft solche Frauen Karriere, deren Geistesverfassung als „patriarchal“ bezeichnet werden kann.

{159} Insbesondere die griechische wie die jüdische Kultur waren von der „Achsenzeit“ an zunehmend patriarchal geprägt. Im Blick auf die Bewusstseinsentwicklung sind die beiden Kulturen also geistesverwandt. Die Unterschiede zwischen ihnen werden in der Regel so stark betont, dass ihre grundsätzliche Verwandtschaft durch dieselbe Höhe der Bewusstseinsentwicklung nicht mehr sichtbar wird. Durch ihre gegenseitige Verbindung in der Antike - woraus die christliche Kultur entstand - wurde das patriarchale Element vollends dominant und damit die Gegensatzspannung massiv verstärkt.

{160} Wir spüren dieser Gegensatzspannung zunächst im Mythos des Engelsturzes nach.

Satan: Der Mythos vom Engelsturz

Hieronymus Bosch - ein persönliches „Brainstorming“

{161} Wir beginnen diesen Abschnitt über den Gegensatz im christlichen Gottesbild mit der Betrachtung eines Bildes von Hieronymus Bosch (1450-1516). Es zeigt einen Ausschnitt aus seinem „Jüngsten Gericht“ (den linken Flügel des Triptychons): „Der Engelsturz“ (Abb. 6). Das Original ist in der Akademie der bildenden Künste in Wien zu sehen. Der Mythos schildert, wie Luzifer oder Satan aus dem Himmel gestürzt wurde, weil er sich Gottes Gebot widersetzt hatte.



Abb. 6 „Der Engelsturz“; Ausschnitt aus dem Triptychon „Das Jüngste Gericht“ von Hieronymus Bosch (Akademie der bildenden Künste, Wien).

{162} Ich möchte meine Ausführungen zum Mythos vom Engelsturz (siehe dazu S. 78 f.) mit persönlichen Assoziationen beginnen. Ich schreibe mein „Brainstorming“ unzensuriert so nieder, wie es in mir aufsteigt. Dazu eine vielleicht nützliche Vorbemerkung:

{163} Es geht in diesem Abschnitt um Kritik an einem Gottesbild. Das Bild, das sich jemand von Gott macht, hängt vom Stand seines Bewusstseins ab. Ein Gottesbild ist immer etwas Vorläufiges, das sich mit dem Wandel des Bewusstseins im Laufe des persönlichen Lebens oder gar einer Epoche verändert. Wenn ich mich im folgenden kritisch über ein bestimmtes Gottesbild äußere, bedeutet das natürlich nicht, dass ich mich gegen Gott selber wende. Aber ich werde ein Gottesbild recht hart angreifen, das ich für überholt und gefährlich halte. Es ist gut möglich, dass ich damit auch Ihr Gottesbild angreife und Sie damit verletze; die Tiefe der Verletzung nimmt zu mit dem Grad Ihrer Identifizierung mit diesem Gottesbild.

{164} Wenn Sie das Bild von Hieronymus Bosch betrachten, runzeln Sie vielleicht die Stirne: „Warum soll das kein schönes Bild sein?“ Der erste Blick zeigt auch nichts Verdächtiges: Gott der Allmächtige, Allwissende, Vollkommene, Gütige und Barmherzige sitzt auf seinem himmlischen Thron in der Höhe, in herrlichem Lichtglanz, wie sich's gehört, von einer strahlenden Mandorla umgeben und von unzählbaren Lichtengeln umschwebt.

{165} Schon ein zweiter Blick lässt einen aber stutzig werden: Da tobt zu Gottes Füßen, im Kontrast zur Ruhe und Majestät des Herrn der Heerscharen, ein fürchterlicher Kampf. Eine heftig umkämpfte Schlacht in Gottes allernächster Nähe: Was ist da zum Teufel los? Doch beruhigen wir uns: Es kann ja nichts Schlimmes sein; denn Gott sitzt so sicher und gelassen auf seinem goldenen Thron. Vielleicht handelt es sich bloß um ein harmloses Geplänkel ? Vielleicht sind die Engel etwas übermütig und raufen sich wie junge Katzen ? Gott ist schließlich der Allmächtige - und erst noch allwissend, gütig und gerecht. Und doch: Was für ein fremder, beunruhigender Gedanke: Gott scheint- die Fechterei vor seinen Füßen zeigt es - nicht unangefochten zu sein. Aber er thront gelassen über dem Schlachtlärm. Wie ist es möglich, so ruhig dazusitzen, wenn eine Schlacht vor den eigenen Füßen im Gang ist, bei der es um das Leben von Geschöpfen geht, die man einst in allwissender Liebe und Güte selber erschaffen hat? Da kann etwas nicht stimmen! Warum greift Gott nicht ein ins Getümmel? Warum zeigt er keine Gefühle, sondern thront unnahbar auf seinem goldenen Sitz? Lässt das Gemetzel ihn kalt? Oder versucht er mühsam, Fassung zu bewahren? Ist seine Gelassenheit am Ende bloß Schein und Mache? Ein schrecklicher Gedanke: Spielt Gott vielleicht nur den Allmächtigen und Allwissenden, ohne es wirklich zu sein? Denn selbst wenn Gottvater die gegnerische Attacke scheinbar souverän abzuwehren verstünde - es gibt sie trotzdem: die Rebellion gegen ihn.

{166} Ein Aufstand im Himmel. Revolution, Bürgerkrieg. Ist der Teufel los? Gegner - das hebräische „Satan“ bedeutet nichts anderes als ebendies: „Gegner“ -, satanische Gesellen erheben sich kühn gegen Gottvater, den Allmächtigen, Allwissenden und Vollkommenen. Wie ist das möglich; wie kann dem Allmächtigen und Allwissenden, der in weiser Voraussicht und Liebe alles erschaffen hat, so etwas passieren? Da ist was faul im Staate Dänemark!

{167} Widerstand gegen Gott - noch wird die Revolution niedergeschlagen, scheinbar souverän. Es wird aufgeräumt im Himmel, gründlich Ordnung gemacht. Eine Säuberungsaktion im Namen Gottes . . . Grässliche Kapitel aus der Geschichte tauchen auf: Gottes Saubermacher! Warum konnte im allmächtig, allwissend und gütig gelenkten Himmel überhaupt ein Aufstand entstehen?

{168} Werfen wir nochmals einen Blick auf das Bild: Die Rebellen werden von einer unzählbaren Leibwache, die offensichtlich kampferprobt ist, mühelos abgewehrt. Ein strategisch einwandfrei geführter Abwehrkampf. Gratuliere, General, zur sauberen Leistung! Ein solcher Gegenschlag - das habe ich in den fünfunddreißig Jahren gelernt, in denen ich in der Schweizer Armee Militärdienst geleistet habe - kann aber nicht aus dem Stand organisiert und ausgeführt werden; so etwas braucht eine von langer Hand gut durchdachte Organisation mit allem Drum und Dran, und es braucht Training und Drill, um die militärischen Formationen fit zu machen und schlagkräftig zu erhalten.

{169} Jetzt aber stürmen Fragen entfesselt daher:

{170} „Wer führt Gottes Leibgarde an? Warum braucht es eine militärische Ausbildung im Reich der Liebe? Was hat der Allmächtige und Allwissende zu befürchten, dass er sich eine Armee halten muss? Im Himmel wird also nicht nur jubiliert, nicht nur psalmodiert und Harfe gespielt, sondern auch militärisch exerziert - mit Drill und Feindbild selbstverständlich (denn ohne Feindbild lässt sich bekanntlich niemand dazu verführen, den <Ernstfall> zu üben)! Wie aber konnte ein Feindbild im Klima der Liebe gedeihen? Ist es am Ende doch nicht so langweilig im Himmel, wie alle sagen? Mit was für Exerzitien haben wohl die himmlischen Heerscharen das professionell vollzogene Gemetzel eingeübt? Was für ein Geist herrschte beim Drill dieser schlagkräftigen Truppe des Herrn der Heerscharen? Was für ein Offizier ist ihr Ausbildungschef? In welchem Rang steht er? Wem ist er direkt unterstellt? Was ist sein eigener Herrschaftsbereich, und wo sind die Grenzen seiner Macht? Wie sieht überhaupt das himmlische Organigramm aus; gibt es da auch eine Verteilung der Chargen in eine geistliche und eine militante Abteilung? Wo befinden sich die Kasernen und die militärischen Exerzierfelder des Chefs, wo die Waffenschmieden, die Zulieferanten und die himmlischen Zeughäuser? Was tut die Armee, wenn nirgends der Teufel los ist? Könnte der himmlische General Gott vielleicht dessen Thron streitig machen? Oder ist am

Ende der Allmächtige selbst der Exerzier- und „Schlauchmeister“ ? Bildet er vielleicht - wohl eher nachts, an einem geheimen Ort - höchstpersönlich seine schlagkräftigen Truppen aus, und tagsüber sitzt er gelassen auf seinem Thron? Verständlich, dass er so ruhig dasitzen kann, wenn er weiß, was für Prachtkerle für ihn im Notfall das Schwert zu führen verstehen! Ist die Propagierung von Gottes Allmacht, Allwissenheit, Güte und Liebe vielleicht nur PR-Werk, raffiniert aufgemachte Propaganda? Hat Gott in Wirklichkeit zwei Seiten: eine gütige sowie eine grausame? Ist sein Verhalten doppelbödig und seine Liebesbotschaft doppelzünftig? Weiß seine Linke, was die Rechte tut? Ist Gott in sich selber gespalten?“

{171} Wir werfen einen letzten Blick auf das Bild von Hieronymus Bosch:

{172} Während ihres Sturzes in die unteren Regionen verwandeln sich die aufmüpfigen Rebellen - angeblich alle einst gut und schön erschaffene Lichtengel - in dunkle, insektenartige Dämonen, von denen ins künftig auf der Welt die sattem bekannten Übel ausgehen werden: Krankheiten, Pest und Tod, Missernten, Unwetter, Kriege, menschliche Bosheit, Geilheit und Zügellosigkeit, Mord und Totschlag, Herrschsucht, Lügen und Intrigen - kurz: der ganze Schatten des menschlichen Lebens, der unter der Herrschaft des obersten Dämonenfürsten, des Teufels, steht. Die unheimlichen, widerlichen Viecher tauchen zusammen mit Kröten, Käfern und zahllosen schrecklichen Untieren als destruktive Mächte, Abgesandte des Teufels, in vielen Bildern von Hieronymus Bosch auf. Das Dämonische, Böse, Unheimliche und Satanische ist auf den Gemälden dieses sensiblen Malers allgegenwärtig.

{173} Auf unserem Bild wird gezeigt, woher das Dunkle, Abgründige, Widerliche und Schreckliche im Leben stammt: nämlich aus Gottes unmittelbarer Nähe. Das Dunkle und Unverstehbare am Leben ist das Ergebnis einer mythischen himmlischen Schlacht am Schöpfungsmorgen.

{174} Je weiter sich die aus dem Himmel Gestürzten von Gott entfernen, desto grässlicher werden sie. Es scheint, Gott dulde das Hässliche, Grässliche, Böse und Destruktive nicht in seiner unmittelbaren Nähe. Merkwürdig aber ist, dass das Dunkle und Wüste in einiger Entfernung von ihm dann doch leben und wüten darf. Was kommt darin zum Ausdruck? Möchte Gott ganz einfach nicht gestört werden auf seinem Thron? Warum scheint ihn das Destruktive, Zerstörerische und Satanische nur dann zu stören, wenn es ihm unter die eigenen Augen kommt? Kümmert ihn denn das Elend in der Ferne nicht? „Aus den Augen, aus dem Sinn“: Gilt das auch für den Allwissenden? Ist dieser Gott vielleicht gar nicht konfliktfähig, so wenig wie ein großer Teil seines Bodenpersonals?

{175} Der Mythos vom Engelsturz ist voller Widersprüche, wenn man sich erlaubt, gewisse Fragen zu stellen. Denn wie kann aus einer gütigen Allmacht plötzlich Böses kommen? Das ist unlogisch. Doch wo liegt der Denkfehler? Warum

muss überhaupt behauptet werden, Gott sei gut, gerecht, allmächtig, allwissend und vollkommen? Lässt sich am Ende ein solcher Gott besser verkaufen als einer mit zwei Gesichtern und zwei Seelen, ach!, in seiner Brust? Wird der christliche Gott als „*summum bonum*“ angepriesen, weil man mit einem solchen Gott mehr Publikumserfolg hat als mit einem, der dem Menschen nicht nur gut, sondern bisweilen auch übel will? Ist aber ein solcher Glaube nicht „Opium fürs Volk“, wie Karl Marx (1818-1883) es formuliert hat? Fördert er nicht eine kindliche Naivität des Menschen, lullt er ihn nicht ein in ein trügerisches, illusionäres Bild vom Leben, das den Menschen daran hindert, wirklich erwachsen zu werden und dem Leben nüchtern und unerschrocken entgegenzutreten?

{176} Hieronymus Bosch hat an der Schwelle zur Neuzeit ein Gottesbild dargestellt, das vielleicht auch ihn selber nicht mehr zu befriedigen vermochte. Die Schattenseiten Gottes, die er selber wohl geahnt hat, habe ich in meiner Schilderung kräftig hervorgehoben. Dieses einseitig lichte, nur helle Gottesbild ist heute überholt. Der Gottvater von Hieronymus Bosch benimmt sich wie gewisse Kirchenfürsten heute noch: Nach außen hin muss alles schön glänzen. Man sitzt im „christlichen Freundlichkeitskomplex“ drin, während im verborgenen nebenan Schlachten geschlagen werden. Die Außenseite, die Persona, ist makellos. Aber im Schatten, in den inneren Gemächern der kirchlichen Paläste und in den Herzen der Kirchenfürsten, toben perfide Intrigen und Machtkämpfe. Wollte Hieronymus Bosch gar etwas von dieser Schöntuerei darstellen?

{177} Ich möchte diese Bildbetrachtung abschließen mit einigen Gedanken zum Gesamtwerk von Hieronymus Bosch:

{178} Die Allgegenwart des Bösen und Destruktiven in den Bildern dieses sensiblen, hoch begabten Künstlers stellt uns vor die Frage, ob sich nicht in der Seele des Künstlers, wohl hauptsächlich unbewusst, ein Wandel im traditionellen mittelalterlichen Gottesbild angebahnt habe. Ihn haben, angesichts des damals weit herum herrschenden Elends in der Welt und in Anbetracht der Reformkonzilien und der brennenden Scheiterhaufen der kirchlichen Inquisition, wohl Zweifel an der Liebe und Güte des Allmächtigen umgetrieben: „Wie kann man mitten im Elend dieser Welt noch an einen gütigen Vater im Himmel und dessen Heilige Apostolische Kirche glauben?“ Das Werk von Hieronymus Bosch zeugt nach meinem Verständnis von einem Riss im traditionellen Gottesbild, der uns heute noch zu schaffen macht. Die Frage wird ja oft gestellt: „Wie kann man angesichts von Auschwitz und anderen Bestialitäten unseres Jahrhunderts noch an Gott glauben?“

{179} Wir wissen, dass Hieronymus Bosch Mitglied der religiösen Bruderschaft „Unserer Lieben Frau von ‚s Hertogenbosch“ war, also persönlich religiös interessiert und engagiert. Er kannte die religiösen Motive, die für einen Maler damals

„in“ waren, nicht nur als Fachmann der Maltechnik, der er wahrhaftig auch war. Mir scheint, er habe am einseitig hellen Gottesbild gelitten. Vielleicht habe ich mit meinem schattenhaften „Brainstorming“ das ausgesprochen, was Hieronymus Bosch angesichts des Leidens seiner Zeit zwar geahnt, aber nicht klar zu denken und - die vielen Scheiterhaufen für Hexen und Ketzler vor Augen - schon gar nicht offen auszusprechen gewagt hat.

Augustinus

{180} Der „Engelsturz“ war ein im Mittelalter weit verbreiteter Mythos, der seiner Zeit Antwort gab auf die Herkunft des Bösen: Alle Bosheit auf Erden stammte letztendlich vom Ungehorsam des Engels Luzifer oder Satan.

{181} Auch der Kirchenvater Aurelius Augustinus (354-430 nach Christus), der die mittelalterliche Theologie maßgeblich beeinflusste, befasste sich eingehend mit diesem Mythos von der Herkunft des Bösen. Er versuchte, dieses schwierige Problem durch einen Kunstgriff zu lösen: Er behauptete, das Böse sei keine Wirklichkeit aus sich selbst heraus, sondern bloß eine Verminderung des wirklichen Seins, und das Sein sei an sich prinzipiell gut. Denn, argumentierte er, die einzig wahre Fülle des Seins, Gott, sei ja auch die Fülle des Guten. Das Böse in der Welt hat nach Augustinus also keine bis auf den Ursprung zurückreichende eigenständige Wurzel wie das Gute; sondern das Böse ist für ihn lediglich eine „privatio boni“, das heißt die Abwesenheit des Guten und damit Gottes: „Malum nihil est aliud quam naturalium privatio bonorum“ (das Böse ist nichts anderes als die Abwesenheit des Natürlichen und Guten). Diese Ansicht ist geprägt von der weltweit verbreiteten Vorstellung, dass ganz am Anfang alles viel besser gewesen sei, die Welt sich aber im Verlaufe der Zeit immer mehr verschlechtert habe. Diese Vorstellung von einem ursprünglichen goldenen Zeitalter, das dann immer mehr verkommen sei, prägt auch heute noch viele Menschen.

{182} Die Ansicht des Augustinus mindert die Wirklichkeit des Bösen in unserer menschlichen Welt; sie schwächt unsere Abwehrkraft gegen das Böse, unseren „Meidinstinkt“. Augustinus wurde unter den vier maßgebenden lateinischen Kirchenlehrern (Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor) der einflussreichste. Da das Studium der Theologie im Mittelalter vorwiegend im Auswendiglernen der Ansichten der großen Kirchenlehrer bestand, wurde die Ansicht des Augustinus für die gesamte christliche Kirche der nächsten tausend Jahre maßgebend - für die katholische Kirche ist sie es bis zum heutigen Tag geblieben: Da Gott als „Summum Bonum“ alles erschaffen hat, was ist, und da diesem guten Gott allein das wahre Sein zukommt, besitzt das Böse in der Welt letztlich keine eigene Wirklichkeit. Diese Lehre ist gefährlich; denn sie bagatellisiert die wirkliche Macht des Bösen unter den Menschen. Sie macht naiv und damit unfähig zum Kampf gegen das, was einen bedroht. Das Böse wird verharm-

lost und bagatellisiert: „Reg dich doch nicht auf! Es geht vorüber; denn Gott und das Gute werden sich letztlich schon durchsetzen, da ja nur ihnen wirkliches Sein zukommt. „ Wegen solcher Wunschbilder ließ sich schon mancher als Schaf zur Schlachtbank führen. Zu spät gingen ihm die Augen auf.

{183} Woher kommt das Böse nach Augustinus? Da es nicht von Gott herrühren darf, muss es vom Widerpart Gottes kommen, von bösen Geistern und Dämonen, jenen dunklen Geschöpfen Gottes, die einst von ihm als gute und lichtvolle Engel erschaffen worden sind. Wie aber kann von einst guten Geschöpfen Gottes plötzlich Böses kommen? Das ist logisch unerklärlich.

{184} Augustinus wusste sich nicht anders zu helfen, als dass er Zuflucht nahm zum so genannten „freien Willen“. Die Geschöpfe seien zwar alle einst gut gewesen, sagte er; aber Gott habe ihnen (vielleicht in einer doch nicht ganz allwissenden Naivität?) so sehr vertraut, dass er seine lieben und guten Geschöpfe mit einem freien Willen begabte. Und dieser freie Wille wurde nun für Augustinus zum Tor, durch welches das Böse in die ursprünglich nur gute Welt Eingang finden konnte - wie das Böse in den freien Willen hineingelangen konnte, darf man in der katholischen Kirche freilich nicht fragen! Der Hinweis auf den freien Willen war für Augustinus der rettende Einfall zur Lösung des Theodizee*-Problems. [Rechtfertigung Gottes angesichts des Bösen in der Welt. (s. u. S. 158 ff.)]

{185} Mit seinem freien Willen hatte sich der ursprünglich gute Lichtengel Luzifer (= „Licht-Träger“) in der Frühe des Schöpfungsmorgens von Gott losgesagt und zum Satan (= Gegner) gemacht. Er setzte sich an die Spitze von Dämonen, die einen Aufstand gegen Gott anzettelten und darum aus dem Himmel hinausgeworfen wurden.

{186} Warum es aber zu dieser Rebellion der einst gottergebenen, guten Lichtengel gekommen sei, wusste selbst Augustinus nicht anzugeben. Er versuchte die lästigen diesbezüglichen Fragen mit dem Hinweis auf die „geheimen erzieherischen Pläne Gottes“ vom Tische zu fegen: Das Böse habe kommen müssen, damit die Menschen erlöst werden konnten . . .

{187} Was nun am Schöpfungsmorgen im Himmel geschehen sei, fährt Augustinus fort, das habe später im Paradies mit Adam und Eva seine Fortsetzung gefunden: So wie Luzifer und dessen Diener waren nach Augustinus auch Adam und Eva ursprünglich von Grund auf als gute Wesen erschaffen worden, als Ebenbilder Gottes. Aber auch sie hätten einen freien Willen bekommen. Damit aber hätten sie sich entschieden, auf die Stimme der Schlange (= des Teufels!) zu hören. Durch diesen freien Willensentschluss wurden Adam und Eva „korrupt“. Ihre Natur wurde insofern beschädigt, als ihre Kraft des Strebens zum Guten fortan empfindlich geschwächt wurde. Diese Schwächung des Willens zum Guten, welcher anderer-

seits eine Verstärkung der Neigung zum Bösen entsprach, vererbten Adam und Eva an ihre Nachkommen bis zum jüngsten Tage. Das ist die Wirkung der so genannten „Erbsünde“.

{188} Diesem traurigen Zustand sind die Menschen aber dank der Gnadenmittel der Kirche nicht einfach hilflos ausgeliefert: Sie können nämlich durch diese vor der verderblichen Wirkung der Erbsünde - wie durch eine prophylaktische Impfung - geschützt und in den ursprünglichen Stand von Adam und Eva vor dem Sündenfall zurückversetzt werden, sodass sie das Gute wieder mit ungebrochener Kraft und freiem Willen erstreben können. Dieses Gnadenmittel ist das erste von fünf beziehungsweise von sieben, die den Menschen im Laufe ihres Lebens durch die Kirche vermittelt werden: die Taufe.

{189} Augustinus fand die Gedankengänge von der Erbsünde und der Befreiung davon in der Tradition bereits weitgehend vor; er hat sie aber dank seinem immensen Denk- und Formulierungsvermögen zu einer einheitlichen Schau zusammenzufassen vermocht. Die mythischen Anschauungen müssen in der katholischen Kirche bis heute von jedem Gläubigen archaisch-konkretistisch für wahr gehalten werden. Eine symbolische Auslegung dieses Mysteriums ist nicht gestattet.

{190} Der schriftliche Ursprung der Lehre vom „Engelsturz“ findet sich in jüdischen Schriften, die im zweiten und ersten Jahrhundert vor Christus verfasst wurden; die mündliche Tradition dieses Stoffes wird wohl einige Jahrhunderte älter sein. Die genannten Schriften haben weder in der jüdischen noch in der christlichen Tradition jemals die Dignität von heiligen Schriften erhalten, was aber keineswegs bedeutet, dass sie auf das Judentum und die Christenheit deswegen weniger Einfluss gehabt hätten als die anerkannten heiligen Schriften der hebräischen und der christlichen Bibel. Gerade die Geschichte vom Engelsturz war im Altertum und im Mittelalter unter Juden und Christen weit verbreitet und beliebt. Eine Fassung davon ist uns überliefert in der apokryphen Schrift *Leben Adams und Evas*. Dieses Werk dürfte im ersten Jahrhundert vor Christus entstanden sein. Es geht auf ein hebräisches Original zurück, das uns aber nur in verschiedenen Übersetzungen überliefert ist. Die wichtigste davon ist lateinisch verfasst: „*Vita Adae et Evae*“. Darin erzählt der Teufel dem erstaunten Adam, dass dieser, Adam, die Ursache für den Engelsturz gewesen sei:

{191} Nachdem Gott nämlich den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hatte, war der Mensch ein herrliches Geschöpf, wunderbarer sogar als selbst die Engel. Deswegen sollten die Engel nicht nur Gott, sondern auch dem Menschen Reverenz erweisen. Michael und die ihm unterstellten Engel taten dies sogleich gehorsam; der offenbar über mehr Eigenständigkeit verfügende Engel Luzifer/Satan aber weigerte sich, dem Menschen Verehrung entgegenzubringen. Deswegen wurde er mitsamt seinem Gefolge aus dem Himmel hinausgeworfen. Adam blieb

weiterhin im Himmel, und ihm wurde fortan von allen im Himmel verbliebenen Engeln die befohlene Huldigung entgegengebracht. Darob aber wurde der aus dem Himmel hinabgestürzte Luzifer/Satan wütend. Er konnte das Glück Adams nicht mit ansehen. Voller Neid sann er darauf, wie er Adam zu Fall bringen könnte. Dabei kam er auf die Idee, er könnte, in der Gestalt einer Schlange, Eva verführen. Im Wortlaut dieses Berichtes aus dem Himmel erzählt Satan dem erstaunten Adam, mit dem er spricht wie mit einem guten alten Freund (sie kennen sich ja auch schon von Ewigkeit her!):

{192} „Und Michael kam und rief allen Engeln zu: <Verehret Gottes Ebenbild, wie Gott es uns befiehlt! > Michael verehrte Adam sogleich. Dann sprach er mich an und sagte: <Verehere auch du Gottes Ebenbild!> Ich aber antwortete: <Ich will Adam nicht verehere. > Michael drang in mich. Ich erwiderte: <Was drängst du mich? Ich werde den ganz sicher nicht verehere, der jünger und geringer ist als ich. Ehe er geschaffen ward, ward ich geschaffen. Wenn schon, dann müsste Adam mich verehere. >

{193} Meine Engel, die mir unterstanden, pflichteten mir bei. Da sagte Michael: <Satan, ein letztes Mal - verehere Gottes Ebenbild! Tust du es nicht, wird Gott in Zorn geraten deinetwegen. > Ich: <Soll er! Dann werde ich meinen eigenen Thron über des Himmels Sterne stellen und mich dem Höchsten gleich machen. >

{194} Darob wurde Gott sehr zornig. Er verbannte mich mitsamt meinen Engeln aus seiner Herrlichkeit, und wir wurden deinetwegen aus unseren himmlischen Wohnungen vertrieben, auf diese Welt hinab, auf diese Erde hier. Wir aber waren sehr betrübt, weil wir all unsrer Herrlichkeit entblößt waren. Besonders grämte uns, dich in Freud und Wonne unter den Engeln im Himmel leben sehen zu müssen. So umgarnte ich mit List dein Weib und brachte es so weit, dass du aus deiner Freude und Wonne ihretwegen wardst vertrieben, so wie einst ich deinetwegen aus meiner Herrlichkeit vertrieben ward.“ (Zusammenfassung aus: Leben Adams und Evas, Kap. 14-16.)

Der Engelsturz in der Lehre der katholischen Kirche

{195} Die katholische Kirche folgt in ihrer Lehre von der Herkunft des Bösen, der Dämonen und des Teufels diesem Mythos getreulich bis zum heutigen Tag, während die evangelisch-reformierte Dogmatik solche Geschichten in den letzten hundert Jahren im allgemeinen als „wertlose Mythen“ beiseite geschoben hat; die evangelische Kirche kulminiert im Umgang mit diesen Mythen im „Entmythologisierungsprogramm“ von Rudolf Bultmann. Die katholische Kirche hingegen bleibt ihrer apostolisch-mythischen Tradition treu. Wer Anfang der 60er Jahre freudig glaubte, das II. Vatikanische Konzil werde in diesem Punkt eine Änderung bringen, sah sich in den 80er Jahren arg enttäuscht. Es wird den Vertretern der ka-

tholischen Kirche zwar kein Anti-Modernisteneid mehr abverlangt; aber die mythische Lehre wird von Rom nach wie vor „rein“ bewahrt und darf weiterhin nur archaisch-konkretistisch gedeutet werden.

{196} Nach Herbert Haag lautet die verbindliche Ansicht der katholischen Dogmatik in der Frage der Herkunft nach dem Bösen bis 1970:

{197} Zur Erklärung der Herkunft des Bösen bleibt nur die Legende vom Engelsturz. Obwohl sich diese Lehre nur auf außerbiblische Schriften stützen kann, wurde sie zum Glaubenssatz deklariert, d. h. als für alle Gläubigen verbindlich erklärt. Wer nicht daran glaubt, schließt sich aus der Kirche aus.

{198} Worin besteht nach verbindlicher katholischer Lehre nun die Sünde der gefallenen Engel? Die Antwort der Kirchenlehrer lautet ziemlich einmütig: „Die Sünde der gefallenen Engel war eine Sünde des Stolzes.“ Für den Theologen Brinktrine sind Engelsünde und Engelsturz „das gewaltigste Geschehen, das sich je in der Schöpfung ereignet hat: Was sind alle Kämpfe und Kriege auf Erden gegen den Kampf in der Geisterwelt am Schöpfungsmorgen!“ ruft er aus.

{199} Der Sünde der Engel folgte nun die Strafe auf dem Fuß. Es ist Glaubenssatz, dass die Sünde der Engel mit dem Verlust der Gnade und der sofortigen Verstoßung in die Hölle bestraft wurde, aus der es keine Erlösung mehr für sie gibt (gegen Origenes). Die Hölle ist aber vorläufig nicht die ausschließliche Bleibe der bösen Geister. Diese können sich bis zum Jüngsten Tag, mit Zulassung Gottes, auch außerhalb der Hölle aufhalten, nämlich „auf Erden“.

{200} Die Wirksamkeit der gefallenen Engel besteht vor allem darin, dass sie die Menschen zur Sünde verführen. Weil die erste Sünde durch den Teufel gewirkt wurde und diese die Ursache aller weiteren Sünden ist, geht indirekt jede Sünde auf den Aufstand der Engel unter der Leitung Satans zurück.

{201} Eine weitere Wirkung der gefallenen Engel ist die Besessenheit.

{202} Nicht nur der Mensch allein, sondern die ganze Schöpfung wurde durch den Aufstand der ungehorsamen Engel in Mitleidenschaft gezogen (L5, Zusammenfassung der Seiten 42-51).

{203} Auch der neue, für die ganze katholische Welt verbindliche „Katechismus der katholischen Kirche“ von 1993 steht noch ganz in der mythischen Tradition, welche in diesem Lehrbuch für die Kirche in aller Welt mit großer Klarheit dargestellt wird. Dieser Katechismus ist meines Erachtens die beste Zusammenfassung des christlichen Glaubens, welche die römisch-katholische Kirche auf der Grundlage des archaischen Weltbildes bisher erarbeitet hat (ob das Ganze noch zeitgemäß sei, ist freilich eine andere Frage). Hier die Darstellung des Engelsturzes in der“ §§ 391~393 (der gesamte christliche Glaube wird in 2865 Punkten übersichtlich zusammengefasst):

{204} „Der Fall der Engel

§ 391 Hinter der Entscheidung unserer Stammeltern zum Ungehorsam steht eine verführerische widergöttliche Stimme, die sie aus Neid in den Tod fallen lässt. Die Schrift und die Überlieferung der Kirche erblicken in diesem Wesen einen gefallenen Engel, welcher Satan oder Teufel genannt wird. Die Kirche lehrt, dass er zuerst ein von Gott erschaffener guter Engel war. <Die Teufel und die anderen Dämonen wurden zwar von Gott ihrer Natur nach gut erschaffen, wurden aber durch sich selbst böse. > (4. Konzil im Lateran, 1215.)

{205} § 392 Die Schrift spricht von einer Sünde der gefallenen Engel. Ihr <Sündenfall> besteht in der freien Entscheidung dieser geschaffenen Geister, die Gott und sein Reich zurückwiesen.

{206} S 393 Wegen des unwiderrufflichen Charakters ihrer Entscheidung . . . kann die Sünde der Engel nicht vergeben werden. Es gibt für sie nach dem Abfall keine Reue, so wenig wie für die Menschen nach dem Tode.“

Satan in der hebräischen Bibel

{207} Der Satan taucht im Ersten Testament, der hebräischen Bibel, als widergöttliche Figur erst spät auf und bleibt in den offiziell anerkannten Schriften der Juden eine Randfigur (nicht aber in der Volksfrömmigkeit).

{208} „Satan“ ist in der hebräischen Bibel zunächst einmal ein ganz gewöhnlicher Begriff der Umgangssprache. Dort bedeutet „Satan“ einfach „Gegner, Widersacher, Feind, Ankläger, Verleumder“. Das Verb „satan“ bedeutet „hindern, entgegenstehen, anfeinden, befehlen“. „Satan“ gehört demnach in die Sphäre des Streitens, des Kampfes, Krieges und Rechtsstreites vor Gericht.

{209} In den älteren Schichten der hebräischen Bibel war Satan nie ein Widersacher Gottes. Jahwe hatte im halben Jahrtausend vor dem Exil (586-536 vor Christus) noch keinen Gegner seinesgleichen; andere Götter gab es zwar schon; aber sie waren allesamt von geringerer Bedeutung. Jahwe war im Alten Israel bis weit in die Königszeit hinein (etwa vom 12. bis zum 7. Jahrhundert vor Christus) der größte unter den Göttern; er war aber noch nicht der einzige Gott überhaupt. Der monotheistische Glaube, die Vorstellung, es gebe nur einen einzigen Gott und keine Götter daneben, kam erst allmählich während und nach der Exilszeit auf, also etwa seit dem 5. Jahrhundert vor Christus. Die Vorstellung des Monotheismus dürfte ein Produkt des damals beginnenden patriarchalen Denkens sein, welches die Vorherrschaft eines „hellen“ Prinzipes forderte.

{210} Der Begriff „Satan“ kam etwa seit dem 5. Jahrhundert vor Christus allmählich in der hebräischen Bibel auch als Bezeichnung für eine mythische Figur auf. Das Wort erhielt immer mehr religiöse Bedeutung. So fand Satan, sich vorsichtig vortastend, Eingang in die himmlischen Heerscharen um Jahwe. Satan wandelte

sich langsam zu einem göttlichen Wesen. Er war zwar lange noch kein Gegengott zu Jahwe; aber der Anfang seiner Entwicklung zum neutestamentlichen „Gott dieser Welt“ (2. Kor. 4, 4) war mit seinem von Jahwe gebilligten Einzug im Himmel getan, und darauf konnte in späteren Jahrhunderten dann aufgebaut werden. Die Bresche war geschlagen. Satan eroberte seinen einst am Schöpfungsmorgen verlorenen Platz im Himmel zurück. In der Zwischenzeit hatte sich auch Jahwe verändert; er war ethisch vollkommener geworden, und das ermöglichte den Einzug Satans in den Himmel.

{211} Wie kann diese Machtzunahme Satans verstanden werden? Mit dem Aufkommen des ethisch hoch stehenden Monotheismus im Judentum veränderte sich auch das Gottesbild der Juden: Jahwe verwandelte sich aus einem früher oft noch launischen, ethisch bisweilen nicht immer einwandfrei handelnden himmlischen Potentaten langsam zu einem vollkommenen, guten und vor allem gerechten Gott. Damit aber halsten sich die damaligen Theologen das Problem der Theodizee auf. Den Juden ging es damals während Jahrhunderten sehr schlecht: Wie ließ sich nun dieser elende Zustand erklären, wenn Gott doch vollkommen gerecht, gütig und allmächtig war? Die Schuld dafür ließ sich ja nicht nur auf die Sündhaftigkeit des Gottesvolkes zurückführen, aber auch nicht mehr einer bloßen Laune Gottes zuweisen (das wurde zu dieser Zeit nicht mehr als ausreichende Begründung akzeptiert). Als Lösung des Problems bot sich die Vorstellung von einem göttlichen Widersacher im Himmel an, wohl in Anlehnung an die persische Lehre von den zwei ursprünglichen Göttern, dem angra manyu und dem spenta manyu, dem guten und dem bösen Geist, welche die Welt miteinander erschufen. Diese neue Vorstellung von einer Art „Gegengott“ wurde zwar populär, aber von der maßgeblichen jüdischen Theologie nie offiziell sanktioniert.

{212} An drei Stellen der hebräischen Bibel findet sich die Vorstellung, dass Satan zu den himmlischen Heerscharen gehöre: In Sachaja 3, 1, Hiob 1, 6 und 1. Chronik 21, 1. An allen drei Stellen ist Satan aber eindeutig noch kein Gegengott zu Jahwe. Aber es ist festzustellen, dass heikle Dinge, die nicht zu einem absolut gerechten Weltregiment gehören, nunmehr an Satan als einen relativ selbstständig gewordenen Agenten delegiert werden. Satan wurde so zur Linken Gottes, die nicht mehr weiß, was die Rechte tut. Durch diese Aufspaltung Gottes konnte der inzwischen absolut gerecht gewordene Jahwe seine Weste weiß halten. Satan aber, der Schatten Gottes, wurde gleichzeitig immer mächtiger, und schließlich musste er sich - etwa seit dem ersten Jahrhundert vor Christus - von Gott abspalten. Im Gottesbild war nun nicht mehr die Gesamtheit des Lebens enthalten, sondern bloß noch dessen angeblich „besserer“ Teil. Das war die Voraussetzung für die Entstehung eines unbewussten und deshalb auch unkontrollierbaren Schattens,

der sich symbolisch in der mythischen Figur des Teufels oder Satans ausdrückte, die vom zweiten vorchristlichen Jahrhundert an im jüdischen Volk populär war, obwohl sie von der offiziellen jüdischen Theologie nie sanktioniert wurde.

Deutung des Mythos vom Engelsturz

{213} Die Tiefenpsychologie im Anschluss an C. G. Jung verwirft die alten Mythen nicht wie der Positivismus und die liberale protestantische Theologie. Aber sie versteht diese auch nicht mehr archaisch-konkretistisch wie die katholische Theologie, sondern symbolisch. Die Tiefenpsychologie wählt auf dem Gebiet der religiösen Tradition der Menschheit den Weg des Recycling: Die religiöse Tradition soll nicht als „wertloses und veraltetes Zeug“ weggeworfen, sondern grundsätzlich erhalten, aber in verwandelter Form einem zeitgemäßen Verständnis zugeführt und auf diese Weise neu verwendet werden können.

{214} In der symbolischen Deutung des Mythos vom Engelsturz wird die Geschichte vom Aufstand Satans gegen Gott als ein Symbol betrachtet, das auf einen innerseelischen Prozess im Zusammenhang mit der Evolution des moralischen Bewusstseins bei den Juden in den Jahrhunderten nach dem Exil (der Zeit des zweiten Tempels) hinweist. Im Symbol des Engelsturzes wird ein Evolutionsschritt sichtbar: die Aufteilung in Hell und Dunkel.

{215} Das moralische Bewusstsein hat sich verfeinert. Es ist differenzierter geworden. Gleichzeitig aber wurde der obere, helle Teil vom unteren, dunklen abgespalten. Die Persona wurde heller, das Ideal glänzender; gleichzeitig aber wuchs auch der Schatten, die verdrängten Strebungen, die wegen ihrer Verdrängung nicht mehr bearbeitet und kultiviert werden konnten. So entstand die abendländische spannungsgeladene Kultur mit der absoluten Gerechtigkeit auf der Vorderseite und unfassbarer Barbarei auf der Rückseite.

{216} Mit der Evolution des Bewusstseins veränderte sich auch das Gottesbild. Im Gottesbild der Juden vollzog sich mit dem Aufkommen des „Patriarchates“, des rationalen Denkens im Anschluss an die Achsenzeit, eine Differenzierung in ethischer Hinsicht: Gott wurde immer gerechter. Was nun nach dem neueren Gottesbild mit Jahwe nicht mehr zu vereinen war, wurde abgespalten. Oben blieb das Gute, Gerechte und Vernünftige; das Irrationale, Unerklärliche, Launische, Emotionale und Böse kam nun nicht mehr von Gott, sondern von Satan, von unten, aus der Hölle. Es passte nicht mehr ins moralisch differenzierte Gottesbild der nachexilischen Zeit. Diesen Scheidungsprozess in der Entwicklung des Gottesbildes offenbart die mythische Geschichte vom Engelsturz: Das Obere, der Himmel, wird zum Moralischen und Guten, und das Untere, die Hölle, wird zum Unmoralischen und Bösen (blieb aber gleichwohl heilsnotwendig!).

{217} Damit wurde die Ureinheit Gottes aufgesprengt und das Selbst des Menschen gespalten. Gut und Böse, Oben und Unten, Himmel und Hölle traten nun als Gegensätze hervor. Es wurde geschieden, unterschieden und bewertet. Jahwe war moralisch „besser“ geworden. Nun hat aber jeder Fortschritt auch eine Schattenseite. Mit dem moralischen Fortschritt war Jahwe auch aus seiner Natürlichkeit, Ganzheit und „Unschuld“ fort-geschritten; er hatte seine ursprüngliche Einheit verloren. Das Gottesbild - und damit das Bild vom Selbst - hatte einen Riss bekommen. Die Psyche des Menschen war nun gespalten in einen oberen, hellen, gerechten und in einen unteren, dunklen und zwielichtigen Teil. Jahwe war jetzt zivilisiert. Es war nicht mehr schicklich, sich vorzustellen, dass sich Gott einem Wutausbruch überlasse; man stellte sich Gott nun als jemanden vor, der sich stets beherrschte - und vor allem gerecht war. Damit aber stellte sich das Problem der Theodizee mit aller Schärfe: „Wohin mit all dem Widrigen, Entwürdigenden, Grausamen und Unverständlichen, das einem Gläubigen widerfahren kann, auch wenn er gottwohlgefällig gelebt hat?“ Man konnte sich nun Jahwe nicht mehr moralisch so naiv vorstellen, wie dies die alten Israeliten unter Moses oder König Saul noch taten. In alter Zeit hatte sich Jahwe bisweilen noch gehen lassen: Er verstockte beispielsweise das Herz des Pharaos, der ihm gar nichts zu Leide getan hatte; er hielt den fremden Propheten Bileam zum Narren, der für ihn weissagte, und er sandte dem König Saul einen bösen Geist, weil dieser seine Feinde nicht mit Stumpf und Stil ausgerottet, sondern einen Teil davon hatte überleben lassen.

{218} Der Mythos vom Engelsturz zeigt uns, woher der Riss im abendländischen Gottesbild stammt: Er ist zum einen Teil mitbedingt durch die Evolution des moralischen Bewusstseins im nachexilischen Judentum (die zweite Ursache der Abspaltung des oberen Poles vom unteren wird uns gleich begegnen, nämlich in Pan, dem heidnischen, durch die christliche Kirche verteufelten Naturgott).

{219} Gott wurde in der Vorstellung seiner Gläubigen immer mehr nur gut, nur noch lichter und reiner Geist, losgelöst von der sündhaften irdischen Materie. Der Mensch trat mit diesem Entwicklungsschritt in eine Phase, in welcher das Obere und Helle derart faszinierte, dass der obere Pol der Psyche als viel mächtiger, ja als das Göttliche selbst erschien; gleichzeitig damit wurde der untere Pol der Psyche abgewertet, verdrängt oder gar verteufelt.

{220} Diese idealistische Phase in der Entwicklung des ethischen Bewusstseins läuft heute aus. Es nützt nichts, ihr nachzutruern. Die glänzende Fassade bröckelt unaufhaltsam ab; sie hat ihre Faszinationskraft verloren, und der Mist auf der Rückseite kommt überall zum Vorschein. Ob wir wollen oder nicht: Wir müssen uns heute dringend mit dem Schatten unserer abendländischen Kultur auseinandersetzen. Wir stehen vor der anspruchsvollen Aufgabe, eine umfassende Leitlinie für die ethische Gestaltung unseres Lebens zu finden, in welcher Per-

sona und Schatten gleichermaßen ernst genommen werden und zu einer neuen, lebensfähigen Gemeinschaft im bewusstwerdenden Selbst finden. Die abendländische Menschheit steckt heute mitten in jenem Problem drin, welches den einzelnen in seiner Midlife-Crisis bewegt: dem Problem der Integration des Schattens. Ohne Integration des Schattens stagniert die geistigseelische Entwicklung, und Destruktives beginnt überhand zu nehmen.

Pan: Sexualität

Ein erster Mythos über Pan

{221} Der im Christentum verteufelte Pan war einst ein arkadischer Hirtengott. Seine äußere Erscheinung: „unten Ziegenbock, oben Mensch“ weist hin auf eine große Spannweite im Wesen dieser Gestalt, die noch halb dem Tierreich verhaftet ist. Nicht mehr Tier und noch nicht Mensch - das ist ein Bild für die Zugehörigkeit dieser Gestalt zu zwei Reichen: zu dem des Bewusstseins sowie zu dem der erdhaften Instinkte.

{222} Der Name des Pan bedeutet: „der Weidende“. Pan ist Hirte, und als Hirte ist er mit den Tieren verbunden. Soweit er Ziegenbock ist, kennt er das Leben seiner Herde auch von innen her. Als Ziegenbock sorgt Pan fleißig für Nachwuchs und begattet seine Herde, wie es sich gehört. Er ist ihnen stets nahe, genießt mit ihnen das Leben in friedlichen Tagen, bewacht und beschützt sie aber auch mit seiner menschlichen Klugheit und dem Hirtenstab, wenn Gefahr droht. Ein wenig klingt wohl auch der Psalm vom guten Hirten an (Psalm 23, 4), wo sich ein Mitglied der Herde vertrauensvoll äußert: „Ich fürchte kein Unglück; dein Stecken und Stab, der tröstet mich.“ Parallelen zwischen Pan und dem Seelenhirten werden in diesem Kapitel immer wieder auftauchen.

{223} Eusebius von Cäsarea (um 262-339 n. Chr.), der so genannte „Vater der Kirchengeschichtsschreibung“, ein gelehrter Bischof und Freund des ersten christlichen Kaisers, sah in Pan den Teufel, den Widersacher der christlichen Kultur. Er hasste die dunklen Bocksfüße; wenn einem Flügel wachsen sollten, denkt man nicht gerne an die „haarige“, die tierhafte und triebgebundene Seite des Lebens mit dem höllischen Feuer der Leidenschaften. Eusebius strebte zusammen mit der jungen Christenheit hinauf zum Licht und wollte die dunkle Seite unserer menschlichen Verhaftung in der Instinktwelt unter sich zurücklassen. Mit der offiziell sanktionierten Christianisierung der damaligen Welt war für viele Christen das Heidentum mit seinen moralisch minderwertig gewordenen Gottheiten nun endlich überwunden, insbesondere auch Pan, dem ja selbst die Römer, die sich in der Zeit der zerfallenden Sitten einiges an Unmoral gewohnt waren, höchst zweifelhafte Beinamen verliehen hatten. „Der bespringende, dreiste, barbarische, grausame, raue, ungewaschene, unruhige, haarige, nächtliche, schwarze Gott“

wurde Pan von ihnen genannt - man wittert den christlichen Teufel. Der heidnische Kult für Pan, diese Schande für alles, was Anstand, christliche Sitte, ein gottwohlgefälliges Leben, Kultur und Zivilisation hieß, wurde nun Gott sei Dank endlich abgeschafft.

{224} Die fromme Rechnung wurde jedoch ohne den Wirt gemacht: Pan kam nämlich aus seiner Verbannung immer wieder zum Vorschein: „Das Verdrängte kehrt wieder.“ (Freud) Der Satanskult, der den christlichen Aeon begleitete, zeigt, dass sich Pan - alias Satan - zwar aus dem vordergründig zivilisierten Leben verdrängen und in den Untergrund des höllischen Schattenreiches abdrängen ließ; aber im Zwielficht unternahm er von dort aus, meist zu spät bemerkt, stets wieder seine Streifzüge, mit denen er bewies, dass immer noch mit ihm zu rechnen sei.

{225} Ein Mythos erzählt über Pan:

{226} „Hermes, der Sohn des Zeus, kam einst in die abgelegenen Fluren, wo der hundertäugige Argos die Wache hielt. Dort angekommen, zog er ein Hirtenrohr, das man Syrinx nennt, hervor und fing an, so schön und eindringlich darauf zu spielen, wie man es von irdischen Hirten zu vernehmen nicht gewohnt ist. . . .

{227} Argos freute sich an der Musik. Da diese Pfeife erst kürzlich erfunden worden war, fragte er Hermes nach dem Ursprung dieser Erfindung. <Das will ich dir gerne erzählen>, sagte Hermes: <In den Schneegebirgen Arkadiens wohnte eine berühmte Baumnymphe mit Namen Syrinx. Die Waldgötter und Satyrn, von ihrer Schönheit bezaubert, umwarben sie schon lange; aber immer wusste sie ihnen zu entfliehen. Denn sie scheute das Joch der Vermählung und wollte, umgürtet und jagdliebend wie Artemis, gleich dieser in jungfräulichem Stande verharren. Endlich wurde auf seinen Streifzügen durch jene Wälder auch der mächtige Gott Pan der Nymphe ansichtig, näherte sich ihr und warb um ihre Hand, eindringlich und im stolzen Bewusstsein seiner Hoheit. Aber die Nymphe verschmähte sein Flehen und flüchtete vor ihm durch unwegsame Steppen, bis sie zuletzt zum normalerweise stark versandeten Flusse Ladon kam, der zu dieser Zeit aber gerade so viel Wasser führte, dass die Jungfrau ihn nicht mehr durchqueren konnte. Hier beschwor sie nun ihre Schwestern, die Nymphen, sich ihrer zu erbarmen und sie zu verwandeln, ehe sie in die Hand des Gottes falle. Schon aber kam der Gott und umfasste in Wollust die ihm Widerstrebende am Ufer - aber wie staunte er, als er plötzlich gewahr wurde, dass er statt der Syrinx bloß noch ein Schilfrohr in seinen Armen hielt! Das laute Seufzen und Stöhnen seines Liebesaktes setzte er fort; diese Töne drangen ins Rohr und wiederholten sich in ihm mit tiefem, klagendem, wohl lautendem Zauber. >

{228} Dies tröstete den getäuschten Gott. <Wohl denn, verwandelte Nymphe>, rief er danach mit schmerzlicher Freude, <auch so soll unsere Verbindung unauflöslich sein!> Und nun schnitt er sich vom geliebten Schilfe ungleichfö-

mige Rohre ab und verband sie mit Wachs untereinander. Die lieblich tönende Flöte nannte er nach dem Namen der Baumnymphe, und seitdem heißt dieses Hirtenrohr Syrinx.

{229} Das war die Geschichte des Götterboten, die Hermes dem hundertäugigen Argos erzählte (L28, S. 24 f.).“

{230} Aufbau und Verlauf dieses Mythos haben dieselbe Drei-Schritte-Struktur wie ein archetypischer Traum oder ein Märchen. Das sich darin abspielende Drama lässt sich in drei Phasen einteilen:

{231} 1. Ausgangslage: Der geile Pan nähert sich der jungfräulichen Nymphe; der Gegensatz zwischen der kühlen Nymphe und dem begattungsfreudigen Gott scheint unüberbrückbar zu sein. Wie können solche Gegensätze sich finden? Das Problem ist auch ein alltägliches; welches Paar kennt es nicht: Er will; sie will nicht (oder auch umgekehrt).

{232} 2. Verwicklung: (Es wird nun eine dramatische Handlung inszeniert, um die festgefahrenen Positionen aufzuweichen und so vielleicht eine Lösung zu finden.) Die Nymphe flieht, und der Gott verfolgt sie; am unüberquerbaren Fluss will Pan die Nymphe vergewaltigen; doch im letzten Augenblick wird Syrinx von ihren helfenden Schwestern verwandelt. Dieses Verwandlungswunder verwandelt auch Pan.

{233} 3. Lösung: Pan sublimiert seine Geilheit und erhebt das Stöhnen bei der Begattung zur Musik. Er bekommt Freude daran, ein Schilfrohr zu umarmen und nun darauf zu „spielen“. Das Musizieren interessiert ihn und ersetzt - für dieses Mal - das sexuelle Spiel. Flöte und Nymphe tragen denselben Namen: Syrinx. Die verwandelte Syrinx lässt auf sich und mit sich „spielen“, und Pan lässt sich auf dieses Spiel auf höherer Ebene ein. Das anfänglich unlösbar scheinende Problem: „Er will, sie aber nicht“ wird einer beiderseits akzeptablen Lösung auf einer bewusstseinsmäßig höheren Ebene zugeführt, auf der die anfänglichen Gegensätze nun vereinigt werden können. Die Musik ist jene höhere Ebene, auf der eine heiße, zwingende, instinktgebundene Sexualität mit einer kühlen, distanzierten Jungfräulichkeit schöpferisch zu etwas Neuem verbunden wird.

{234} Der Mythos erzählt, woher die Hirtenflöte komme. Es handelt sich demnach um einen ätiologischen Mythos, der erklärt, woher etwas stammt („aitia“ = Grund, Herkunft, Ursache). Ätiologische Mythen stehen am Ursprung aller menschlichen Naturerklärung. „Erklärungen“ der Herkunft von Dingen, Sitten und Bräuchen bestanden früher oft aus Fantasien, die mit der objektiven Wirklichkeit - soweit wir eine solche überhaupt erkennen können - nicht viel gemeinsam hatten. Ätiologische Mythen hören sich für uns moderne Menschen oft

abstrus an, wurden aber einst wortwörtlich für wahr gehalten. Archaisch denkende Menschen wehren sich gegen eine symbolische Deutung ihrer mythischen „Erklärungen“.

{235} Der Positivismus hat die mythische Bildersprache für völlig wertlos erklärt, weil sie nicht objektive Tatsachen wiedergibt.

{236} Die Tiefenpsychologie hingegen differenziert: Die Fantasien informieren uns zwar nicht über objektive äußere Tatbestände (darin stimmt sie dem Positivismus zu); dafür aber enthält der Mythos wertvolle Informationen über die menschliche Psyche. Aus diesem Grunde sind Mythen heute noch wertvoll.

{237} Darum wird uns der Mythos über die Herkunft der Hirtenflöte Syrinx mehr über die Herkunft und das Wesen der menschlichen Sexualität als über „objektive“ historische Tatsachen im Zusammenhang mit der Erfindung der Hirtenflöte offenbaren.

{238} Der Mythos erzählt, wie der anfangs geile und durch nichts von seinem blinden Begattungstrieb abzubringende Tiermensch Pan durch ein Verwandlungswunder sein zwingendes, instinktgesteuertes Liebesspiel schließlich in ein ebenso vergnügliches und befriedigendes - und erst noch geistvolleres - Flötenspiel erheben kann. Die kühle Nymphe Syrinx aus dem Schneegebirge Arkadiens und der feurige Naturgott Pan aus den Tiefen der Wälder, Felsklüfte und Grotten finden sich auf der Ebene bäuerischer Hirtenmusik. Das ist ein Kompromiss, wie ihn sich das rationale Bewusstsein mit seinem linearen Denken niemals zurechtlegen kann. Der Mythos ist deshalb kein Produkt patriarchalen Denkens, sondern eine schöpferische Leistung des Unbewussten; er entstammt nicht dem logischen Denken, sondern einer schöpferischen Intuition.

{239} Die Lebensenergie Pans fließt am Schluss der dramatischen Entwicklung im Mythos nicht mehr als Samenflüssigkeit durch das untere leibliche Organ des Penis, sondern als wesentlich leichteres, freieres, ätherischeres Element, nämlich als Luft, aus der Lunge durch obere Organe: durch den Hals, den Mund, die Zunge, die Lippen und die sich unter den Eingebungen des Geistes bewegenden Hände. Die Tonfolge ist nicht mehr so stereotyp und starr instinktgebunden; sondern das „obere“ Spiel der Flöte ist freier, variabler und offen für Improvisationen; es ist kreativ mit einem schöpferischen Geist verbunden, zu welchem Pan nun dank der Verwandlung der Syrinx Zugang erhält. Kurz: Aus dem instinktgesteuerten Sexualspiel wird das variationsreichere und bewusstere Spiel der Hirtenmusik. Sexualität wird kultiviert und spielt sich auf einer höheren Ebene ab. Dadurch gewinnt sie an Spielraum und Freiheit in der Gestaltung.

{240} Pan ist dank seiner Erfindung der Musik nicht mehr nur ein triebgebundener Bock, sondern auch ein Entzücken hervorrufender Musikant. Aber die Bocksfüße bleiben ihm; vom Flötenspiel allein will er natürlich nicht leben. Jener Bereich

des Sexualtriebes, der den Orgasmus als Ziel im Auge hat, bleibt zwar erhalten; aber er lässt sich teilweise sublimieren. Sublimierung, Abkühlung, Kultivierung, Bewusstwerdung, Vergeistigung, eine gewisse Befreiung der Sexualität von den körperlichen Sexualorganen und ihre Ausdehnung nach oben hin zum luftigen Element sind nach diesem Mythos bereits in mythischen Urzeiten erfolgt und darum natürlich. Nicht ein autoritäres und widernatürliches Über-Ich der Kultur hat die Sexualität mit Druck und Zwang und gegen den Willen der Natur sublimiert; sondern die Menschennatur selbst ermöglicht Kultur.

{241} Die Kultivierung der Sexualität ist nach diesem Mythos nicht etwas dem Menschen künstlich Aufgezwungenes, sondern etwas Natürliches; denn der Sexualtrieb ist beim Menschen, dem „Instinktmangel-Wesen“, nicht mehr starr fixiert, und die Triebabfuhr ist nicht mehr nur an die ursprünglichen Sexualorgane gebunden. Die Sexualität kann beim Menschen im Verlaufe der Evolution des menschlichen Bewusstseins innerhalb einer gewissen Bandbreite frei und kreativ gestaltet werden.

{242} Pans Musik bleibt stets erd- und triebgebunden, ist immer auch verspielte Sexualität und steht darum bei kopflastigen Städtern im Ruf, etwas „primitiv“ zu sein. Menschen, die wie Syrinx veranlagt sind, spüren dies sofort. Sie mögen keine Musik hören, die „unter die Gürtellinie“ geht. Ihnen liegt die „klassische“, die apollinische Harfenmusik näher.

{243} Pan ist halb Tier, halb Mensch; einerseits ist er erdverhaftet, aber durch die Flötenmusik auch dem Ätherischen verbunden. Im unteren, dunklen Pol herrscht ein Jahrmillionenalter Erdgeist, der mit der Evolution verbundene, uns Menschen kaum bewusste Geist des Sexualtriebes. Das ist der dunkle, untere Naturgeist, der weitgehend ohne unser Bewusstsein funktioniert.

{244} Er regelt die leibhafte Arterhaltung. Im oberen, luftigeren Pol hingegen herrscht ein evolutionsgeschichtlich junger, nicht seit Urzeiten instinktiv vorgebahnter, sondern beweglicher Geist, welcher seine Energie bei der Lockerung unseres Triebgefüges erhielt. Dieser obere Geist erscheint in unserem Mythos als die kühle Syrinx aus Arkadiens Schneegebirge, die sich gerne in Nebelschwaden aufhält. Der obere, helle Geist tendiert dazu, uns kopflastig zu machen; der untere aber kettet uns an die dunklen Tiefen der Erde.

{245} Bei der Evolution des Menschen wurde unser Instinktgefüge jedoch nur gelockert und nicht abgeschafft. Dies gilt es zu bedenken. Darum bilden erst beide Gestalten, Pan und Syrinx zusammen, die erdgebundene Triebkraft sowie die relative Freiheit ihrer Gestaltung, das Ganze unserer Sexualität. Pan und Syrinx sind zwei Aspekte der einheitlich zu denkenden menschlichen Sexualität, ihre

beiden Gesichter. Pan und Syrinx sind keine selbstständig für sich existierenden Wesenheiten, sondern zwei Aspekte der ganzheitlichen Sexualität, die im Mythos personifiziert und in zwei Figuren aufgeteilt erscheint.

{246} Die Kultur des Pan ist einfach, bäuerisch und etwas ungehobelt; seine Musik hat etwas Bodenständiges, bisweilen auch etwas Simple und Stereotypes (worin sich Reste seiner Instinktverhaftetheit zeigen).

{247} Dies wird in einem zweiten Mythos von Pan deutlicher sichtbar.

Ein zweiter Mythos über Pan

{248} Ein anderer Mythos berichtet von einem musikalischen Wettstreit zwischen Pan und Apollon. Apollon ist ein mächtiger Lichtgott mit goldlockigem Haupt, das an die magischen Haare des biblischen Schimschon erinnert („Schämäsch“ = Sonne). Das Apollinische ist das Abgeklärte, Helle, Gebändigte, Maßvolle, also der obere, klare, bewusstwerdende Geist, von dem unsere abendländische Kultur weit mehr fasziniert war als von Pan. Apollon fasziniert die Menschen durch sein Strahlen, seinen Glanz und seine Herrlichkeit. Der Leitspruch über seinem Heiligtum zu Delphi lautet: „Erkenne dich selbst.“ Apollon fördert die Bewusstwerdung des Menschen; seit der Achsenzeit strahlt sein Stern immer heller am Himmel der abendländischen Kultur.

{249} Auch Apollon macht Musik. Seine Musik ist anders als diejenige von Pan. Apollons Musik ist nicht mehr so erdverbunden und voller süßer, verführerischer Klage und Sehnsucht. Sie ist vielmehr erhebend, den Weiten und unendlichen Tiefen des Himmels zugewandt, hell, durchsichtig, ätherisch, geistvoll komponiert, erhaben, hoheitsvoll, strahlend, grandios und majestätisch. War die Musik Pans erdfarben, dunkel und braun, so ist die Musik Apollons hell und blau wie der Äther.

{250} Ein Mythos von einem musikalischen Wettstreit zwischen Pan und Apollon berichtet:

{251} „Nachdem König Micks erleben musste, wie sein allzu vieles Gold ihn fast zu Tode gebracht, begann er seinen goldenen Reichtum zu hassen und verließ seinen prächtigen Palast. Er erging sich nun gern in Fluren und Wäldern, den ländlichen Gott Pan verehrend, dessen Lieblingsaufenthalt schattige Felsgrotten sind. Auf den Bergen des Tmolos pflegte nun Pan, der bocksfüßige Gott, den Nymphen seine verführerischen Lieder auf der Rohrpfife vorzuspielen. Einst kam es zu einem Wettspiel in der Musik zwischen ihm und Apollon. Der greise Berggott Tmolos, das bläuliche Haar und die Schläfe mit Eichenlaub umkränzt, saß auf einem Felsen, um als Richter im Wettspiel zu amten, und rings umher saßen schöne Nymphen und Sterbliche, Männer wie Frauen, um der Musik der Götter zu lauschen - darunter auch König Midas.

{252} Pan begann, auf seiner Syrinx zu blasen, verführerische Töne dem Rohre entlockend. Midas war vor Entzücken hingerissen.

{253} Dann begann Apollon sein Spiel, das goldlockige Haupt mit Lorbeer umwunden, im langen, purpurnen Gewand, in der Linken die elfenbeinerne Leier, Antlitz und Haltung voll göttlicher Hoheit. Himmlische Töne enträuschten den Saiten. Alle Zuhörer wurden mit Wonne und Ehrfurcht erfüllt. Tmolos, der Richter, erkannte Apollon den Siegespreis zu. Während nun alle diesem Schiedsspruch einmütig Beifall zollten, tadelte Midas laut die Entscheidung und forderte, dem Pan gebühre der Preis. Da trat Apollon unsichtbar zum König, fasste ihn an beiden Ohren und zog diese langsam empor - und siehe, sie spitzten sich zu und wurden von grauen Zotten umgeben: Zwei lange Eselohren schmückten fortan das Haupt des Königs.“ (L28, S. 949f.)

{254} Ein Musikfestival besonderer Art: Der bocksfüßige, ländliche Pan mit der einfachen Hirtenflöte gegen den herrlichen, Lorbeer bekränzten und goldlockigen Apollon, dessen himmlische Harfe kunstvoll aus Elfenbein gefertigt ist: Kultur gegen ländliche Einfachheit. Die Sympathie des kultivierten Publikums erntet Apollon. Einzig König Midas, der - als einst reichster Mann der Welt - sich wieder zurücksehnt nach einem einfachen bukolischen Landleben, ist vom „hinterwälderischen“ Pan begeistert. Pan wird belächelt. Apollon selbst stellt Midas als Esel hin - welche Schande! Denn jedermann weiß es im alten Griechenland: Der Esel ist das Reittier des primitiven orgiastischen Gottes Dionysos und seines Gefolges, zu dem auch Pan gehört. Der Esel ist bekannt für seine wilde Brunst. Bei den alten Römern ist er das bevorzugte Opfertier des phallischen Gottes Priapus, in welchem die sexuelle Potenz in Form des erigierten Penis verehrt wurde. Im christlichen Mittelalter wurde der Esel oft mit dem Teufel und dem Heidentum in Verbindung gebracht. Auf dem bekannten antichristlichen Spottkruzifix vom Palatin in Rom, das ein römischer Soldat zu Beginn des dritten Jahrhunderts an die Wand einer Wachtstube im Kaiserpalast einritzte, ist der gekreuzigte Jesus mit einem Eselskopf dargestellt: „Alexamenos betet seinen Gott an, einen Esel“, steht daneben.

{255} König Midas erhält Eselohren. Er wird verspottet - aber nicht gleich ver-teufelt! Das ist der Unterschied zwischen der griechischen, polytheistischen und der jüdisch-christlichen monotheistischen Religion: Die alten Griechen haben Pan, trotz vieler Vorbehalte ihm gegenüber, leben lassen. Pan war für sie ein zwar etwas primitiver, von kultivierten Menschen gespöttelter Bereich des menschlichen Seelenlebens; aber ihr Polytheismus bot Pan ein Plätzchen an, wo er wenigstens geduldet war. Der patriarchalische Monotheismus des Christentums war ausschließlicher; neben dem einen und einzigen Gott hatte eine derart primitive Figur keinen Platz. Wenn nun das Gottesbild dieses einen und einzigen Gottes nicht das gesamte Spektrum des menschlichen Seelenlebens umfasst,

sondern einen Teilbereich des seelischen Lebens ausgrenzt und verdrängt, verliert das Ausgegrenzte und Verdrängte an Wert. Das jüdisch-christlichabendländische Gottesbild war apollinisch; im „*summum bonum*“ ist kein Platz mehr für den dunklen Pan. Dadurch wurde der Lebensbereich Pans mehr entwertet als in der polytheistischen, griechisch-römischen Religion; Verehrer Pans waren fortan nicht bloß verspottete „Esel“, sondern wurden „des Teufels“.

{256} Der Monotheismus ist zwar innerhalb des archaischen Weltbildes - von der Bewusstseinsentwicklung aus betrachtet - die höchst entwickelte Form von Religiosität, aber der Monotheismus birgt die große Gefahr in sich, dass das Gottesbild nicht umfassend genug ist, um das Leben in seiner Totalität abbilden zu können. Wo das archaische Gottesbild nicht das ganze menschliche Selbst umfassend zur Darstellung zu bringen vermag, neigt der Monotheismus wegen der Verdrängung und Verteufelung des Schattens zu Intoleranz und Unmenschlichkeit. Der (jüdische, christliche und islamische) Monotheismus ist wegen dieser Verengung des Lebens und der damit verbundenen Abspaltung des Schattens keine ungefährliche Errungenschaft der Menschheit. Im zeitgemäßen Weltbild der Tiefenpsychologie ist wieder ein Platz frei für Pan (s. u. S. 112 ff.).

Weiteres über Pan

1. Pans Stunde: Die Siesta

{257} Pans Stunde kommt täglich um die Mittagszeit. Sein ist die sechste Stunde, *hora sexta*. Siesta- was ist bei uns übrig geblieben von der Stunde Pan? Business-Lunch? Fast Food? Es war einst die Stunde nach frisch getaner Morgenarbeit. Verdauung und Mittagshitze lähmten die Aktivität. So wie die Luft träge über die Felder flimmerte, so lag der Mensch untätig herum, ohne Lust zu <vernünftigen> Taten. Man überließ sich dem Dösen und dem Träumen. Die Siesta wurde in der ganzen Alten Welt des Mittelmeerraumes gepflegt.

{258} Die sechste Stunde war aber auch die Zeit des gefürchteten Mittagsdämons; der Psalter spricht vom „*Daemonium Meridianum*“, und die altchristlichen Mönche in der ägyptischen und syrischen Wüste fürchteten diesen Mittagsdämon als den allerschlimmsten, weil er ihnen den Überdruß an ihrem mönchischen Dasein anhängte, sie schwermütig, cholerisch und verdrießlich stimmte. Da wir wissen, dass diese Mönche Pan verdrängten, dürfen wir vermuten, dass es Pan gewesen sei, der sie in ihrer Siesta heimzusuchen pflegte. Als kultisch vernachlässigter Gott, als verführerischer Mittagsdämon kehrte er ein in die dumpf brütenden Fantasien der einsamen Mönche während der Siesta. Die *hora sexta* erwies sich selbst in der einsamen Mönchszelle noch als die Stunde des Pan. Wenn das asketische Über-Ich und die sexlose Persona in der brütenden Mittagshitze

ihre gestrenge Aufsicht für eine Weile einstellen mussten, stieg Pan als teuflischer Versucher aus der Tiefe herauf, um Verwirrung in den armen Herzen der Mönche zu stiften („Teufel“ stammt von „Diabolos“ = Verwirrer).

2. Pans Herkunft: Das innere Arkadien

{259} Arkadien, die Heimat Pans, ist eine abgelegene, damals von Menschen kaum bewohnte Gegend. Arkadien symbolisiert eine entlegene Seelenlandschaft, einen unberührten, noch naturhaften Bereich unserer Psyche, wo die menschliche Zivilisation kaum Zutritt gefunden hat. Pans Heiligtümer sind deshalb auch nicht kunstvoll erbaute Tempel, sondern abgelegene, natürliche Höhlen und Grotten in schattenreichen Wäldern. Seit sich die menschliche Zivilisation ausbreitet, wird „Arkadien“ überbaut. Die Natur um und in uns hat vor lauter kopflastiger Zivilisation, Schulung, Asphalt und Beton immer weniger natürlichen Spielraum. Selbst die innersten Naturreservate sind heute gefährdet. Business und Rushhour anstatt Siesta prägen unseren Tageslauf. Arkadien verschwindet von der Oberfläche und wird in den Untergrund abgedrängt.

{260} Weil man Arkadien schlecht kennt, weiß man auch nicht recht, woher Pan stammt. In Arkadiens schattigen Wäldern bleibt so manches im Zwielflicht. Pans Stammbaum ist mythisch schlecht dokumentiert. Es gibt mindestens zwanzig verschiedene Berichte über seine Abstammung.

3. Pan und die Panik

{261} Aber auch die Panik hat mit Pan zu tun. Sie ist eine instinktive Angstreaktion, Ausdruck eines blinden Überlebenstriebes, welcher nicht nur uns Menschen, sondern auch Pferde, Rehe, andere Fluchttiere oder bisweilen sogar Raubtiere in Lebensgefahr Hals über Kopf aufs Geratewohl davonestürmen lässt. Tiere und Menschen, die von panischem Schrecken überfallen werden -selbst disziplinierteste Soldaten! -, sind durch nichts mehr aufzuhalten; sie rennen völlig kopflos, wie aufgeschreckte Hühner, um ihr Leben davon: ein Albtraum jedes militärischen Vorgesetzten. Die panische Angst kann die leiblichen Funktionen derart „durchdrehen“ lassen, dass bisweilen gleichzeitig mit dem kopfloren Davonestürmen auch noch ein sexueller Orgasmus eintritt. Selbst in dieser Todesangst ist Pan am Werk.

{262} „Panische“ Reaktionen treten bisweilen auch bald nach dem Verlust eines geliebten Menschen auf: Plötzlich überkommt die Trauernden eine unbändige, ihnen völlig unverständliche blinde sexuelle Lust, wie wenn sie sich handgreiflich beweisen müssten, dass sie selber noch zu den Lebenden gehören. Wer den Zusammenhang mit Pan nicht spürt und Syrinx nicht zu Hilfe nehmen kann, ver-

strickt sich dabei in tiefe moralische Probleme oder gar in leibhaftige Abenteuer (die von der Umgebung als „unpassend“ missbilligt werden und oft katastrophal enden).

4. Pan und sexuelle Tabus

{263} Pan hält nichts von einer durch menschliche Instanzen reglementierten Sexualität. Der Naturtrieb will freien Lauf haben, um sein Ziel, den sexuellen Orgasmus, erreichen zu können. Absurd ist für ihn etwa die Vorschrift der katholischen Kirche, der Sexualverkehr sei nur innerhalb einer gültigen, von der Kirche gesegneten Ehe erlaubt und diene nicht in erster Linie der persönlichen Ergötzung und der Lust aneinander, sondern der Zeugung von Nachkommen. Der Bocksfüßige will sich möglichst ungehindert ausleben können. Um dieses Ziel erreichen zu können, ist ihm fast alles recht; er ignoriert sämtliche Standes- und Altersunterschiede zwischen den Menschen.

{264} Ihm wird auch die Erfindung der sexuellen Selbstbefriedigung zugeschrieben. Siegelringe und Skulpturen zeigen des Weiteren, dass Pan nicht nur Nymphen sexuell nachgestellt und sie dadurch in panische Angst versetzt hat, sondern dass er sich selbst mit Ziegen - in allen möglichen Stellungen - paarte. Um zur sexuellen Entspannung gelangen zu können, schreckt Pan auch vor der Sodomie nicht zurück. Aber auch die gleichgeschlechtliche Liebe wird nicht verschmäht: Einmal erteilte Pan dem Hirtenknaben Daphnis Musikstunden; doch plötzlich wurde der Musiklehrer zum homosexuellen Verführer Minderjähriger. Außerdem hat er Nymphen verfolgt und vergewaltigt.

{265} Nichts, was sexuelle Befriedigung verspricht, scheint vor den unberechenbaren Attacken Pans sicher zu sein. Die menschliche Sexualität ist etwas Unberechenbares.

5. Pan, Eros und Aphrodite

{266} Eine späthellenistische Plastik aus Delos stellt drei Liebesgottheiten dar: Pan, Eros und Aphrodite. Diese Marmorgruppe wollen wir nun eingehend betrachten (Abb. 7).

{267} Die Liebesgöttin Aphrodite ist schön, wohlgestaltet, hat eine ideale Figur und ein anmutiges Wesen; von der Urtümlichkeit der alten Fruchtbarkeitsgöttinnen ist nichts mehr zu spüren; Aphrodite ist kultiviert. Das ihr heilige Tier ist die Taube. Mit ihrer Linken deckt Aphrodite ihre Scham zu, wie sich 's für eine Dame geziemt. Wo weilt ihr Blick, wenn Pan aus tiefer Vergangenheit vor ihr auftaucht? Der lüsterne Pan möchte sie unzweifelhaft für ein sexuelles Abenteuer gewinnen. Sie spürt Pans dreisten Griff am Handgelenk, seine andere Hand am Po und sein rechtes Bein an ihren Schenkeln beim Ansatz ihres Gesäßes. Ihre Füße sind nicht

verwurzelt in der Erde; die linke Ferse hebt sich leicht. Aphrodite steht nicht fest auf dem Boden. Etwas in ihr hebt sich. Die Energie fließt nicht in die Wurzeln hinab, sondern steigt auf. Sie ist leise bewegt, vielleicht etwas erregt?



Abb. 7 Aphrodite, Eros und Pan. Späthellenistische Plastik aus Delos.

{268} Sie wehrt Pan nicht ab. Wird sie sich zu Pan herabneigen, um zusammen mit ihm auch ihren eigenen Ursprung in der Glut der Erde zu suchen? Wird sie diese Reise in die tiefste Vergangenheit ihrer Natur wirklich wollen? Oder bleibt

alles schön kultiviert an der Oberfläche? Kann sie den primitiven Pan noch zulassen und ganz in sich eingehen lassen; ist sie ihrer eigenen dionysischen Seite noch gewahr? Kann Aphrodite noch zur Mänade Kontakt aufnehmen?

{269} Pan ist kleiner als Aphrodite. Er ist zwar viel älter als die kultivierte Dame; eigentlich würde nach dem Naturrecht ihm die Ehre gebühren, der Größere zu sein, und Aphrodite müsste zu ihm emporblicken. Aber die Kultur gilt beim Menschen mehr als die Natur, und darum ist Pan geringer als Aphrodite. Er ist unten, ursprünglich, primitiv, den Wurzeln nahe; die Kulturmenschen blicken überall auf ihn hinab. Pan scheint sich damit abgefunden zu haben. So steht's auch in der Bibel, im Mythos von Jakob und Esau: „Der ältere wird dem jüngeren dienen.“ (i. Mose 25, 23) Pan muss aufblicken zu Aphrodite wie der Frosch im Märchen zur Prinzessin.

{270} Nun fällt unser Blick auf Eros, den uralten und ewig jungen Kuppler, der seit jeher Gegensätze vereint. Von Eros sagt Hesiod in seiner „Entstehung der Götter“ (um 700 vor Christus), er sei der erste und älteste unter den Göttern; denn durch ihn sei alles Erschaffene zusammengefügt worden. Eros kommt zu Aphrodite, um sie zu Pan, zurück in die Urzeit, zu geleiten. Aphrodite und Pan: Welch ungleiches Paar! Eros schickt sich an, die Ungleichen in seinem Mysterium zusammenzuführen. Der kecke, geflügelte göttliche Knabe fürchtet sich nicht vor den tierischen Hörnern des Pan; er fasst sie wohl wollend an, ewig verspielt, kreativ und tabubrechend, dieser urälteste Gott, alles verbindend, nach hunderttausenden von Jahren immer noch Knabe, unverbraucht und unerzogen in alle Ewigkeit.

{271} Wenn Pan nur wüsste, wie er Aphrodite dazu bringen könnte, bei seinem freudenversprechenden Spiel mitzumachen! Da kommt Hilfe: Eros, der ihn am Hörn fasst. Eros, noch älter als Pan, wird ihm helfen, Aphrodite für sein Werk zu gewinnen. Eros wird ihn verbinden mit Aphrodite. Pan sucht nun Augenkontakt mit ihr. Dank Eros kann sich sein Urtrieb zur personalen Begegnung erheben: „Du, Aphrodite, ich liebe dich!“ Nun öffnen sich Fenster zur Seele.

{272} Die Marmorplastik stellt eine göttliche Trinität der Liebe dar, in welcher die obere (weibliche) und die untere (männliche) Ebene durch Eros miteinander verbunden werden. Es sind drei Liebesgottheiten:

- {273} 1. Oben, weiblich, die himmlische, lichte Göttin Aphrodite;
2. unten, männlich, der erdverhaftete, dunkle tier-menschliche Gott Pan;
3. dazwischen, als göttlicher Knabe, der Himmel und Erde verbindende Eros.

{274} In späthellenistischer Zeit waren die himmlische und die naturhafte Liebe, Agape und Sexualität, auseinander getreten. Die Sexualität war im römischen Kaiserreich weithin pervertiert und entartet, sodass viele feinfühlende Menschen von ihr angewidert waren und nur noch die „saubere“ Liebe erstrebenswert fanden. Aphrodite hatte mehr Sympathien als der „schmutzige“ Pan. Die beiden

Bereiche der oberen und der unteren Liebe klafften auseinander. Die damit verbundene Gegensatzspannung hat nicht erst das Christentum verursacht; viele Menschen in der Antike litten daran, bevor sie das Christentum kennen lernten. Vielleicht versucht diese Marmorplastik aus Delos, die beiden Mächte der vergeistigten Liebe und der triebgebundenen Sexualität durch die vereinigende Kraft des Eros wieder zusammenzubringen.

{275} Nun hatte auch das Christentum zu dieser Zeit eine trinitarische Lehre über die Struktur des (männlichen) Gottes der Liebe entworfen. Auch darin wurde das Himmlische (als Mann) mit dem Irdischen (wiederum als Mann) verbunden. Die heidnische und die christliche Liebes-Trinität sollen nun miteinander verglichen werden. Bei diesem Vergleich ergeben sich tief reichende Unterschiede:

{276} In der christlichen Trinitätslehre ist der Mittler, der das Himmlische mit dem Irdischen verbindet, nicht mehr der launische, uralte und ewig junge, stets verspielte göttliche Knabe Eros, sondern der ordentliche, auf Sittsamkeit bedachte Heilige Geist, der im Symbol der Taube dargestellt wird. Die Taube war einst den weiblichen Fruchtbarkeits- und Schönheitsgöttinnen zugehörig. Nun aber geht die Taube als Heiliger Geist von zwei durch und durch korrekten Männern aus, gleicherweise vom Vater wie vom Sohn. Der Sohn ist der Gott-Mensch Jesus Christus, gezeugt durch den Heiligen Geist aus Maria, der ewigen Jungfrau, welche (seit 1950 sogar leibhaft) im Himmel Gottvater zur Seite sitzt, fürbittend für die armen Seelen. Damit ist das Himmel und Erde verbindende Element gebändigt worden. Der launenhafte Eros ist ausgeschaltet, und die Taube, die durch die Verbindung mit einer Frau an die dionysischen Mysterien der alten Fruchtbarkeitsgöttinnen erinnern könnte, ist dem weiblichen Einflussbereich entzogen und in die feste Hand des Vaters wie des Sohnes übergeben worden. Nun geht es beim Mysterium der Verbindung des Oberen mit dem Unteren endlich gesittet zu und her. Endlich herrscht Ordnung! Der christliche Gott ist nicht ein Gott der Unordnung (i. Kor. 14, 33)! Die erotische Spannung zwischen Himmel und Erde, zwischen Frau und Mann (Aphrodite und Pan) ist verschwunden; Gott-Vater und -Sohn verbindet nicht mehr Eros, sondern die heilig-nüchterne Kraft des Logos. Ihre Gottesdienste sind entsprechend vernünftig und kopflastig.

{277} Gleichzeitig wird damit der Bocksfüßige ausgeschaltet und ins dunkle Innere der Erde verbannt. Er verschwindet von der Bildfläche. Die Verbindung zum Unterirdischen und Unzivilisierten ist damit abgebrochen. Aphrodite alias Maria kommt im Christentum ohne Pan aus. Kinder können so sittsam gezeugt werden, dass man dabei nicht mehr viel spürt von Pan.

{278} Die himmlische Aphrodite sitzt nun, verwandelt und ihrer Fruchtbarkeitsmysterien beraubt, im christlichen Glauben als ewig keusche Jungfrau Maria im Himmel. Sie thront nicht mehr in eigener Machtfülle, son-

dern sitzt gesittet an der Seite des (sexuell ungefährlichen) Gott-Vaters, der seinen Sohn ja nicht lustvoll im Ehebett mit ihr gezeugt hat, sondern majestätisch und auf Distanz: mittels des Heiligen Geistes und seines allmächtigen Wortes. Das Matriarchat ist durch die patriarchale christliche Trinitätslehre radikal verdrängt worden.

{279} Das neue trinitarische Liebeskräfte-Spiel in der christianisierten Seele ergibt nun folgendes Bild:

- {280} 1. Oben: Gott-Vater mit seinem Schöpferwort und der ewigen Jungfrau Maria an seiner Seite;
2. unten: der himmlisch-irdische Gott-Mensch Jesus Christus, durch das Wort gezeugt;
3. dazwischen: der vom Vater und vom Sohn ausgehende Heilige Geist als Taube.

{281} Durch die Verdrängung und Verteufelung des dunklen Pan, die Ausschaltung des launischen Eros und die Entmächtigung des Weiblichen ist in der christlichen Kultur der naturhafte Wurzelbereich der menschlichen Psyche aus dem Gesichtsfeld der Religion verschwunden. Die Liebe ist nun keimfrei geworden und hat mit dem erdverbundenen Leib nicht mehr viel zu tun. Die Folge davon war aber nicht etwa - wie erhofft - eine weitere Kultivierung des Menschen und seine Entwicklung zum engelgleichen Wesen, sondern - im Gegenteil - eine Verrohung des „panischen „Elementes der Psyche, das wegen seiner Verdrängung ins Abseits nicht mehr bearbeitet und kultiviert werden konnte. Das Christentum hat nie einen Versuch unternommen, die Hölle zu kultivieren - zumindest ist mir kein solcher Mythos bekannt. Christus weilte nach seinem Tode und vor seiner Auferstehung nur zu einem Blitzbesuch in der Vorhölle. Die Hölle überließ man dem Teufel - und musste dafür in Kauf nehmen, dass er von Zeit zu Zeit daraus ausbrach und die Erde unsicher machte. Dann war der Teufel los! Aber nach einer Weile hatte er ausgetobt und ließ sich wieder einsperren (wie der Eisenhans im Schlosshof des Königs; siehe S. 23off.). Irgendwann aber erfolgte ein nächster Ausbruch. Mit diesem peinlichen Hin und Her schien man sich abfinden zu müssen - die Entdeckungen der Tiefenpsychologie eröffnen hier allerdings neue Möglichkeiten.

{282} Das Christentum lehrte höhere, geistliche Mysterien. Die Priester wurden zölibatär. Die Jungfräulichkeit obsiegte allenthalben. Als Entschädigung für ihre Entmachtung durfte Maria inskünftig fürbittend tätig werden. Damit war ihrem fürsorglichen Brutpflegeinstinkt und dem bei Frauen scheinbar nicht auszurottenden Hingabebedürfnis auf eine elegante und kulturell wertvolle Art und Weise Genüge getan. Im Fürsorgebereich sollte Maria auch eine gewisse Selbstständigkeit erhalten. Nur Priesterinnen durften die Frauen nicht wer-

den; denn dann hätte konsequenterweise die Trinität zur Quaternität ergänzt werden müssen, und mit einer Frau auf einem eigenen Thron im Himmel wäre wieder die Erinnerung an die alten Fruchtbarkeitsgöttinnen, an das Schnäbeln und Liebesgurren der Tauben, an Eros und an Pan, aufgestiegen und wach geworden, und das ganze heidnische Pack, das man eben mit Erfolg rausgeschmissen hatte, hätte sich wieder breit gemacht. Nein!

{283} Die Liebe hatte sich beim Wechsel vom heidnischen Späthellenismus zum Christentum sichtlich verändert. Sie war fortan im patriarchalen Himmel festgemacht; ihre Wurzeln in der matriarchalen Erde wurden unsichtbar und begannen zu verdorren. Damit ergab sich eine verhängnisvolle Spaltung in der Seele des Menschen: Die bewusste Einstellung und die unbewusste Naturseite der Liebe begannen auseinanderzudriften.

6. Pan in der christlichen Kirche?

{284} Zum Osterfest 1997 wurde der Chorraum einer Kirche in der Stadt Zürich sozusagen in ein Stück Wald verwandelt. Mit diesem Stück Wald zog - wenn auch inkognito - der Gott Pan erstmals in eine evangelisch-reformierte Kirche ein. Am Ende der heidnischen Antike ertönte im ganzen Mittelmeerraum der Klageruf, Pan sei tot. Nun kam er zurück. Der Chor einer protestantischen Kirche im puritanischen Zürich - zwar nicht gerade ein Arkadien, aber unverkennbar ein Stück Wald: Die Gemüter wurden verunsichert und erregt. Kaum jemand blieb gleichgültig. Heftige Proteste, aber auch begeisterte Zustimmung erfolgten. Man wetterte etwa, das silvanische Arrangement in der Kirche sei ein Verstoß gegen die Kultur, das Werk von Banausen. Apollon gegen Pan. Vielleicht hätten diese Kulturbeflissenen dem Schöpfer des österlichen Bühnenbildes auch gerne Eselsohren gezogen, wie einst dem König Midas geschah. Ein Pfarrer polterte andernorts im Stile eines alttestamentlichen Propheten: „Das verfluchte Gesäusel von blühenden Kirschbäumen, Blumenwiesen und dem Grünen des Waldes, diese Naturanbeterei an Ostern, das hat mit dem <Wort> nichts mehr zu tun! Wir sind nahe daran, in ein blankes Neuheidentum zurückzufallen!“ Daraufhin verließen einige empörte Feministinnen den Kirchenraum. Pan sorgt für Action. Wenn er einzieht, schwindet die Langeweile.

{285} Es geht heute um etwas sehr Grundsätzliches: um die Integration Pans in die menschliche Spiritualität. Der Wald gehört zu Pans Reich. Pan wird am liebsten in schattigen Grotten und Höhlen abgelegener Wälder verehrt. Die ersten Dome der Menschheit waren bekanntlich Höhlen. „Kommst du mit mir in den Wald?“ ist in der Umgangssprache aber auch eine unzüchtige Anfrage. Assoziationen in dieser Richtung stellen sich unwillkürlich ein, wenn man in der Kirche plötzlich einem Stück Wald begegnet. So etwas verletzt heilige Gefühle. Panische Überraschungen sind am Ostermorgen nicht willkommen, wenn die

Menschen, feierlich gekleidet und innerlich für erhabene apollinische Gefühle gerüstet, zum Gottesdienst in die Kirche gehen. Sie sind schockiert, entrüstet, verletzt und schwören, nie mehr in diese Kirche zu gehen.

{286} Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an folgende Begebenheit aus meiner Jugendzeit: Wir sangen bisweilen beim feucht-fröhlich-bacchantischen Ausklang unserer Turnfeste um Mitternacht in einer Waldhütte den schwulstigen Schlager aus voller Kehle und mit ganzem Gemüt: „Der liebe Gott geht durch den Wald . . .“ Dabei rief mir einmal ein Kamerad zu: „Ich weiß schon, Rolf, die Pfarrer haben dieses Lied nicht gern; aber es ist sooo schön. Los, nochmals!“ Und lustig war’s. Wir spürten, wie im Gefolge des nun plötzlich nicht mehr so puritanischen Gottvaters auch Bacchus und der dionysische Pan durch den Wald spazierten. Das war nicht nur herzerfrischend, sondern auch ein wenig aufmüpfig. Es blitzte satanisch lustig in den Augen mancher junger Turner. Aber es war schließlich nur ein Scherz. Zur Verwandlung eines kirchlichen Chorraumes in ein Stück Wald am Ostermorgen hätte vor fünfunddreißig Jahren noch keiner Hand geboten. Nun aber war aus einem mitternächtlichen Spaß etwas Wirkliches geworden. Verunsicherte Gemüter fragten sich, nicht zu Unrecht besorgt, wo das denn hinführe.

{287} Wer sich ernsthaft fragt, wo etwas hinführe, muss sich auch fragen, wo es herkomme. Pan und Christus: Wie war das einst? Ich streife nun kurz, mit einigen wenigen Schlaglichtern, die Geschichte der Beziehung zwischen Pan und Christus. Pan wurde durch die christliche Kirche vertrieben, in den Schattenbereich verdrängt und dort teilweise verteufelt.

{288} Clemens von Alexandrien, vermutlich um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Athen als Sohn heidnischer Eltern geboren, versucht in seinem missionarischen Werk Logos protreptikos (Wort der Ermahnung zur Umkehr), die Heiden von ihren dionysischen Mysterien abzubringen und den reinen christlichen Mysterien zuzuführen (L 32, S. 18 f.):

{289} „Komm, von Gott Ergriffener, nun nicht mehr gelehnt auf den Weinlaubstab, nicht mehr das Haupt mit Efeu umwunden! Fort mit des Dionysos Binde von deiner Stirn, fort mit dem Rehfell! Nimm jetzt Vernunft an! Den Logos [= das Wort, d. Vf.] will ich dich lehren, das Wort vom Berg, einem anderen Berg, dem Sinai, nicht mehr dem Berge Kithairon mit seinen schattigen Wäldern, wo die heilig-trunkenen Mänaden rasen, geweiht zur rohen, blutigen und unheiligen Fleischeszerfetzung.

{290} Auf dem neuen Berg des Logos feiert man andere Mysterien, verkündet von jungfräulichen Töchtern unseres Gottes, schönen Lämmern, deren Chorgesang weise-nüchtern ertönt. Dieser Chor ist ein Chor von Gerechten, ihr Lied ein Lied für den König des Alls, gesungen von Jungfrauen zu Ehren der Engel. . . . Wirf ab

von dir dionysischen Trug und bacchantisches Rasen! Das Kreuz will ich als neuen Thiasos [Stab der rasenden Mänaden, d. Vf.] dir geben, das hoch aufragende Kreuz. . .

{291} O wahre Weihe-Mysterien! O ungetrübtes, reines Licht! Von andern Fackeln geleitet, schaue ich Gott nun und seine reinen Sphären. Der Logos selbst, Sohn des Schöpfers des Alls, erleuchtet nun den Mysten, macht mich heilig und versiegelt mich, mich zu bewahren in alle Ewigkeit. Derart gewandelt sind jetzt die einst Dionysos geweihten Mysterien. Darum lass auch du dich weihen mit diesen neuen Mysterien, angeführt vom Chor der Engel. Komm herbei, singe den Hymnus mit uns - ihm zu Ehren, dem unvergänglichen, ungezeugten, dem ureinen Gott.“

{292} Was an diesem Text - abgesehen von seinem Inhalt - zunächst auffällt, ist sein pathetischer Stil. Clemens wirbt mit Kraft und Begeisterung für die neue Religion apollinischer Prägung. Sein Enthusiasmus zeigt, dass das Christentum jener Tage begeisterungsfähig war. Der Mensch strebte Höherem zu. Das war damals der Trend. Pan verblasste. Die Situation erinnert an den Mythos vom musikalischen Wettstreit zwischen Pan und Apollon, den Apollon eindeutig für sich zu entscheiden verstand. Der neue Apollon hieß Jesus Christus, der Logos.

{293} „Logos“ aber heißt „Wort“ und „Vernunft“. Und damit hängt nun das zweite zusammen, was einem an diesem Text auffällt: Die Mysterien unter der Ägide des Logos werden wortbetont. Es geht nun um „das Wort“. Die einstige Domäne von „Fleisch und Blut“, Bauch und Sexualorgane, wird nun aus der Erdtiefe emporgehoben und vom oberen Geist transformiert zum „Wort“. Der Logos wird von den oberen Körperorganen geformt, von Lunge, Kehle, Mund und Kopf. Der Logos braucht die erdhaften Elemente von Fleisch und Blut kaum mehr; sein Hauptelement ist die Luft, der Äther, durch den nun das Wort, das vom reinen Geist zeugt, dahinfliegt. Die blutigen Mysterien des Dionysos und des Pan werden zu „logischen“ Mysterien sublimiert. Die dionysischen Mysterien waren noch dunkel und irrational; nun sollte die Religion vernünftig werden (so schon Paulus in Römer 12, 1: „Logikee latreia“: vernunftgemäß soll der Gottesdienst werden). Kein irrationales mystisches Schaudern soll den Leib der Gotttrunkenen mehr durchrieseln, sondern Staunen und Andacht ihren Geist erfüllen.

{294} Das Dionysische war im Kaiserreich dekadent geworden. Der Mensch hatte damals seine kosmische Beziehung zur Natur verloren. Er fiel aus uralten Bindungen der Einheit mit der Natur und dem Kosmos heraus. Die Sexualität entartete und sollte nun durch grobe Sensationen und Perversionen wieder attraktiv gemacht werden. Sensible, feinfühlende Menschen waren angeekelt von diesem unnatürlichen Treiben. Angewidert wandten sie sich ab vom Kult des Pan. Nun kam die Stunde Apollons.

{295} Augustinus war als Kirchenlehrer maßgeblich an diesem Prozess der Abwertung Pans und der Sexualität beteiligt (S. III), und auch die Reformation im 16. Jahrhundert schuf den Sprung über den Abgrund zwischen Religion und Sexualität nicht (S. III f.).

{296} Sechs kurze Streiflichter mögen diesen Prozess der Abwertung der Leiblichkeit andeuten:

{297} 1. Schon in der Johannesapokalypse (14, 4) werden die 144000 Auserwählten als solche gepriesen, die sich nicht mit Weibern befleckt hätten. Nur Männer gehören also zu den Auserwählten und unter diesen nur „jungfräuliche“ - was für ein verfremdendes Wort für einen Mann!

{298} 2. Tertullian (um 150-225 nach Christus) schreibt über die Frau, sie sei für den Mann „das Tor zur Unterwelt“ [Maria wird in der Kirche als „das Tor Gottes in die Welt“ gepriesen; durch das Streben nach oben kann die Frau also zum oberen und geheiligten Tor werden - Tor aber bleibt sie; d. Vf.].

{299} Tertullian bezeichnet die Frau des weiteren als „Stachel des Skorpions, Unrechts-Weg und Gehilfin des Teufels“. „Weib“, ruft der redegewandte Kirchenmann, „du solltest stets in Trauer und in Lumpen gehen, die Augen voller Tränen. Denn du hast das Menschengeschlecht zu Grunde gerichtet; um deiner Sünde [bzw. Evas, d. Vf.] willen musste Jesus den Tod erleiden.“

{300} Bereits im 2. Jahrhundert, im „Hirten des Hermas“, verfasst in Rom, tauchte das Ideal einer Ehe ohne sexuellen Verkehr auf, die so genannte „Josephs-Ehe“.

{301} 3. Im 4. Jahrhundert kreiste das Denken in der christlichen Kirche weitgehend um den Begriff der Jungfräulichkeit. Der Sündenfall Adams und Evas im Paradies wurde nun sexuell gedeutet. Das 6. Gebot wurde nun das wichtigste: „Du sollst nicht ehe brechen.“ Aus der Religion der Nächstenliebe wurde eine Religion der Keuschheit. Das Konzil von Nicäa (325), die erste Reichssynode unter dem ersten christlichen Kaiser, lehnte zwar das Zölibat noch ab; aber Papst Gregor setzte es 1074 endgültig durch - alle Anläufe dagegen sind seither in Rom abgeprallt.

{302} 4. Einen sehr nachhaltigen Einfluss auf die Haltung der Kirche der Sexualität gegenüber übte Augustinus aus. Er versuchte die üppigen und leidvollen sexuellen Erfahrungen seiner Jugend später als Bischof mit einer Sexualethik auszugleichen, in der die Sexualität negativ bewertet wurde. Durch eine solche „Verarbeitung seiner Jugendsünden“ wurde die Sexualität nicht integriert, sondern verdrängt. Die Sexualität wurde für Augustinus zur Basis der Sünde schlechthin, zum trüben Kanal, durch den die Sünde von Generation zu Generation weiterfloss. Das Geschlecht wurde nun zum Schlechten. Augustinus ließ den eheli-

chen Geschlechtsakt nur zu, wenn er mit der Absicht der Zeugung eines Kindes erfolgte: Nur deswegen war die Sexualität tolerierbar, weil sie Kinder zu Stande brachte.

{303} Folgerichtig sind in der katholischen Kirche bis zum heutigen Tag Verhütungsmittel verboten, und die Ehe mit einem sexuell impotenten Mann ist darum ungültig. Augustinus lebte als Bischof von Hippo in Nordafrika mit den Klerikern dieser Stadt in einer klösterlichen Gemeinschaft zusammen. Die für dieses Leben herrschenden Regeln wurden zum Vorbild für viele klösterlich und klosterartig zusammenlebenden geistlichen Gemeinschaften im Mittelalter.

{304} 5. Auch der Reformator Martin Luther (1483-1546), ein ehemaliger Augustinermönch, vermochte an der grundsätzlichen Abwertung der Sexualität durch die christliche Kirche nicht viel zu ändern, obwohl er selber eine ehemalige Nonne heiratete und wiederholt hohe kirchliche Würdenträger persönlich zur Heirat zu bewegen versuchte.

{305} Er vermochte sich nicht grundsätzlich von der antisexuellen Einstellung seines Klosterpatrons Augustinus zu lösen. Zu tief hatte sich die jahrhundertealte erosfeindliche Tradition in seiner Jugend und während seiner theologischen Ausbildung in seine Gedankengänge eingegraben; es sollte noch Jahrhunderte dauern, bis christliche Religiosität und die Wertschätzung der Sexualität wieder zusammengedacht werden konnten. Auch für Luther war das Geschlechtliche noch das Schlechte, eine Brutstätte der Sünde. Freude an der Sexualität an sich war für ihn verpönt. Und nur die Aussicht auf Fortpflanzung der menschlichen Rasse rechtfertigte die sexuelle Vereinigung von Mann und Frau. Die Einrichtung der Ehe war seines Erachtens vor allem deshalb von Vorteil, weil sie eine allgemeine Hurerei verhinderte. Luther wollte mit Pan nichts zu tun haben. Jungfräulichkeit war besser - auch für Männer.

{306} 6. Erst der liberale protestantische Theologe D. F. Schleiermacher (1768-1834) vermochte sich wirklich von der asketisch-leibfeindlichen Tradition der christlichen Kirche abzunabeln. Für ihn waren, echt romantisch, das Geistigste und das Sinnlichste aufs innigste miteinander verbunden, und seine Definition der Religiosität als eines „Gefühls Schlechthinniger Abhängigkeit“ vermochte die erotische Dimension der Religiosität wieder anzuerkennen, Mystik und Erotik miteinander zu verbinden. Schleiermacher hat damit die Sexualfeindlichkeit der christlichen Kirche überwunden. Er hat es gewagt, seinen Pflug beim Beackern der christlichen Tradition so tief wie kein anderer vor ihm anzusetzen und einen wirklichen Neubruch zu tun. Sein Bruch mit der leib- und erosfeindlichen Tradition der christlichen Kirche trug ihm allerdings kirchlicherseits den Vorwurf ein, er habe die Sexualität vergöttlicht und sei somit ein „Neuheide“.

{307} Da nun der Papst den Aussagen des Augustinus genauso verpflichtet ist wie die evangelischen Kirchenfürsten Luther gegenüber, dürfte es noch lange dauern, bis die christlichen Kirchen Pan in ihren Kult integrieren. Kein Wald mehr in der Kirche am Ostermorgen.

7. Die neue Gretchenfrage: „Wie hast du’s mit Pan?“

{308} „Wie hast du’s mit der Religion?“ fragte Gretchen einst Faust in Marthens Garten (Faust I). Die Gretchenfrage an die christlichen Kirchen lautet heute wohl: „Wie hast du’s mit Pan?“

{309} Dass eine leib- und erosfeindliche Tradition schuld war an der noch vor dreißig Jahren weit verbreiteten „ekklesiogenen Neurose“ in all ihren leichteren und schwereren Spielformen, hat sich im letzten halben Jahrhundert auch in den christlichen Kirchen herumgesprochen. Man hat sich in der Kirche den tiefenpsychologischen Einsichten nicht mehr verschließen können, und es ist in den letzten Jahrzehnten zweifellos manches getan worden, um die Kirchen - wie man vorsichtig sagt - ein wenig zu öffnen. Aber das Problem wird in der Regel bloß rein pragmatisch angegangen und in seiner grundsätzlichen Tragweite längst nicht erkannt.

{310} Worum es bei dieser „Öffnung“ wirklich geht, mag der folgende Traum einer in der Kirche tätigen Frau, Mutter erwachsener Kinder, illustrieren. Sie hat mit diesem Traum in ihrer dritten Lebensphase die Aufgabe erhalten, eine ihrer Natur gemäße weibliche Spiritualität zu entfalten. Sie steht mit ihrem spirituellen Problem heute nicht alleine da. Es gibt in den christlichen Kirchen immer mehr Frauen, welche eine echte, ihrem eigenen Wesen gemäße weibliche Spiritualität suchen.

{311} Ich fahre mit meinem grünen Auto einen ziemlich hohen Hügel hinauf. Zuoberst befindet sich das Kirchengemeindehaus, in dem ich zu tun habe. Oben angekommen, stelle ich mein Auto auf dem Parkplatz ordnungsgemäß ab. Ich habe ein ungutes Gefühl wegen der Bremsen: „Werden sie das Auto halten, während ich im Kirchengemeindehaus bin?“ Ich steige aus und gehe ins Haus hinein, wo ich eine Weile zu tun habe. Wie ich fertig bin, will ich zum Parkplatz. Aber mein Auto ist verschwunden. Es muss den Abhang hinabgefahren sein. Ich erschrecke: „Hoffentlich gab’s kein Unglück!“ Ich mache mich auf die Suche nach meinem Auto. Ich komme dabei von der Straße ab. Leute sagen mir, ich müsse da drüben im Wald suchen. Dort wird es immer unwegsamer. Ich muss mich schließlich an Wurzeln festhalten, um voranzukommen. Dann gelange ich plötzlich zu einer Höhle, die mit Kerzen erleuchtet ist. Nun weiß ich: „Das ist, was ich suche!“

{312} Das Kirchengemeindehaus ganz oben auf dem ziemlich hohen Hügel, weit herum sichtbar und auf asphaltierten Straßen mit dem Allerweltsverkehrsmittel Auto bequem zu erreichen, muss in diesem Traum verlassen werden, damit die Träumerin endlich das finden kann, was sie schon lange gesucht hat: eine natürliche Religiosität und persönliche Erleuchtung. Diese ist nicht mehr so hoch oben wie die christliche Kollektivreligion zu finden, sondern weiter unten in unwegsamem Gebiet, mitten im Wald, in einer Grotte, dem Heiligtum Pans. Zu Pan gelangt sie nicht mehr mit einem Auto, auch nicht mit einem „grünen“; denn Pans Grünkraft will ganz persönlich und zu Fuß, in unwegsamer Gegend und durch einen Abstieg, erwallfahrt werden. Auf diesem einsamen Weg muss sich die Träumerin bisweilen sogar mit den Händen an Wurzeln festhalten, um weiter vorankommen zu können. Handgreiflicher Erdkontakt auf diesem beschwerlichen Weg ist vonnöten. Es geht also um die Integration der unteren Schichten der Persönlichkeit, um eine Bearbeitung dessen, was im christlichen Schatten liegt. Ein Abstieg in die Unterwelt steht bevor; verheißen ist eine persönliche Erleuchtung. „Höllenfahrt“ wird das spirituelle Thema der nächsten Zeit lauten. Frauen wie diese Träumerin sind heute keine vereinzeltten Erscheinungen mehr. Viele sind nicht mehr zu „bremsen“; sie müssen ihrer ganz persönlichen Spiritualität auf die Spur kommen. Die Bremsen versagen; man hat schon zu lange den Mund gehalten. Das weibliche Unbehagen in der kopflastigen christlichen Wort- und Logos-Kirche ist weit verbreitet. Das Problem einer echten weiblichen und persönlichen Spiritualität treibt heute viele religiös suchende Frauen um.

{313} Zusammenfassend kann gesagt werden: Zu einer zeitgemäßen Religiosität gehört auch Pan, der als Bocksfüßiger im psychischen Jenseits wurzelt, aber als Mensch zum bewussten Diesseits gehört. „Zeichen von drüben“ kommen auch von Pan; auch er gehört zum Pantheon in der menschlichen Psyche. Nach dem tiefenpsychologischen Verständnis der menschlichen Religiosität gibt es heute keine Möglichkeit mehr, Pan aus dem Individuationsprozess auszuschließen. Eros und Religion müssten wieder ganz selbstverständlich in einem einzigen Atemzug genannt werden können. D. F. Schleiermachers Einstellung wird durch die Tiefenpsychologie bestätigt, und damit heißt die Gretchenfrage an eine zeitgemäße Religiosität: „Wie hast du’s mit Pan?“

Esau: „Der ältere wird dem jüngeren dienen . . .“

Esau und Jakob: Innere Gegensätze im Menschen

{314} Die Zwillingbrüder Jakob und Esau (1. Mose 2. 5-33) sind ein mythisches Paar, an welchem innere Gegensätze sichtbar werden. Jakob ist der mythische Stammvater der zwölf Stämme des auserwählten Gottesvolkes. Jakob als Ahnherr des Volkes Israel ist etwas Be-Sonderes - das Sondern, Absondern und Trennen

spielt in dieser Geschichte eine große Rolle. Esau ist der ältere Zwilling Bruder. Er ist der nicht Auserwählte, nicht Abgesonderte, der „Natürliche“, der zu den „Heidenvölkern“ Passende. Wie bei Mythen üblich, ist bereits die Geschichte der Geburt aufschlussreich (1. Mose Z5, 21c-z6a); ich gebe sie in freier Übertragung wieder:

{315} Rebekka wurde schwanger. Sie erwartete Zwillinge. Diese stritten sich stets in ihrem Leib. Da ging Rebekka hin, Gott zu befragen, was das ständige Streiten in ihrem Leib zu bedeuten habe. Das Orakel kündete ihr: „Zwei Stämme trennen sich in dir. Der ältere wird dem jüngeren dienen.“

{316} Als die Zeit der Schwangerschaft um war, kamen Zwillinge zur Welt. Der erste war rötlich („ädäm“), pelzig, wie in einem behaarten Mantel. Er wurde deshalb „Esau“ genannt. Danach kam sein Bruder auf die Welt. Er hielt Esaus Ferse. So wurde er „Jaakow“ (= Fersen-Halter) genannt.

{317} Esau und Jakob - in diesem mythischen Zwillingpaar erscheint das sich bekämpfende Gegensatzpaar im Inneren des Menschen. Die Gegensätze sind in diesem Mythos stark ausgeprägt. Das Motiv der bereits im Mutterleib verfeindeten Zwillinge kennt auch die mykenisch-griechische Mythologie; dort sind es Akrisios und Proitos, von denen es heißt: „Sie raufte miteinander bereits im Mutterleib.“ Aber die Gegensätze werden dort nicht derart weitreichend entfaltet wie im biblischen Mythos, der eine relativ späte Variante dieses archetypischen Motivs ist.

{318} Die Mutter, welche diese Urgegensätze aus sich hervorbringt, ist wegen des unablässigen Streitens der Zwillinge in ihrem Leib verunsichert und sucht deshalb Auskunft an höchster Stelle, warum sich dies so verhalte und sich die beiden Streithähne in ihrem Leib nie zusammenraufen könnten. Es wird ihr gesagt: „Zwei Völker trennen sich in dir. Der Ältere wird dem Jüngeren dienen.“ So entsteht das Gottesvolk - und damit auch die abendländische Kultur - aus einer Trennung, aus einer Differenzierung und Scheidung in zwei Gegensätze. Was sich ursprünglich noch ungesondert durcheinander schlingt, muss getrennt und gesondert werden. Nur auf diese Weise kann sich eine Schöpfungsordnung entwickeln, die Klarheit, Luft und Freiraum enthält. Kultur kann erst entstehen, wenn Unten und Oben, Links und Rechts, Gut und Böse, Hell und Dunkel in einem Differenzierungsprozess unterschieden werden können. Der Entwicklungsstand des Bewusstseins einer Kultur lässt sich am Unterscheidungsvermögen ihrer Spitzenvertreter, an deren Fähigkeit zu differenzieren, ablesen.

{319} Der Trennungsprozess erfolgt im Leben selbst natürlich nicht mit einem einzigen Wort wie im Schöpfungsbericht der Bibel. Das „Schöpferwort Gottes“, das jeweils eine neue Stufe in der Evolution des Bewusstseins hervorruft, bedeutet in Wirklichkeit immer einen langwierigen, harten Kampf und eine entbehrungs-

reiche Wanderung durch die Wüste. Bewusstheit fällt uns nicht einfach in den Schoß. Ein Kind muss sich oft mehr als einmal mit dem Kopf am Tisch stoßen, bis es weiß, dass da ein Tisch ist. So gibt es unzählige Zusammenstöße mit der Realität des Lebens, bis ein Mensch eine Ahnung davon hat, wie die Wirklichkeit in etwa aussieht. Bewusstwerdung ist ein schmerzvoller Prozess, ein Ringen, ein Kampf. Bis sich „Jakob und das Gottesvolk“ (der „Jüngere“ in uns, die bewusste spirituelle Seite) aus dem uranfänglichen, dunklen Mischmasch des unbewusst-bewussten Lebens herausentwickelt und sich von den „Heidenvölkern“ (unserer Verhaftung im Unbewussten) abgesondert haben, müssen viele Schlachten geschlagen und Tränen vergossen werden. Jeder Mensch ist „Jakob“ und somit ein Berufener - berufen zur Bewusstheit. Jeder muss seinen Weg ins „gelobte Land“ (seine bewusst gewordene innere Heimat) durch einsame Pfade in der Wüste und unter vielerlei Kämpfen suchen.

{320} Das Orakel sagt, der Ältere werde dem Jüngeren dienen. Dem Jüngeren - dem später Geborenen, dem Berufenen und Auserwählten, dem bewusst gewordenen und „spirituellen“ Menschen - soll schließlich das Zepter übergeben werden.

{321} Der göttliche Orakelspruch hilft Rebekka zu verstehen, warum die Zwillinge fortwährend streiten müssen, und dieses Verständnis für den inneren Kampf im eigenen Leib schafft ihr Erleichterung. Sie weiß jetzt wenigstens, wozu die Streitereien gut seien: Es muss klar werden, wer was ist und wohin er gehört. Es geht um eine schmerzvolle Scheidung und kampffreie Differenzierung. Die Erwählung Jakobs zum Stammhalter des Gottesvolkes ist ein langwieriger, mühseliger Prozess, der während vieler Jahre durchgestanden, tapfer und schlaue durchgekämpft und erlitten sein will. Ewige Gegensätze kämpfen in uns, von allem Anfang an, bis die Scheidung, mit Gottes Hilfe, endlich gelingt und die beiden Seelenteile einander schließlich in Ruhe lassen und friedlich nebeneinander wohnen können. Eine alte jüdische Legende weiß davon zu berichten:

{322} Als Esau und Jakob noch im Leib ihrer Mutter weilten, sagte Jakob zu Esau: „Mein Bruder, wir sind zwei, und von zwiefacher, verschiedener Art ist auch unsere Lebensweise: Beim einen geht es vor allem ums Essen und Trinken, beim andern geht es um mehr. Das eine Leben kannst du haben, wenn du willst; ich für mich wähle das andere.“

{323} Nebenbei: Im alten Indien, während der Periode des Joga (ca. 500 v. Chr. bis 500 n. Chr.), wurde der Gegensatz zwischen dem „fleischlichen“ und dem „geistlichen“ Leben im 13. Lebensjahr institutionalisiert: Der Knabe wurde einem Lehrer, Guru, zur religiösen und sozialen Ausbildung übergeben. Dabei wurde dem angehenden jungen Mann „die heilige Schnur“ umgelegt, und er hieß fortan der „Zweimalgeborene“. Die Schnur (der Strick unserer Mönche!) war das

sichtbare Zeichen für die geistige Nabelschnur zwischen dem Guru - der „alma mater“! -und dem werdenden jungen Mann, der nach seiner Bubenzeit nun in die „höheren Weihen des Geistes“ eingeführt wurde.

{324} Der biblische Mythos berichtet weiter über das Zwillingsspaar:

{325} Esau wird ein Jäger, der im Freien lebt; Jakob aber wohnt in Zelten. Isaak, der Vater, fühlt sich mehr zu Esau hingezogen; Rebekka hingegen, die Mutter, mag den Jakob lieber. Wie Jakob einst gerade am Essen ist, kommt Esau von draußen mit einem gewaltigen Hunger heim. Er sagt zu Jakob: „Ich habe schrecklichen Hunger. Gib mir von dem Roten da (hebräisch: <min ha ädäm>)!“ Darum nennt man Esau auch den „Roten“ (in „Ädäm“ klingt auch „Edom“ an; Esau ist nach 1. Mose 36, 1+43 der mythische Stammvater der heidnischen Edomiter, die David besiegt hatte. Die Edomiter sind die „Roten“, die Jakob-Israel sich einverleibte!).

{326} Jakob weiß die Situation sogleich zu seinem Vorteil zu nutzen und schlägt seinem Bruder vor: „Einverstanden! Aber verkaufe mir zuerst dein Recht als Erstgeborener.“ Esau denkt bei sich: „Ich bin jetzt hungrig - was soll's!“ Und Esau schwört Jakob, dass er das Recht des Erstgeborenen gegen das rote Mus einzutauschen bereit sei, schlingt das Essen hinunter und geht wieder seiner „fleischlichen“ Wege (frei nach 1. Mose 25, 27ff.).

{327} Esau wird über das rote („ädäm“) Mus mit Edom, aber auch mit „Adamah“ in Zusammenhang gebracht, mit der roten Ackererde, aus welcher einst Adam geformt wurde. Der „erste“ Mensch, Adam, gilt in der jüdisch-christlichen spirituellen Tradition als der erd- und instinktverhaftete, der „primitive“ Mensch, dem der bewusstere, der zweite und „andere“, geistige, spirituelle Mensch (in der christlichen Tradition: Christus) gegenübersteht. Ein solcher „Adam“ ist nun auch Esau, der „Rote“: Esau kommt mit einem Pelz zur Welt, rötlich (= „ädäm“) behaart. Er hat sichtlich noch etwas von unseren biologischen Vorfahren in der Evolution an sich, dem Orang-Utan (malaiisch: „Waldmensch“). Der zivilisierte Mensch wird nicht gerne an diese Verwandtschaft erinnert, obwohl sie in biologischer Hinsicht verblüffend ist (98 Prozent des gesamten Genoms von Primaten und Menschen ist identisch). Unsere evolutionsgeschichtlichen „Cousins“ werden von uns Menschen bekanntlich nicht gerade vorteilhaft bewertet.

{328} Esau verkörpert in der biblischen Geschichte das Erbe der Natur, die so genannten „niederen Triebe“, also jenen Teil in uns, der durch das Instinkt- und Triebverhalten noch in die Natur eingebettet ist. In Esau erscheinen die Ketten, die uns an die rote Ackererde fesseln. Diesen kann sich der himmelstrebende Jakob nicht leicht entwinden; darum ist der Kampf der beiden Brüder so hart. Esau nimmt den Gottesspruch nicht einfach hin: „Der Ältere wird dem Jüngeren dienen.“ Schließlich hat er, Esau, während hunderttausenden von Jahren das Feld

beherrscht - und jetzt soll er es dem jüngeren (dem Neuling „Bewusstsein“) einfach räumen, kaum ist dieser angekommen! Das kommt für Esau nicht in Frage. So muss nun das Bewusstsein dem Unbewussten sozusagen jeden Quadratmeter mühselig abringen.

{329} Aber Jakob, der Fersenhalter, ist als Gegner nicht zu unterschätzen. Er hat ganz neue Kampfmethoden entwickelt, denen Esau nicht gewachsen ist. Jakob ist nicht mehr rötlich behaart. Seine feine Haut wird im biblischen Bericht betont hervorgehoben. Der Kulturmensch ist nicht mehr roh, grobschlächtig und primitiv sinnlich; er verkehrt nicht mehr in Männerhorden wie Esau. Jakob weiß sich in der feinen Welt gesittet zu bewegen; er ist der Liebling Rebekkas und wohnt kultiviert in Zelten. Jakob ist kein „wilder Mann“ mehr. Seine Behausung ist ein Produkt der fortschrittlichen arbeitsteiligen Gesellschaft. Auch die Kleider, das Benehmen und die Sprache Jakobs sind gewählter als bei Esau. Jakob weiß sich zu benehmen; er versteht es, gewandt die Sätze seiner Reden zu formulieren. Er steht der Kultur näher, während Esau noch stark der Natur verhaftet ist.

{330} In der symbolischen Deutung dieses Mythos ist Jakob der Kulturmensch in uns, der „helle Kopf“, das platonische Pferd in unserer Seele, das himmelwärts strebt. Jakob versteht es, seinen Verstand zu gebrauchen. Das zeigt sich daran, wie er Esau beim Essen begegnet: Blitzschnell weiß der schlaue Kaufmann aus der Triebgebundenheit des Esau für sich einen Vorteil herauszuwirtschaften und das Blatt in seinem Rechenbuch zu seinen eigenen Gunsten zu wenden. Jakob kämpft mit den feinen Klingen des Intellekts: Er verzichtet darauf, seinen Hunger sogleich zu stillen; mit kluger Berechnung überlässt er listig seinem Bruder Esau, der mit seinem Bärenhunger nicht warten mag, sein eigenes rotes Mus. Jakob schlägt aus seinem Triebverzicht einen Vorteil heraus. Er vermag in seinem Intellekt ein kleines, konkretes Übel (den handgreiflichen Hunger nicht sogleich befriedigen zu können) sehr wohl gegen ein größeres und bereits etwas abstrakteres Gut abzuwägen: das Erstgeburtsrecht, das man nicht mit Händen greifen und nicht in den Mund stopfen kann. Das größere Plus überwiegt in seiner blitzschnellen Kalkulation das kleinere Minus bei weitem. Diese Rechnung hat Jakob mühelos sekundenschnell gemacht, währenddem es Esau noch nicht einmal aufgedämmert ist, dass hier überhaupt Kalkulationen angestellt werden; wenn Esau Hunger im Bauch hat, hat er Hunger und sonst nichts, und darum kommt er gar nicht erst auf die Idee, dass in Jakobs Kopf gerechnet wird.

{331} Esau hat kein rasches intellektuelles Auffassungsvermögen. Er kann nicht so flink und gewandt mit derart feinen Klingen fechten wie Jakob. Sein Intellekt, zumal wenn er Hunger hat, ist stumpf und plump. Biologisch war dieses Verhalten einst sinnvoll; denn es bewahrte die Menschen davor, aus mangelnder Konzentrationsfähigkeit den Jagdpfad zu verlassen und darob zu verhungern. Nun aber haben sich die Zeiten geändert; man lebt in einer Zivilisation,

in der die Befriedigung der Grundbedürfnisse des Daseins längst nicht mehr die Hauptsache ist. Es gilt jetzt so viele andere Dinge zu beachten. Esau wird sich in einer Zivilisation nie derart heimisch fühlen können wie seinerzeit in der Natur. Eines der Bücher von Sigmund Freud, der in unserem Jahrhundert den inneren Esau im Menschen für die moderne Wissenschaft entdeckt hat, trägt bezeichnenderweise den Titel: „Vom Unbehagen in der Kultur“.

{332} Der Konflikt zwischen Jakob und Esau ist unumgänglich; er ist archetypischer Natur, biologisch bedingt durch die Lockerung des menschlichen Instinktgefüges und die damit frei werdende Energie, welche ein bewusstes Leben, Kultur und Zivilisation, ermöglicht hat. Die Zivilisation schreitet unaufhaltsam voran. Jakob in uns hat in jeder höher entwickelten Kultur die Tendenz, Esau von oben herab zu betrachten. Jakob fühlt sich Esau überlegen. Die damit verbundene Demütigung macht Esau zu schaffen; er rächt sich mit asozialem Verhalten, psychosomatischen Störungen und Zivilisationskrankheiten. Esau ist zwar nicht von Natur aus streitsüchtig; aber da ihm je länger, desto mehr fast alles genommen wird, was einst sein Reich war, schlägt er von Zeit zu Zeit blindwütend zu.

{333} Jakob baut auf seinen „Kopf“; er wählt den Weg des rationalen Bewusstseins, der klar bewussten Wahl: Entweder - Oder. Esau hingegen überlässt manches seinem instinktiven, noch nicht klar formulierbaren Gefühl. Davon lässt er sich treiben. Esau kann schlecht rational begründen, warum er etwas tue; der Grund ist ihm jeweils nicht klar. Aber wenn er bei seiner Entscheidung kein schlechtes Gefühl hat, kommt es in der Regel nicht schlecht heraus. Lebt Jakob im „Kopf“, so Esau im „Bauch“. Esau will nicht ständig klar denken, differenzieren und bewusst abwägen. Esau lebt noch immer in uns. Wir können unser biologisches Erbgut nicht verleugnen. Jakob sollte also versuchen, sich mit Esau auf dem Weg zu einem bewusst und ganzheitlich gelebten Leben zu finden. In Wirklichkeit tut er alles andere als das: Er versucht meistens, Esau zu übertölpeln - und Esau rächt sich von Zeit zu Zeit dafür. Die inneren Gegensätze machen uns das Leben nicht leicht. Der Mensch scheint nicht für ein friedliches Leben geschaffen zu sein.

Rebekka: Die Mutter der Gegensätze ergreift Partei

{334} In der mythischen Rebekka, welche die Urgegensätze des biologischen und des zivilisierten Menschen in die Welt setzt, erscheint die Menschennatur selbst. Rebekka gebiert verfeindete Gegensätze; sie selber ist zwar ein Ganzes; was sie aber hervorbringt, ist zwiefach. Zwietracht, Zwiespalt und Zweifel sind wesentliche Produkte der Gegensatznatur des Menschen. Der Streit ist offenbar eher das Menschennatürliche als der Friede. Rebekka ist ein Symbol des gesamten, des unbewusst-bewußten Seelenlebens des Menschen; dieses aber spaltet sich auf in ei-

nen bewusst werdenden (Jakob) und in einen weiterhin dem Unbewussten verhafteten Teil (Esau), die miteinander von Anfang an in einer Gegensatzspannung leben, welche durch die Kultur verschärft wird.

{335} Rebekka möchte gerne Näheres über die steten Streitereien in ihr erfahren. Wir Menschen möchten wissen, woher das Übel kommt und wozu es gut sein soll. Rebekka will bewusst dahinter kommen, den Sinn im scheinbar sinnlosen Streiten ihrer Söhne erkennen. Ein unverstandenes Übel ist schwer zu ertragen. Eher glaubt der Mensch an die unsinnigsten Erklärungen über die Ursache eines Übels, als dass er es stumm und gottergeben schluckt. Wenn man den Grund des Übels kennt, wird es in der Tat bisweilen ein wenig erträglicher. Rebekka wird wohl deshalb mitgeteilt, was das ewige Gezänk bedeute. Von höchster Stelle aus wird ihr im Orakel der Sinn des Streites in ihrem Leib offenbart: Die Zeit sei nun reif für eine Scheidung und Differenzierung: „Zwei Völker trennen sich in dir.“ Bewusstwerdung wird angesagt. Wie Rebekka dies vernimmt, schlägt sie sich auf die Seite der Evolution: Dem Jüngeren, dem Neuen und der Zukunft gilt fortan ihre Liebe. Rebekka sträubt sich nicht gegen das Neue. Bekanntlich war schon Eva im Paradies offen dafür. Der Mensch ist nach dieser mythischen Geschichte auf Kultur hin angelegt. Wir können nicht zurück auf die Bäume. Mit List, Lug und Betrug, mit einer durchtriebenen Täuschung Isaaks (immerhin ihres Gemahls und Vaters der Zwillinge) verhilft sie Jakob - und damit dem Bewusstsein und der Kultur - zur Position des „Erstgeborenen“; der Ältere soll dem Jüngeren dienen. Rebekka ergreift Partei für Jakob. Wie stellt sich nun Isaak dazu?

Isaak: Auf einem Stumpengleis der Evolution ausrangiert

{336} Isaak ist altersschwach und blind. Es ist Zeit für ihn abzutreten. Skrupellos wird er übers Ohr gehauen. Man muss nicht mehr auf ihn hören; denn er kann sich ja nicht mehr zur Wehr setzen. Aber er hat dennoch etwas weiterzugeben: Kraft und Wissen aus tiefer matriarchaler Naturverbundenheit; das ist der Segen, den er seinen Nachkommen noch spenden muss - aber dann muss er abtreten. Die Evolution nimmt nun eine Wendung gegen ihn: Städte und Stadtkulturen werden immer mehr bestimmend für das Leben der Menschen. Der Jäger Isaak hat ausgedient. Vertrautheit mit der Natur ist nicht mehr gefragt. Er wird „aus dem Verkehr gezogen“.

{337} Isaak konstatiert in dieser Phase der Entwicklung des Bewusstseins das archetypische Motiv des Königswechsels. Es müssen nun neue Kräfte auf den Thron. In Urzeiten wurde der alte König noch rituell getötet. Rebekka und Jakob sind da wesentlich eleganter. Unter kultivierten Menschen fließt kein Blut mehr bei einem Herrschaftswechsel; man schreibt zum Beispiel einfach Neuwahlen

aus. Die Sache ist zwar immer noch dieselbe: Auch kultivierte Leute setzen einander im Kampf um Positionen außer Betrieb - aber etwas zivilisierter (bisweilen aber auch perfider und durchtriebener).

{338} Isaak und Esau enden in einer Sackgasse der Evolution. Über hunderttausende von Jahren hinweg waren sie vollkommen integriert in ihrer natürlichen Umgebung. Seit Rebekka und Jakob überhand genommen haben, ist der Naturmensch systematisch ausmanövriert worden. Es gibt ihn nur noch in Naturreservaten zu sehen, in einer Art Zoo, wo die Zivilisierten ihn auf ihren Super-Jet-Flügen rund um die Welt begucken können. „Wie interessant!“ schwärmen die Globetrotters - die auf diese Weise auch noch die letzten Reste intakt gebliebener Naturgebiete auf unserem Planeten zerstören.

{339} Was uns von Isaak und Esau geblieben ist, ist das Freudsche „Unbehagen in der Kultur“ und von Zeit zu Zeit ihr (offener oder versteckter) Ausbruch aus dem Käfig der Zivilisation.

Zum Ende der Geschichte: Versöhnung in Sicht?

{340} Jakob und Esau waren von allem Anfang an miteinander verfeindet. Ist der Mensch ein durch und durch friedloses Geschöpf; oder gibt es ein Ziel, von dem her die ewigen Zwistigkeiten innerhalb unserer Rasse verständlich und deshalb ein bisschen erträglicher werden?

{341} Die biblische Geschichte lässt wenigstens einen Hoffnungsschimmer aufkommen: Zu guter Letzt haben Jakob und Esau sich dann doch vertragen. Man kann darin vielleicht die Andeutung eines Morgenrotes für die Zukunft des homo sapiens sehen. All die Irrungen und Verwirrungen, die Zerstörungen und scheinbar sinnlosen Wunden, die sich die Menschheit seit einigen tausend Jahren zufügt, hätten dann das geheime Ziel der Vereinigung der Gegensätze auf einer höheren Stufe der Bewusstheit. Was für ein Weg! Aber wir haben ihn nicht gewählt, sondern sind infolge der Evolution des Bewusstseins auf diesen Weg gestellt worden.

{342} „Mit Gott und Menschen hast du gerungen und obsiegt“, sagt der Gottesbote nach dem furchtbaren Kampf mit Jakob in der Furt des Jabbok (i. Mose 32, 29). Danach haben Jakob und Esau endlich zueinander gefunden.

3. Die Tiefenpsychologie, der Teufel und das Böse

Von Freud zu Jung

Freud überwindet das positivistische Seelenmodell

{343} Der Neurologe Sigmund Freud (1856-1939) entdeckte mit dem menschlichen Unbewussten bisher wissenschaftlich noch unbeackertes Neuland. Mit der Entdeckung des Unbewussten als eines Forschungsgebietes der modernen Wissenschaft begründete er vor hundert Jahren eine neue wissenschaftliche Disziplin, die Tiefenpsychologie - eine pionierhafte Leistung. Freud hat das positivistische Modell der Psyche seiner Zeit überwunden, das auf der Ansicht basierte, das menschliche Seelenleben bestehe im Prinzip aus dem, was einem Menschen bewusst sei. „Träume sind Schäume“: Dieses Schlagwort zeigt, was in der Sicht des Positivismus vom Unbewussten zu halten war. Freud war in seiner Ausbildung zum Mediziner positivistisch geprägt worden, lernte aber, die Seele neu zu verstehen.

{344} Der durch Freud erzielte Fortschritt bei der wissenschaftlichen Erforschung der menschlichen Seele wird in einem Schema von Willy Obrist anschaulich (Abb. 8):

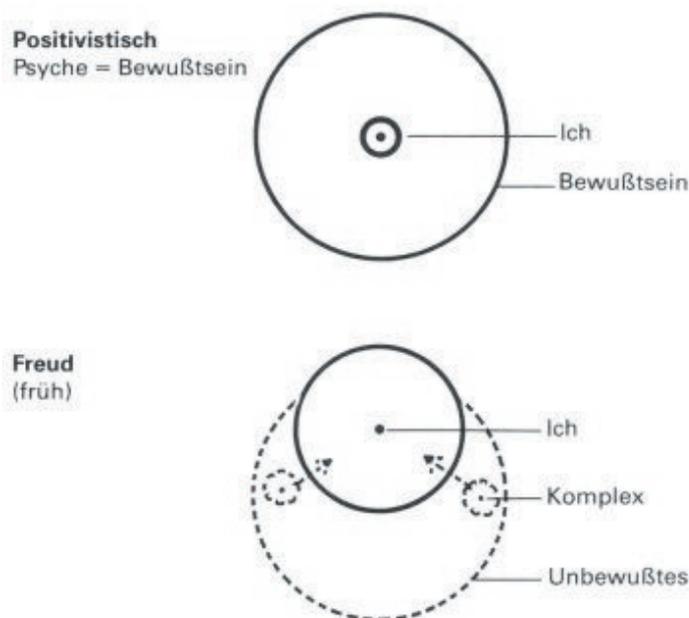


Abb. 8 Das positivistische und das Freudsche Modell der menschlichen Psyche (L. 23, S. 104)

{345} In der Vorstellung des Positivismus, der zu Freuds Zeit in den Kreisen der Wissenschaftler vorherrschte, bestand das seelische Leben eines Menschen ausschließlich in dem, was dieser bewusst erleben konnte. Der Rest wurde nicht mehr der Seele zugerechnet, das Triebgeschehen zum Beispiel wurde im positivistischen Verständnis der Psyche rein mechanistisch als ein physikalisch-chemisch-biologisch verlaufender Prozess betrachtet. Instinktive Abläufe hatten nichts mit Geist, Intelligenz und Seele zu tun. Das Unbewusste wurde also nicht zur Seele gerechnet, es enthielt nur geistlose, stumpfe, reflexhafte und mechanische Triebe und Instinkte. Diese unbewussten Tätigkeiten wurden gegenüber den Leistungen des menschlichen Intellekts, also der bewussten geistigen Tätigkeit, als minderwertig beurteilt. Daraus folgte etwa, dass Tiere keine Seele haben konnten, weil sie allein von inneren Mechanismen durch das Leben getrieben wurden.

{346} Freud hat den Nachweis erbracht, dass die positivistische Theorie von der Seele des Menschen nicht richtig ist, weil das bewusste und das unbewusste Seelenleben des Menschen eng ineinander verwoben sind und das Bewusstsein des Menschen weitgehend von der unbewussten Tätigkeit der Seele bestimmt wird. Welche Kränkung für die „Krone der Schöpfung“! Die Zeit- und Zunftgenossen Freuds ließen ihn oft schmerzlich spüren, dass sie seine neuen Theorien nicht akzeptieren wollten.

{347} Dass es ein unbewusstes Seelenleben gebe, das wir Menschen mit allen übrigen Kreaturen teilen, und dass darin gar ein unbewusster Geist und damit eine unserem Bewusstsein weit überlegene unbewusste Intelligenz am Werk sei, war nach der positivistisch-materialistisch-atheistischen Theorie undenkbar. Denn - wie schon gesagt - Geist besaß nur der Mensch; geistvoll war nur die bewusste geistige Tätigkeit des Menschen. Alles andere im Universum war Mechanik, der menschliche Geist aber war letztlich Zufallsprodukt einer blind verlaufenden Evolution. Mit dem empirischen Nachweis, dass der Mensch ein unbewusstes Seelenleben hat, überholte Freud das positivistische Modell der Seele.

{348} Dass seine neue Theorie grundsätzlich richtig sein musste, bewiesen Freuds praktische Erfolge in der Psychotherapie. Freud war kein Schreibtischgelehrter, sondern ein praktischer Arzt und ein menschlich engagierter, echter Seelsorger. Er mobilisierte die moderne Wissenschaft, um der menschlichen Seele in Nöten effizient, engagiert und qualifiziert helfen zu können.

Die Struktur des Unbewussten: Es und Über-Ich

{349} Freud machte in seiner psychoanalytischen Praxis immer wieder die Erfahrung, dass es in der unbewussten Psyche seiner Patienten so genannte „gefühlsgeladene Komplexe“ gab, welche das bewusste Leben störten. Vereinfacht gesagt, gliederte er das Unbewusste in zwei Bereiche: in das Es und das Über-Ich (dieses war nur teilweise unbewusst), in denen er die störenden Komplexe an-

siedelte. Durch eine Psychoanalyse wurden die beiden Bereiche des Es und des Über-Ichs bewusst gemacht und die darin hausenden Komplexe soweit wie möglich aufgelöst.

{350} Im unbewussten Teil des Über-Ichs siedelte Freud unbewusst gewordene Verhaltensregeln an, die einem in der Erziehung einst beigebracht worden waren und die dann automatisch, ohne Hilfe des Bewusstseins, weiterfunktionierten: „Du sollst“, „Das tut man nicht“ etc. Davon, was ein Mensch im Laufe seiner Erziehung internalisierte, ist im Erwachsenenleben bekanntlich längst nicht mehr alles bewusst. Das Über-Ich gehörte für Freud zu unserer Kulturseite. Dem Es hingegen ordnete Freud die unbewussten Triebwünsche zu, die uns mit dem Tierreich verbinden; das Es war für ihn unsere Naturseite.

{351} Nun wird vieles von dem, was das Es wünscht, vom Über-Ich verboten; denn die Kultur beziehungsweise die Gesellschaft erlaubt vieles nicht, was die Natur möchte. Häufig realisiert das Ich diesen inneren Gegensatz nicht. Daraus resultieren Spannungen im unbewussten Bereich der Psyche, welche das Ich dumpf als „ein ungutes Gefühl“ wahrnehmen kann. Die innere unbewusste Spannung wird oft zusätzlich dadurch verstärkt, dass nicht klar ist, was die Umwelt erwartet, erlaubt oder verbietet. Dadurch wird dem Ich die Entscheidung weiter erschwert. Es ist dem Ich oft nicht möglich, es allen drei Seiten recht zu machen: der Umwelt, dem Es und dem Über-Ich. Diese Unsicherheit ist schwer zu ertragen.

{352} In Freuds „Neuer Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (L 4, Bd. XV, S. 84 f.) findet sich ein Text, in welchem die Beziehung zwischen dem Ich, seiner äußeren Umwelt, dem Es und dem Über-Ich meisterhaft geschildert wird:

{353} „Ein Sprichwort warnt davor, gleichzeitig zwei Herren zu dienen. Das arme Ich hat es noch schwerer; es dient drei gestrengen Herren, ist bemüht, deren Ansprüche und Forderungen in Einklang miteinander zu bringen. Diese Ansprüche gehen immer auseinander und scheinen oft unvereinbar zu sein. Kein Wunder, wenn das Ich so oft an seiner Aufgabe scheitert. Die drei Zwingherren sind: Die Außenwelt, das Über-Ich und das Es. . . . [Das Ich] fühlt sich von drei Seiten her eingeengt, von dreierlei Gefahren bedroht, auf die es im Falle der Bedrängnis mit Angstentwicklung reagiert. . . . [Es ist] dazu bestimmt, die Anforderungen der Außenwelt zu vertreten; aber es will auch der getreue Diener des Es sein, im Einvernehmen mit ihm bleiben, sich ihm als Objekt empfehlen, seine Libido auf sich ziehen. In seinem Vermittlungsbestreben zwischen Es und Realität ist es oft genötigt, . . . die Konflikte des Es mit der Realität zu vertuschen . . . Andererseits wird es auf Schritt und Tritt von dem gestrengen Über-Ich beobachtet, das ihm bestimmte Normen seines Verhaltens vorhält, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten vonseiten des Es und der Außenwelt zu nehmen, und es

im Falle der Nichteinhaltung mit den Spannungsgefühlen der Minderwertigkeit und des Schuldbewusstseins bestraft. So vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht! Wenn das Ich seine Schwäche bekennen muss, bricht es in Angst aus, Realangst vor der Außenwelt, Gewissensangst vor dem Über-Ich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es.“

Das neue Forschungsgebiet und die Religion

{354} Die Tiefenpsychologie beginnt heute, unsere Zeit spürbar zu beeinflussen; der Zenit ihres Einflusses dürfte noch längst nicht erreicht sein. Das Lebensgefühl des Menschen an der Schwelle zum dritten Jahrtausend wird nicht nur durch die Technik, sondern zunehmend auch durch die Entdeckungen der Tiefenpsychologie geprägt - man denke nur etwa an die augenfällige Veränderung unserer Einstellung gegenüber dem Leib und der Sexualität in diesem Jahrhundert oder an das tiefenpsychologische Vokabular, das im 20. Jahrhundert Allgemeingut geworden ist, zum Beispiel: Ich, Es, Bewusstsein, Unbewusstes, Komplex, Projektion, Verdrängung, Neurose, Psychotherapie, Lustprinzip, Aggressionshemmung, Schuldgefühl, Über-Ich, freudsche Versprecher, unbewusste Fehlhandlungen, verminderte Zurechnungsfähigkeit etc. Das sind nur einige wenige von vielen psychologischen Begriffen, welche das Denken und Handeln heutiger Menschen in zunehmendem Maße beeinflussen. Tiefenpsychologische Gesichtspunkte werden viel häufiger als noch vor fünfzig Jahren verwendet. Allmählich wird bekannt, dass wir Menschen ein artspezifisches unbewusstes Seelenleben haben, das uns teilweise mit den Tieren verbindet und uns viel stärker beeinflusst, als wir dies normalerweise wahrnehmen.

{355} In diesem Zusammenhang lässt sich eine gegenläufige Bewegung beobachten: Mit dem zunehmenden Einfluss der Tiefenpsychologie schwindet der Einfluss der traditionellen religiösen Institutionen. Diese augenfällige Gegenläufigkeit dürfte kaum Zufall sein. Realisiert sich darin vielleicht der Wunsch Freuds, die Religion abzuschaffen und durch die wissenschaftliche Tiefenpsychologie zu ersetzen? Das könnte sehr wohl der Fall sein. Aber ein anderes Phänomen will nicht in dieses Bild passen: die neue religiöse Welle (das Aufkommen der Esoterik in den letzten fünfundzwanzig Jahren). Widerspricht diese neueste Entwicklung nicht dem, was Freud vorausszusehen glaubte, dass nämlich die Religion bald durch die Wissenschaft ersetzt werde? Hat Freud sich geirrt? Oder gibt es eine andere Erklärung für das Aufkommen der neuen Religiosität?

{356} Versuchen wir zunächst, uns - im Anschluss an Gedankengänge von Willy Obrist (L 21-24) ~ Klarheit darüber zu verschaffen, was denn nun die eigentliche Leistung Freuds darstellt. Vielleicht lässt sich dann das rätselhafte Phänomen der neuen Religiosität erklären, die trotz der Ausbreitung der Tiefenpsychologie aufgekomen ist.

{357} Ich umreiße Freuds bahnbrechende Leistung kurz in drei Punkten:

1. Psychotherapie als zeitgemäße Seelsorge

{358} Augenfällig ist die praktische Auswirkung der Tiefenpsychologie in der Psychotherapie. Diese verhilft seelisch kranken Menschen zu einem bewussten, heilsamen Kontakt mit ihrer Seele. Das Bewusstwerden seelischer Vorgänge ist an sich schon heilsam, weil dadurch das Ich mit dem Unbewussten wieder verbunden wird. Die Psychotherapie hat das Leben vieler Menschen grundlegend verändert. Sie hat weitgehend die Nachfolge der religiösen Seelsorge angetreten.

{359} Verdeutlichen wir uns das am Beispiel des erwähnten Malers Christoph Haitzmann (S. 48 f.) mit seiner durch Freud aufgeklärten „Teufelsneurose“: Hätte Haitzmann im 17. Jahrhundert in seiner Depression von einem Psychotherapeuten des 20. Jahrhunderts behandelt werden können, hätte er weder mit seinem Blut einen Teufelspakt unterschreiben noch durch einen Exorzismus von diesem Teufelspakt wieder befreit werden müssen; das eine wie das andere magische Ritual war - wie wir heute leicht erkennen können - therapeutisch ganz einfach ineffizient. Solche archaischen Rituale waren aber einst die Heilmittel in Krankheits- und Unglücksfällen: Wo heute Viren mit Antibiotika bekämpft werden, beschworen einst Medizinmänner und Priester Dämonen, weil man dem „bösen Feind“ nicht anders zu Leibe zu rücken verstand. Haitzmann könnte heute seine Depression unter sachverständiger Begleitung, eventuell verstärkt durch Psychopharmaka, aufarbeiten. Sein Leiden ließe sich heute zweifellos zumindest lindern. Es würde ihm dadurch viel Leid - Höllenangst, Minderwertigkeitsgefühle, Verzweiflung und Depression mit Arbeitsunfähigkeit - erspart. Die Mittel, welche die Kirche Haitzmann einst anzubieten hatte, waren vorwissenschaftlich und unqualifiziert.

{360} Aber die Seelsorger der verschiedenen Religionen werden immer noch nicht psychotherapeutisch ausgebildet, und die magischen Rituale der Religionen stehen alle noch in Geltung. Doch die Psychotherapie als moderne, wissenschaftlich fundierte Hilfe ist für den abendländischen Menschen an der Schwelle zum dritten Jahrtausend effizienter als die alten Rituale der Kirche. Deshalb ist es verständlich, dass der Dienst der Seelsorge heute immer weniger von Seelsorgern der religiösen Institutionen und immer mehr von Psychotherapeuten wahrgenommen wird. Die Ausbildung der Priester und Pfarrer(innen) für die Seelsorge ist - obwohl sie ein bisschen verbessert wurde - immer noch ungenügend.

2. Ein neues Verständnis für innere Erfahrungen

{361} So wie die modernen Naturwissenschaften vor Freud das Bewusstsein des Menschen über die äußere Natur erweitert und dadurch die Entwicklung der modernen Technik ermöglicht hatten, so erweiterte die neue Wissenschaft der Tiefenpsychologie die Kenntnisse des Menschen über seine inneren Erfahrungen, seine Seele. Freud holte die ins All hinausprojizierte unbewusste Seele ins menschliche Innenleben zurück. Er drang mit der modernen Wissenschaft in die Tiefe der Seele des Menschen vor, indem er den Informationsfluss zwischen dem Unbewussten und dem Bewussten, der sich in Träumen, Visionen, Fantasien, Fehlleistungen sowie psychosomatischen Symptomen manifestierte, unter die Lupe der Wissenschaft nahm. Im Jahre 1900 veröffentlichte Freud seinen großen schöpferischen Wurf: Die Traumdeutung, dessen erster Satz lautete: „Auf den folgenden Blättern werde ich den Nachweis erbringen, dass es eine psychologische Technik gibt, welche gestattet, Träume zu deuten, und dass bei Anwendung dieses Verfahrens jeder Traum sich als ein sinnvolles psychisches Gebilde herausstellt . . .“ (L 4, Bd. II/III).

{362} Freud hat mit der wissenschaftlich qualifizierten Beobachtung des inneren Informationsflusses vom Unbewussten zum Ich eine neue wissenschaftliche Disziplin eröffnet, die dem Menschen Kenntnisse über sein Seelenleben und Möglichkeiten zur Behebung von seelischen Störungen eröffneten. Die erstmals wissenschaftliche Bearbeitung des Informationsflusses zwischen dem Unbewussten und dem Bewusstsein ist die eigentliche Pionierleistung Freuds. So wie Galilei seinerzeit mit seinem selbst erbauten Fernrohr Sonnenflecken wahrzunehmen vermochte, die man vor ihm nicht sehen konnte, so verschaffte Freud den Menschen durch die Anwendung seiner neuen wissenschaftlichen Methode auf dem Gebiet der inneren Wahrnehmung einen ganz neuartigen Zugang zum Unbewussten. Freud heilte durch die Aufklärung über Prozesse im unbewussten Teil der Persönlichkeit. Er erweiterte also das Bewusstsein seiner Patienten und weckte in ihnen das Verständnis für Vorgänge in ihrer Seele. Freud ließ seine Klienten in entspanntem Zustand auf der Couch frei zu ihren Traumbildern assoziieren. Dadurch brachte er sie in einen meditativen Zustand. In diesem gelösten und gelockerten, leicht dämmerigen, aber doch immer noch bewussten Zustand konnte das bewusste Ich das unbewusste Seelenleben wahrnehmen. Das Bewusstsein über unbewusste Vorgänge nahm zu, und dadurch konnte der seelische Zustand oft stabilisiert werden.

3. Revierkampf um die Seele

{363} Freud drang mit seinen Forschungen in ein Gebiet ein, das bisher die Domäne der Religion gewesen war. Er entriss dieser die Seele und damit das Fundament, über dem sie ihre Tempel errichtet hatte. Daraus ergab sich eine

Konkurrenzsituation. Freud machte der Religion den Vorwurf, sie gehe unwissenschaftlich und inkompetent mit der menschlichen Seele um. Er reklamier- te das Gebiet der menschlichen Seele für die Wissenschaft. Für Freud war die Metaphysik erledigt, ein unzeitgemäßer Tummelplatz archaischer Wissenschaften (der Theologie und Philosophie); denn sie beruhte auf einer Projektion unbewuss- ter seelischer Sachverhalte ins Kosmische hinaus. Freud stürmte Himmel und Hölle und nahm dort einen Kahlschlag vor. Die Kirche hat bis heute noch kein Abwehrmittel gegen den fundamentalen Angriff Freuds gefunden. Theologen wie Pfister, Scharffenberg, Lüthi oder Drewermann, die einen ehrlichen Dialog mit Freud und der Tiefenpsychologie suchten oder suchen, blieben innerhalb der Kirchen bis heute Rufer in der Wüste.

{364} Bekanntlich löst das Eindringen eines Fremden mit Herrschaftsansprüchen Unsicherheit und Angst aus. Es geht für den bisherigen Herrscher dieses Gebietes um Sein oder Nichtsein: „Wer ist hier der Chef?“ Ein Adrenalinschub begleitet diese Frage. Das bisherige Alpha-Tier rüstet sich unverzüglich zur Verteidigung seiner Rechte und will den Eindringling zum Teufel jagen. Auf geht's in den Kampf! Freud löste einen anfänglich erbittert geführten Revierkampf aus. Zwei Hirsche kämpften um die Vorherrschaft über das Revier der menschlichen Seele. Der Kampf scheint zurzeit etwas abzuflauen. Geht ein hundertjähriger Krieg lang- sam zu Ende? Neulich wurde ich gebeten, in einer Kirchgemeinde einen Vortrag zum Thema „Die Bibel als Spiegel der menschlichen Seele“ zu halten. Das ist der Schimmer eines sich ankündigenden schwachen Morgenrotes nach einer langen Nacht. Eine Schwalbe allein macht aber bekanntlich noch keinen Sommer, auch vier oder fünf nicht.

Das Fazit:

{365} Wir sind nun in der Lage, die eingangs dieses Abschnittes gestellte Frage zu beantworten, ob denn der gegenwärtige Boom religiöser Angebote nicht Freuds Prognose vom baldigen Ende der Religion und deren Ablösung durch die Wissenschaft von der Seele widerlege. Ich schildere das Problem nochmals kurz: Freud zog um 1900 aus, das unbewusste Innenleben des Menschen wissenschaft- lich zu entschlüsseln und damit die für ihn hoffnungslos veraltete Religion end- gültig und radikal abzuschaffen. Einerseits ist ihm dies unzweifelhaft ein Stück weit gelungen: Das wissenschaftlich fundierte Wissen des Menschen über sei- ne Seele hat in unserem Jahrhundert stark zu-, und der Einfluss der traditionel- len religiösen Institutionen hat im selben Zeitraum stark abgenommen; Aufstieg und Niedergang korrespondieren. Andererseits aber kann die neue religiöse Welle nicht übersehen werden; Religiosität ist heute wieder „in“, sogar unter wissen- schaftlich ausgebildeten Tiefenpsychologen, und das dürfte nach Freud ja nicht der Fall sein. Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu deuten?

{366} Die Antwort haben wohl bereits die alten Römer und mit ihnen sämtliche bisherigen Völker der Menschheit gegeben: „Anima humana naturaliter religiosa“ - der Mensch ist von Natur aus religiös veranlagt. Die religiöse Veranlagung des Menschen wollte Freud, als Kind seiner Zeit, aber nicht wahrhaben; denn er war als Wissenschaftler seiner Zeit Positivist und als solcher im Kampf der Wissenschaft gegen die Religion befangen. Freud identifizierte Religion mit dem archaischen Weltbild, weil die Religionen darin verhaftet blieben. Durch die Gleichsetzung von Religiosität und Gefangenheit im archaischen Weltbild schütete Freud das Kind mit dem Bade aus.

{367} Freud lehnte zwar die Religion ab, er liebte aber zugleich die menschliche Seele, und indem er diese ins Blickfeld der Wissenschaft rückte, schenkte er ihr eine ganz neue Bedeutung. Das ist seine bleibende Leistung. Dank Freud bekam die Seele in unserem Jahrhundert ein ganz neues Gewicht. Im Zuge dieser Wertschätzung der Seele wurde im Laufe der Jahrzehnte auch die religiöse Dimension ganz neu entdeckt. Das war allerdings nicht mehr die Leistung Freuds selber, sondern insbesondere seines Schülers C. G. Jung. Jung entwickelte - auf dem Fundament von Freud - ein neues Verständnis der menschlichen Religiosität.

{368} Freuds Werk durchzieht also ein innerer Widerspruch: Er nahm die menschliche Seele ernst und wollte gleichzeitig die menschliche Religiosität abschaffen. Beides geht nicht zusammen, wie der Verlauf der Geschichte der letzten Dezennien zeigt. Freud hat zwar maßgebend dazu beigetragen, dass die archaische Form der Religiosität zurzeit zerfällt; aber die Religiosität der menschlichen Seele an sich konnte er nicht abschaffen.

{369} Ein radikal neues Verständnis menschlicher Religiosität auf der tiefenpsychologischen Grundlage von C. G. Jung und Willy Obrist werde ich im nächsten Abschnitt entwickeln.

Jung und die menschliche Religiosität

1. Grundzüge

{370} C. G. Jung (1875-1961) war Mediziner und Psychiater; er war fast zwanzig Jahre jünger als Freud (1856-1939). Sie waren beide aus ihrem beruflichen Umfeld herausragende Männer. Im Unterschied zu Freud war C. G. Jung in einem Pfarrhaus aufgewachsen und hatte bereits als Kind verschiedene sehr eindrückliche religiöse Träume. In der Pubertätszeit hatte er unter der religiösen Impotenz seines Vaters gelitten, welcher die religiösen Fragen seines wissbegierigen Sohnes nicht befriedigend zu beantworten vermochte.

{371} Jung kannte die Religion also aus eigener Erfahrung. Er war zudem - von Mutters Seite - „medial“ veranlagt: Er hatte gegenüber dem, was sich im Unbewussten, abspielt, eine außergewöhnlich durchlässige Membran und war auch für parapsychische Ereignisse offen. Diese Durchlässigkeit zu seinem Unbewussten war eine ihn in besonderem Maße kennzeichnende Begabung. Er war ein Sensitiver, der den Informationsstrom vom Selbst zum Ich mit einer ungewöhnlichen inneren Wachheit wahrnehmen konnte und zudem das innen Erspürte in eine wissenschaftlich zeitgemäße Sprache zu kleiden und dadurch wissenschaftlich fruchtbar zu machen verstand. Durch seine Intuition und sein nach innen orientiertes Denken gelang es ihm auch, gewisse Entwicklungen anderer Humanwissenschaften um Jahrzehnte vorwegzunehmen.

{372} Jung und Freud war gemeinsam, dass sie, als moderne Naturwissenschaftler, das archaische Kleid der Religion ablehnten. Aber für Jung war das noch kein Grund, die menschliche Religiosität an sich über Bord zu werfen. Jung unternahm im Gegenteil den gigantischen Versuch, diese neu zur Sprache zu bringen. Dieser Versuch ist eine Parallele zu Bultmanns existentialer Interpretation. Leider kamen Jung und Bultmann nie miteinander ins Gespräch. Bultmann vermochte sich nicht vom tief sitzenden antipsychologischen Affekt der Theologie zu lösen, und für Jung war Bultmanns Entmythologisierungsprogramm der Ausdruck eines Positivismus und Rationalismus, der kein Gespür für die Mythen aufbrachte. Jung selber lebte aber in und mit Mythen. Jung wollte die Bibel darum nicht entmythisieren. Er betrachtete die Entmythologisierung als etwas Barbarisches, das der Bibel ihre ewig gültigen Bilder raube und den Menschen noch mehr entwurzele.

{373} Für Jung bildete die menschliche Psyche die Basis der menschlichen Religiosität und nicht irgendein unabhängig vom Menschen existierendes metaphysisches Jenseits. Er übernahm von Freud die Erkenntnis, dass das Jenseits der Religionen auf menschlichen Projektionen beruhe und deshalb im menschlichen Unbewussten anzusiedeln sei. Die jenseitigen Mächte waren für ihn Mächte des Unbewussten. Aber Jung wollte diese jenseitigen Mächte nicht einfach weganalisieren und in ein Nichts auflösen wie Freud. Er wollte Gott und den Teufel nicht auf die ambivalente Beziehung des Kleinkindes zu seinem eigenen Vater reduzieren. Er sah hinter dem Bild des persönlichen Vaters und der persönlichen Mutter Mächte, die unser seelisches Leben über die persönlichen Beziehungen zu den Eltern hinaus prägten. Für ihn war Freud noch zu wenig tief ins Unbewusste vorgestoßen und auf der Entdeckungsreise in die Seele in der persönlichen, noch relativ bewusstseinsnahen Schicht des Unbewussten stehen geblieben. Jung glaubte, in eine noch tiefere Schicht, nämlich diejenige der archaischen Bilder und angebotenen Verhaltensmuster, in das so genannte „kollektive Unbewusste“, vorgezogen zu sein, in jene psychophysische Schicht, die in unserem Genom, unseren Erbanlagen, gespeichert ist.

{374} Durch Selbstexperimente und die Beobachtung des inneren Reifungsprozesses vieler Analysanden gelangte Jung - noch während des ersten Weltkrieges - zu einem Modell der menschlichen Psyche, welches gegenüber dem freudschen Modell etwas grundlegend Neues postulierte: Jung glaubte entdeckt zu haben, dass das gesamte menschliche Seelenleben im Unbewussten zentriert war und dort eine unabhängig vom bewussten Ich funktionierende und diesem überlegene Mitte besaß, von der aus das für uns Menschen arttypische seelisch-geistige Entwicklungsprogramm gesteuert wurde. Hatte Freud einst den Satz geprägt: „Wo Es war, soll Ich werden“, so nahm nun Jung dem Ich seine Führungsposition im Seelenleben und forderte, das Ich habe sich den Zielen des uns unbewussten Selbst - moderner formuliert: seines natürlichen, im Genom verankerten Entwicklungsprogrammes - einzufügen. Damit hatte Jung das positivistische Ich endgültig entthront und es dem unbewusst funktionierenden Selbst bei- und letztlich sogar untergeordnet.

{375} Mit der Entdeckung des Selbst und unserer weitgehend unbewusst (biologisch) gesteuerten seelisch-geistigen Entwicklung brachte Jung die fein säuberlich getrennten Fakultäten der Natur- und der Geisteswissenschaften durcheinander und stellte deren grundsätzliche Trennung als überholt hin. In dieser Hinsicht ist Jung ein „Enfant terrible“ des Universitätsbetriebes, der nach seinen Entdeckungen auf eine völlig neue Grundlage gestellt werden müsste. Jung sagte einmal, er erhalte zwar von Universitäten in aller Welt Ehrendokortitel, aber die meisten von denen, welche ihm diese Titel verleihen würden, hätten kaum verstanden, worum es ihm eigentlich gehe. Letztlich ging es Jung um ein völlig neues Menschenbild auf der Grundlage eines neuen Verständnisses von Geist und Materie und damit um die Aufhebung der Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften.

{376} Jung nahm mit seinem neuen Modell der Psyche auch das kybernetische Modell, das erst nach dem Zweiten Weltkrieg in die Biologie Einzug hielt, bereits um Jahrzehnte vorweg. Im Selbst - einem Datenverarbeitungszentrum, würde man heute sagen - wird das psychische Entwicklungsmuster durch einen Regelkreis gesteuert, in dem die genetisch festgelegten Sollwerte dauernd mit den Informationen verglichen werden, die von außen her im Selbst eintreffen. Werden die Abweichungen von den Sollwerten zu groß, greift das innere Führungszentrum korrigierend ein und versucht, die Sollwerte des Erbprogrammes durchzusetzen (was beim Menschen mit seinem lockeren Instinktgefüge alles andere als einfach ist). Die bei Differenzen zwischen den Ist- und den Sollwerten auftretenden Spannungen äußern sich nach Jung in spannungsgeladenen Träumen, negativen Fantasien, Gereiztheit und Fehlhandlungen, aber auch psychosomatisch in Form von Angstzuständen, vegetativen Störungen, neurotischen

Symptomen, Depressionen, psychosomatischen Krankheiten etc. Damit hat die Tiefenpsychologie das heute jedermann bekannte Gebiet der wissenschaftlichen Psychosomatik um mehr als ein halbes Jahrhundert im Voraus entdeckt.

{377} Im Selbst ist - das ist das grundlegend Neue bei Jung - das gesamte Evolutionswissen gespeichert. Das menschliche Selbst, das sich im Laufe der Evolution herausgebildet hat, weiß aus seiner Vergangenheit (durch ein unbewusstes Wissen, also eine unserem Bewusstsein nicht zugängliche geistige Tätigkeit), wie sich ein Lebewesen verhalten muss, um existieren und überleben zu können. Das Unbewusste verfügt also nach Jungs Erfahrung über ein Wissen, das dem bewussten Wissen der menschlichen Vernunft weit überlegen ist. In vielen Träumen zeigte sich für Jung dieses hilfreiche Wissen, das seinen Patienten einen weiterführenden Weg offenbarte, wenn das Ich mit seinen Künsten am Ende war. Darum machte er die Botschaft der Träume zur Mitte seiner Therapien. Es ging ihm in seinen Psychotherapien darum, das Bewusstsein des Menschen an das uralte Naturwissen des Selbst und den darin enthaltenen Reifungsprozess anzuschließen, also den Geist des kurzlebigen menschlichen Bewusstseins zu verbinden mit dem uralten Naturgeist des Selbst. Wenn beide, der bewusste und der unbewusste Geist, miteinander zusammenwirken, kommt der Mensch wieder ins innere Gleichgewicht, und die Spannungssymptome verschwinden. Die Botschaft der Träume ist die Botschaft eines uralten Naturgeistes, der im menschlichen Genom gespeichert ist. Diesen uns unbewussten Naturgeist erlebte Jung an sich selber und bei zahlreichen Analysanden als weise und dem Ich in mancher Hinsicht überlegen. Immer wieder musste Jung staunen ob der Klugheit und Weisheit, die im Selbst gespeichert ist. Der innere Komponist unserer Träume, Visionen und Aktiven Imaginationen wurde ihm mit den Jahren zu einem verlässlichen spirituellen Führer, dem er zu vertrauen lernte, so wie man im archaischen Weltbild seinem Gott vertraut hatte. Die Pflege der Beziehung zum Selbst wurde für Jung zu einer zeitgemäßen Form von Religiosität. Kurz gesagt: Das Selbst ist nach Jungs Erfahrung geistbegabt - mit dem Selbst aber auch jegliche Form von Leben, sogar die Materie.

{378} Damit hatte Jung das freudsche Modell der Psyche überholt, und die beiden großen Forscher mussten sich trennen. Die Differenz der Jungschen Vorstellung von der Seele zu derjenigen von Freud war so groß geworden, dass Jung nicht mehr der Kronprinz Freuds bleiben konnte. Er musste auch als Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft zurücktreten und sich gefallen lassen, dass sein Modell der Psyche von den meisten Freudianern als „nicht mehr wissenschaftlich“ oder gar als „mystisch“ verunglimpft wurde.

{379} Auf der Darstellung von Willy Obrist in Abbildung 9 ist der Unterschied zwischen dem Modell der Psyche von Freud und Jung deutlich herausgearbeitet: Nach Jung ist der Mensch in der Gesamtheit seines seelischen Lebens nicht mehr

im Bewusstsein, sondern im Unbewussten zentriert. Zudem ist das Unbewusste bei Jung geistbegabt. Es funktioniert analog zu dem, was die Alten in der traditionellen, vom archaischen Weltbild geprägten Sprache als „mein Gott“ bezeichneten (die persönliche Führungsmacht im menschlichen Leben).

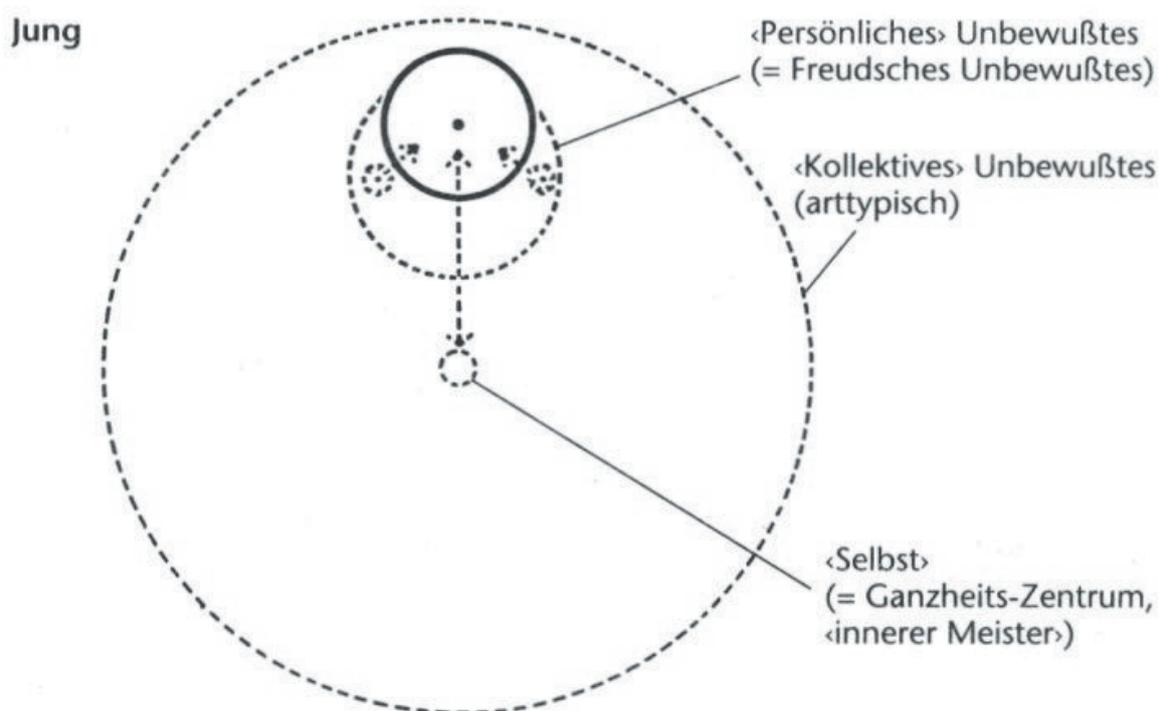


Abb. 9 Das Jungsche Modell der menschlichen Psyche (L 23, S. 104)

{380} Damit wurde der Wert des Unbewussten für das psychische Leben neu gewichtet. Es ging jetzt nicht mehr nur darum, die unbewussten Komplexe durch Analyse aufzulösen und deren Inhalte zu assimilieren, sondern auch darum, dass das Bewusstsein sich der Führung des unbewussten Naturgeistes im Selbst einordne. Damit hatte das Ich seine Hegemonie im Leben der Seele verloren. Das Ich war durch Jung vom einstigen König der Seele im Positivismus zu einem Vasallen über einen seelischen Teilbereich (das Bewusstsein) degradiert worden, welcher sein Land vom Selbst nur zu Lehen bekommen hatte. Willy Obrist gebraucht bisweilen einen anderen Vergleich: Das Selbst ist wie die Führungsspitze eines internationalen Konzerns und das Ich wie ein Filialleiter, der in „seiner“ Filiale zwar eine gewisse Handlungsfreiheit besitzt, sich aber letztlich doch den Intentionen des Gesamtkonzerns einzuordnen habe, weil „seine“ Filiale letztlich nicht ihm gehöre. Der Geist wirkt nach diesem Modell der Psyche nicht mehr nur im bewussten Verstand des Menschen, sondern auch im uns unbewussten Selbst und damit letztlich in allem Sein. Er ist - natürlich in verschiedenen Formen, je nach der

Evolutionshöhe eines Wesens- in allem Lebendigen anwesend. Er ist das anordnende Prinzip. Was wir als „Geist“ bezeichnen, ist der eine Aspekt des Seins, den anderen nennen wir „Materie“.

{381} Nach Jung ist Religiosität etwas Natürliches. Das Selbst tritt nun an die Stelle des den Menschen begleitenden Gottes aus dem archaischen Weltbild. Selbsterfahrung und Gotteserfahrung sind für Jung daher nicht unterscheidbar; denn wenn sich das Selbst in einem großen Traum oder einer Vision dem Ich mitteilt, ist dieses Erlebnis für das Ich immer eine numinose Erfahrung, ein „Fascinum et Tremendum“. Jung hat also die Wohnung der metaphysischen Wesen nicht wie Freud in ein Nichts aufzulösen versucht, sondern das Jenseits aus der „übernatürlichen“ Außenwelt in den unbewussten Seelengrund des Menschen zurückgeholt. Dort aber wurde es nicht weganalysiert (das Selbst ist für Jung ein „lebendiger Gott“). Das archaische äußere Jenseits ist nach Jung zu einem inneren „Jenseits-Des-Bewusstseins“ geworden. Der Geist ist nun ein Aspekt des Seins, der diesem von allem Anfang an innewohnt, aber nicht als selbstständige Wesenheit, die sich vom Sein trennen könnte wie die archaische Seele vom Erdenleib. Materie und Geist sind nicht Wesenheiten, welche an sich und für sich selbst existieren. Sondern „Geist“ und „Materie“ sind abstrakte Bezeichnungen unseres Bewusstseins für zwei Seiten des einen, einheitlich zu denkenden Seins (das unser Bewusstsein in seiner Einheit nicht fassen kann und darum in zwei polare Gegensätze zerlegen muss).

{382} Mit dem Selbst hatte Jung das ganzheitlich funktionierende, geistbegabte, lebendige, reaktionsfähige innere Führungszentrum entdeckt, das analog zu jener Macht funktioniert, welche die Alten innerhalb des archaischen Weltbildes ins Jenseits hinausprojiziert hatten. Das Jenseits der Alten entpuppte sich für Jung als ein psychisches Jenseits. Was die Alten als „Diesseits“ oder „Welt“ bezeichneten, wurde nun neu zum menschlichen Ich-Bereich, jenem Teil der Wirklichkeit, über den das Ich verfügen kann. An die Stelle des persönlichen Führergottes der Alten trat bei Jung das Selbst. Religiosität bedeutete nun für Jung, diesen „stillen Rufer“ in sich wahrzunehmen und ihm Gehör zu verschaffen, damit der Mensch seiner inneren Natur gemäß leben lerne. Jung glaubte, der Mensch werde heil, wenn er auf die innere Stimme des Selbst achte. Dieses sorgfältige „Achten auf die Intentionen des Selbst“ entspricht dem archaischen „Achten auf den Willen Gottes“ und ist damit die über beide Weltbilder hinweg konstant gebliebene Religiosität des Menschen („Religio“ kommt von „relegere“ = sorgsam beachten). Jung bezeichnete die Religionen als „psychotherapeutische Systeme“.

{383} Mit diesen Entdeckungen vermochte Jung den Code der religiösen Tradition der gesamten Menschheit zu knacken. Da die archetypische Grundlage (das Genom) der Menschen auf der ganzen Welt in den Grundzügen dieselbe ist, müssen auch - so folgerte Jung - sämtliche Religionen gemeinsame Grundzüge

besitzen. Jede einzelne historisch gewachsene Religion ist für Jung eine Spielform der allgemeinmenschlichen, im Genom in ihren arttypischen Grundzügen verankerten Religiosität. Die Mythen der alten Völker wurden für ihn zum reichen Bilderbuch der einen menschlichen Seele.

{384} Man könnte nun annehmen, dass die grundsätzlich positive Wertschätzung der Religion durch Jung die Beziehung der christlichen Kirchen zur Tiefenpsychologie verbessert habe. Aber das war keineswegs der Fall. Durch das radikal neue Verständnis der menschlichen Religiosität trat Jung in eine im Grunde noch viel schärfere Konkurrenz zu den traditionellen religiösen Institutionen als Freud. Denn die religiösen Institutionen konnten Freud als Atheisten brandmarken und sich auf diese Weise gegen ihn abschotten. Jung aber war ein Wolf im Schafspelz: Er kam als Freund der Religion daher, verwarf aber deren archaisches Gewand und warf damit der Kirche implizit vor, eigentlich habe er und nicht sie einen zeitgemäßen Glauben anzubieten, obwohl er nicht Theologie, sondern Naturwissenschaften studiert hatte.

{385} Konsequenterweise hätte Jung einen „Club für zeitgemäße Religiosität“ begründen und in eine offene Konkurrenz zu den konservativ im archaischen Weltbild verharrenden Kirchen treten können. In Tat und Wahrheit hat er aber bis an sein Lebensende immer wieder gehofft, es gelinge ihm, (reformierte wie katholische) Theologen von seiner neuen Sicht der menschlichen Religiosität zu überzeugen. Er war jeweils sehr betrübt, wenn er wieder erfahren musste, dass sich ein Theologe, der mit ihm das Gespräch gesucht, nachträglich doch wieder von seiner Sicht der menschlichen Religiosität abgewandt hatte, weil ihm damit der Boden in seiner eigenen Kirche zu heiß geworden war.

{386} Im Grunde genommen wäre es die Aufgabe des Staates, die Pflege einer zeitgemäßen Religiosität samt der Ausbildung entsprechender Seelsorger an die Hand zu nehmen. Denn so wie sich der Staat kümmern muss um die Bildung seiner Bürger, um deren Gesundheit und die Altersversorgung, um das Kranken- und Sozialwesen sowie um eine sinnvolle Verteilung der Arbeit, so sollte er sich auch darum kümmern, dass die in ihm lebenden Menschen einen menschnatürlichen Lebensstil pflegen und sich dem Selbst entsprechend entwickeln. Eine gesunde Religiosität und ein menschengemäßer Lebensstil sind die billigste und beste Prophylaxe gegen Übel aller Art. Heute, da das Überleben der Menschheit gefährdet ist, sollte es dem Staat eigentlich immer wichtiger werden, dass möglichst viele Menschen wieder lernen, ihrer tieferen Natur und ihrem inneren Erbprogramm gemäß zu leben. Wenn die traditionellen religiösen Institutionen nicht mehr in der Lage sind, Religiosität zeitgemäß zu vermitteln, müsste der Staat diese Aufgabe wahrnehmen. Denn von einem menschengemäßen Leben hängt das Überleben unserer Spezies ab. Schließlich hat der Staat den Kirchen in den letzten Jahrhunderten auch das Schul-, das Gesundheits- sowie das Sozialwesen

„abgenommen“ und es sukzessive professionell ausgebaut. Die Übernahme der Pflege einer gesunden zeitgemäßen Religiosität wäre nur die logische Folge dieser Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Religiosität ist kein Luxus. Sie hilft dem Menschen, den in ihm angelegten natürlichen Entwicklungsweg zu finden und auch zu gehen (als ich diese Gedankengänge einmal in extenso dem dafür zuständigen Zürcher Regierungsrat unterbreitete, fand dieser allerdings keine Zeit dazu, sich mit einer solchen „Zukunftsmusik“ zu befassen).

2. Die erste und die zweite Lebenshälfte

{387} Jung hat die (im Genom verankerte) seelische Entwicklung des Menschen in zwei Hauptphasen aufgeteilt, in eine erste und in eine zweite Lebenshälfte. Den beiden Lebenshälften hat er je grundverschiedene Aufgaben zugemessen:

{388} In der ersten Lebenshälfte sollte ein Mensch sozialisiert werden, zu einem brauchbaren, vielleicht sogar tüchtigen Glied der Gruppen und Verbände heranwachsen, in denen er lebt. Die erste Lebenshälfte steht nach Jung unter der Dominanz des Aufbaus eines weltgewandten Ichs, das sich eine äußerlich möglichst stabile Position in der Gesellschaft aufzubauen versteht. Diese Fähigkeit, mit der Außenwelt in einem guten Kontakt zu stehen und mit den Gegebenheiten dieser Welt gut zurande zu kommen, nannte Jung die Fähigkeit der „Persona“ (so hieß die Maske der Schauspieler in der Antike; Jung assoziierte also das öffentliche Leben mit einem Theater!). Wenn sich der Mensch nach Jung artgemäß entwickelt, baut er sich in seiner ersten Lebenshälfte eine gut funktionierende Persona auf, dank der er auf der Bühne des Lebens eine akzeptable Rolle bekommt und im Gesellschaftsspiel mit von der Partie ist.

{389} In der zweiten Lebenshälfte aber verschiebt sich die Lebensaufgabe langsam zu Gunsten einer größeren Bewusstheit des Menschen von sich selber, der Ausreifung und Ganzwerdung der Persönlichkeit, der bewussten Selbstfindung. Die spirituellen Fragen werden zunehmend wichtiger. Wertvoller als das „Welttheater“ wird nun der Aufbau einer guten Beziehung zum inneren übergeordneten Führungszentrum, dem Selbst. Es geht um die Belebung der Ich-Selbst-Achse. Beim Aufbau der gut funktionierenden Persona ist vieles im Schatten liegen geblieben, und dieses muss nun zur Abrundung der Gesamtpersönlichkeit hervorgeholt und integriert werden. Das ist die Hauptaufgabe bei der Entwicklung der Persönlichkeit in der zweiten Lebensphase.

{390} Dieses Zwei-Phasen-Lebensmodell hat Jung selber intensiv erlebt: Nachdem er sich in der Adoleszenz, enttäuscht über die religiöse Impotenz seines Vaters, entschlossen hatte, der väterlichen Religion den Rücken zu kehren und sich den Naturwissenschaften zuzuwenden, wurde er ein tüchtiger Medizinstudent und spezialisierte sich danach auf Psychiatrie. Mit 30 Jahren war er bereits Oberarzt und Chefarzt-Stellvertreter im „Burghölzli“, einer damals wegen ihrer Erfolge in

der Behandlung Schizophrener weltberühmten psychiatrischen Klinik, und Jung hatte - bereits vor dem Zusammentreffen mit Freud - sein Assoziationsexperiment zum Nachweis unbewusster Störfaktoren entwickelt, das später von der Polizei als „Lügendetektor“ übernommen wurde. Bald durfte Jung an der Universität Zürich für Medizinstudenten Vorlesungen über Medizinische Psychologie halten, und außerdem wurde er auch Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft. Jung war ein „Senkrechtstarter“.

{391} Doch dann ereilte ihn „die Krise des Tüchtigen“ (L11). Er spürte immer deutlicher, dass er mit seiner glänzenden Karriere zu hoch hinaus wollte. Etwas in ihm zog ihn hinab und drängte ihn, sich nach innen, der Tiefe seiner Person, zuzuwenden. Es ist ein Zeichen echter Religiosität von C. G. Jung, dass er diesem „Etwas“ und dessen stillem Ruf Gehör schenkte. Er hat die „Zeichen von drüben“ persönlich „sorgsam beachtet“. Es war allerdings keineswegs einfach, diesem inneren Ruf zu folgen und dabei seine Persona aufs Spiel zu setzen. Er setzte sich zu Gunsten seines inneren Entwicklungsweges ins Out (er konnte sich das dank den materiellen Ressourcen seiner Frau zumindest finanziell leisten).

{392} In diesen Krisen Jahren, nach seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr, wandte er sich ganz dem inneren Informationsstrom vom Selbst zum Ich zu und versuchte, im Selbstexperiment herauszufinden, was sein Inneres mit ihm wolle. Er tat dies durch sorgfältiges Achten auf seine Träume und inneren Bilder, durch das Studium dazugehöriger Mythen und Märchen aller Völker sowie durch die Entwicklung einer neuen Methode des Umgangs mit dem Unbewussten: der so genannten „Aktiven Imagination“. Jung lernte in dieser Krisenzeit, sich seiner inneren Führungsmacht immer mehr anzuvertrauen. Dieselbe Führungsmacht erkannte er auch bei seinen Patienten und in den Religionen aller Völker und Zeiten. Auf die Intentionen des Selbst zu achten und sich seinem Führungsprogramm einzugliedern, wurde nun sein Bestreben in der Psychotherapie.

{393} Ein eindrückliches persönliches Beispiel für eine gelungene Angleichung des Ichs an das Selbst, also für eine Religiosität in zeitgemäßer Form, schildert der bekannte Publizist Franz Alt in seinem „C. G. Jung-Lesebuch“ (Walter Verlag 1983, Klappentext). Auslöser waren schwere Herzrhythmusstörungen:

{394} „Ich war 41. Mir war klar, dass meine Krankheit etwas mit meinem Lebensstil zu tun haben musste. Aber mir war nicht klar, wie ich ihn ändern sollte. . . . Ich ging zu einer Psychotherapeutin, einer Schülerin C. G. Jungs, und begann, meine Träume aufzuschreiben und sie mithilfe der Psychotherapie zu analysieren. Das war eine Art Selbstbesinnung. Ich versuchte dann, das zu leben, was mir die Träume, mein Unbewusstes, sagten. Ich lernte, in mich hineinzuhören, suchte meinen inneren Kompass, meinen Kern, und lernte, dass das Unbewusste

über Träume ein großer Freund und Ratgeber des Bewusstseins sein kann. Seither versuche ich . . . auf meine Träume zu achten. Seitdem . . . ist auch mein Herz wieder gesund. Mein Arzt hatte dafür keine medizinische Erklärung.“

{395} In diesem Fall kann man die Behandlung von Franz Alt nicht als eine eigentliche Psychotherapie bezeichnen. Es handelte sich um eine psychagogische Begleitung. Die Psychagogik entspricht der uralten, seit Jahrtausenden geübten spirituellen Begleitung von Menschen durch so genannte „Seelenführer“ (Gurus), wobei es im wesentlichen darum ging, das Ich mit dem Selbst in Einklang zu bringen. Psychagogik ist demnach eine zeitgemäße Form der uralten Seelsorge (Psychotherapie ist die qualifizierte Heilung seelischer Krankheiten; Psychagogik ist das Begleiten der Seele auf ihrem spirituellen Weg einer ganzheitlichen Selbstfindung vorwiegend in der zweiten Lebenshälfte; eine Jungsche Psychotherapie endet oft als Psychagogik).

{396} Seit Franz Alt sich bemüht, zeitgemäß religiös zu leben, spukt sein Herz nicht mehr. Der positivistisch eingestellte Arzt kann das freilich nicht verstehen. Franz Alt ist gesund geworden, weil er sich seinem eigentlichen Wesen entsprechend weiterentwickelt und seiner Natur gemäß zu leben begonnen hat. Das ist das Ziel einer zeitgemäßen Religiosität.

Die Tiefenpsychologie vor der Frage nach dem Bösen

Was ist gut, was böse?

{397} „Für Gott ist alles schön, gut und gerecht; aber die Menschen wännen das eine als Recht und das andere als Unrecht.“ Heraklit von Ephesos (um 500 v. Chr.), Fragment 102

{398} In einem Dorf im alten China lebte einst ein weiser Bauer. Seine Dorfgenosser schätzten ihn; voller Bewunderung hatten sie acht darauf, was er tat und wie es ihm erging. Einst gelang es diesem Bauern, in der Steppe einen wilden Hengst einzufangen. Er brachte ihn heim. Die Bauern im Dorf gratulierten ihm: „Was für ein Glück du hast!“ Er aber sagte: „Wir werden sehen.“ Eines Morgens war der prächtige Hengst weg. Die Bauern zeigten Mitgefühl: „Oh, welch ein Unglück!“ Er aber sagte: „Wir werden sehen.“ Zwei Tage später kehrte der Hengst wieder zurück - mit einer prächtigen Stute. Die Bauern freuten sich: „Oh, was für ein Glück!“ Er: „Wir werden sehen.“ Am nächsten Tag versuchte sein wackerer Sohn, die wilde Stute zuzureiten. Er wurde jedoch abgeworfen und brach sich dabei ein Bein. „Oh, was für ein Pech, gerade jetzt, in der Erntezeit, wo du deinen Sohn so dringend brauchst!“ sagten die Bauern. - „Wir werden sehen.“ - Eine Woche später kamen Abgesandte des Kaisers und rekrutierten Soldaten für den Krieg. Alle gesunden jungen Männer wurden zum Militärdienst eingezogen; nur der Sohn des weisen Bauern durfte zu Hause bleiben.

{399} Glück! Unglück! Gut! Böse! Die Dorfbewohner meinten stets zu wissen, was Glück und was Unglück, was gut und was böse sei. Doch der Schein trog. Der weise Bauer konnte warten, bis die Zeit es an den Tag brachte, ob etwas wirklich ein Glück oder ein Unglück, beides zusammen oder auch keines von beiden war.

{400} Weise Menschen rieten schon immer zur Zurückhaltung im Urteil über Gut und Böse:

{401} - Ein Wort aus der Tradition des Zen: „Nimm ein Blatt Papier, und schreibe: <gut/böse>; dann zerknülle das Papier und wirf es zum Abfall!“

{402} - Lao Tzu: „Ist ein Unterschied zwischen ja und nein, gut und böse? Welch ein Unfug!“

{403} - Matthäus 7, 1 und 13, 30: „Fällt kein Urteil! Lasst das Unkraut mit dem Weizen zusammen heranwachsen. Die Zukunft wird an den Tag bringen, was wertvoll und was unnütz ist.“

{404} - Goethe bezeichnete in jener berühmten Stelle in Fausts Studierzimmer den Teufel als „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ (Faust I).

{405} - Heraklit aus Ephesos: „Alles fließt, wandelt und verwandelt sich in sein Gegenteil.“

{406} Heraklit nannte die Gegenläufigkeit, die allem Lebendigen innewohne, Enantiodromie; sie war für ihn ein Grundgesetz des Seins: Aus Nacht wird Tag und wieder Nacht; aus Winter Sommer und wieder Winter; aus Leben Tod und wieder Leben. In allem Wandel aber bleibt das Sein eines und dasselbe. Nach diesem Gesetz der Enantiodromie ist es für uns Menschen unmöglich, jemals endgültig bestimmen zu können, was gut und was böse sei. Darum nennt er unser Urteil über Gut und Böse ein Wähnen: „Die Menschen wähen das eine als Recht, das andere als Unrecht.“

{407} Vielleicht hat aus einem ähnlichen Grund einer der gelehrtesten christlichen Denker des Altertums, der Alexandriner Origenes (180-254), dafür plädiert, dass zuletzt schließlich auch der Teufel erlöst werde. Er glaubte nämlich, dass am Schluss der Heilsgeschichte Gott wieder alles in allem und somit auch das Böse wieder in dieses allumfassend Göttliche integriert werde. Das ging aber dem maßgebenden Teil der Amtskirche, bei aller Hochachtung vor Origenes, doch zu weit. Die Kirche hat des Origenes Ansicht von der schließlichen Erlösung des Teufels - allerdings erst anderthalb Jahrhunderte nach dessen Tod - auf einer Synode im Jahre 400 verdammt.

{408} Was wir Menschen im Alltag gewöhnlich als „gut“ oder als „böse“ bezeichnen, ist zunächst einmal ganz einfach das, was uns im Augenblick persönlich zu nützen oder zu schaden scheint, freut oder ärgert, positiv oder negativ berührt,

was unseren Gewinn- oder Meidinstinkt aktiviert. Aber der Schein trügt, wie uns die Erfahrung im Leben immer wieder lehrt: Zum einen betrachten verschiedene Menschen, verschiedene ethnische Gruppen und Kulturen dasselbe Geschehnis oft mit verschiedenen Wertmaßstäben und gewinnen darum ganz unterschiedliche Ansichten zur selben Sache; unser eigenes Urteil ist stets subjektiv und relativ. Zum andern erscheint uns oft nach einer gewissen Zeit genau das, worüber wir uns zuerst ärgerten, schließlich gar nicht so schlimm: „Ende gut, alles gut.“ Dafür aber hat sich vielleicht just das, was uns im Augenblick gefreut hatte, nachträglich als etwas herausgestellt, was uns schließlich mehr Schaden als Nutzen einbrachte. Darum sagen die Sprichwörter weise:

{409} „Nichts ist so schwer zu tragen wie eine Last von guten Tagen.“ Und: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“

{410} Gibt es überhaupt prinzipiell Gutes und prinzipiell Böses, also etwas, das von Anfang an und in alle Ewigkeit gut ist und immer gut bleiben wird oder aber böse ist und stets böse bleiben wird? Gibt es das?

{411} Vielleicht hat die mythische Erzählung am Anfang der Bibel (1. Mose 3) recht, die sagt, dass der Mensch damals, als er versuchte, selber zu bestimmen, was gut und was böse sei, „in des Teufels Küche“ geriet. Damals, als der Mensch die Bewertung der Geschehnisse als „gut“ oder als „böse“ selber in die Hand genommen habe, hätten alle menschlichen Irrungen und Wirrungen ihren Anfang genommen. Nun aber sei der Weg zurück ins Paradies versperrt. Wir können nicht mehr damit aufhören, moralisch zu urteilen.

{412} Die Tiefenpsychologie versteht den Mythos vom Baum der Erkenntnis im Zusammenhang mit der Evolution des menschlichen Bewusstseins und der dabei erfolgten Lockerung des Instinktgefüges: Der Homo sapiens kann sich nicht mehr automatisch von einer Instinktordnung durchs Leben leiten lassen. Er muss sein Leben teilweise bewusst gestalten. Das scheint des Menschen Auszeichnung, aber auch sein Fluch zu sein. Der Mensch wird nicht mehr überwiegend instinktiv durch das Leben geführt; sondern er muss sich immer wieder neu bewusst entscheiden: „Welcher Weg ist diesmal der richtige?“ Entscheidungen sind bekanntlich, wie Freud in seiner Darstellung des Konfliktes zwischen Es, Über-Ich, Außenwelt und Ich geschildert hat, alles andere als einfach.

{413} Tiere haben es in diesem Punkte einfacher. Ihr Instinkt ist oft weiser als unser Bewusstsein. Der Instinkt hatte Jahrmillionen Zeit, sich optimal ins Gewebe des Lebens einzufügen, während unser bewusstes Leben so schrecklich kurz ist: Alle Fehler, welche die Menschen seit Jahrtausenden üblicherweise begehen, müssen wir Menschen während unseres kurzen Lebens anscheinend selber auch machen. Denn die Lehren, welche die Alten aus ihrem Leben ziehen konnten, werden leider nicht biologisch vererbt. Jeder einzelne muss daher selber in die Pfütze treten.

Das im Leben Gelernte kann er seinen Kindern nur in seltenen Fällen weitergeben; denn sie werden es ihm kaum glauben, bis sie es selber erfahren haben. Was den Tieren ihr Instinktgefüge (ihr unbewusster Geist) untrüglich und sicher lehrt, sollte uns einerseits unser rudimentär entwickeltes Instinktgefüge wenigstens ahnen lassen, und andererseits könnte es uns auch der im Laufe der Jahrtausende angesammelte „Schatz der Weisen“ lehren. Ist die Menschheit aber in der Lage, aus ihrer Geschichte und dem „Thesaurus der Alten“ etwas zu lernen? Wir wurden in den 50er-Jahren im humanistischen Gymnasium noch mit Weisheiten der Alten voll gestopft; ich fand es zwar nicht uninteressant; aber: Was hat's genützt?

{414} Was ist gut, was böse?

{415} Ein bedenkliches Fazit: Wir Menschen können nicht einmal sagen, wir wüssten überhaupt nicht, was gut und was böse sei.

{416} Denn wir haben gewiss eine Ahnung davon. Wir können aber andererseits auch nicht sagen, wir wüssten es. Denn unsere Urteile - wie peinlich für die „Krone der Schöpfung“! - müssen stets wieder revidiert werden, und was heute böse scheint, wird morgen gut. Der weise Heraklit aus Ephesos scheint mit dem Gesetz der Enantiodromie ein wesentliches Gesetz des Lebens erkannt zu haben. Das stellt uns vor schwierige Grundsatzfragen, wie wir gleich erörtern wollen.

Das Ende der metaphysischen Frage nach Gut und Böse

1. Einleitung

{417} Feinde werden zu Freunden und Freunde zu Feinden. Auch der schlechteste Mensch hat gute Seiten: Nazis, welche sich in den Konzentrationslagern als Bestien aufführten, waren zu Hause bisweilen rührend besorgte Familienväter. Wer andererseits das Gute fanatisch übertreibt, richtet wohl mehr Böses an als derjenige, der es mit „Gut“ und „Böse“ nicht so genau nimmt und hin und wieder ein wenig „über die Schnur haut“. Einen pedantisch auf dem Guten herumreitenden Pfarrer, der alles perfekt machen wollte, nannten seine Söhne „Stalin“.

{418} Wie ist es möglich, dass die Übertreibung des Guten katastrophal ausarten kann? Das ist logisch nicht möglich; denn wenn das Gute nur gut wäre, könnte es ja nichts Böses aus sich hervorbringen. Der nüchterne Schluss lautet: „Es kann gar nichts nur Gutes oder nur Böses geben.“ Die archaische Gegenfrage lautet nun: „Und Gott und der Teufel? Sind denn das nicht die absoluten Formen des Guten und des Bösen?“

{419} Wir betrachten nun die Frage nach Gut und Böse, nach Gott und dem Teufel, unter der Lupe der Tiefenpsychologie.

2. Das neue Fundament von gut und böse

{420} Wie erklärt die Tiefenpsychologie die Herkunft von Gut und Böse? Was ist im Verständnis der Tiefenpsychologie das Fundament von Gut und Böse?

{421} Die Mythen des archaischen Weltbildes führen Gut und Böse auf Gott und den Teufel oder auf gute Geister und böse Dämonen zurück. Diese sind jenseitige oder metaphysische Wesen. Die archaische Anschauung dieses Problems lehrt demnach: „Gut und Böse entstammen letztlich dem Jenseits; dort liegt ihr Ursprung.“ Diese mythische Auskunft ist für die Tiefenpsychologie im Anschluss an C. G. Jung ein wertvoller Hinweis. Gut und Böse scheinen danach letztlich nicht in unserem Bewusstsein, sondern im Unbewussten verankert zu sein. Wenn das völlig richtig wäre, wäre das sehr beruhigend; wenn Gut und Böse jedoch ausschließlich unserem Bewusstsein entspringen würden, wäre das sehr beunruhigend; denn dann wären Gut und Böse ja austauschbar, willkürliche „Menschsatzungen“ und nicht „göttliches Gebot“. Die Tiefenpsychologie geht davon aus, dass die archaische Ansicht die Herkunft von gut und böse - innerhalb des archaischen Weltbildes natürlich - zutreffend schildert. In einer zeitgemäßen Interpretation dieser archaischen Ansicht vom jenseitigen Ursprung des Bösen sind Gut und Böse letztlich im menschlichen Unbewussten verwurzelt. Dadurch sind sie dem Zugriff des menschlichen Ichs, willkürlichen Manipulationen oder gar der Pervertierung durch das Bewusstsein zumindest teilweise entzogen - aber eben bloß teilweise: Der Mensch zeichnet sich ja dadurch aus, dass Gut und Böse in beiden Bereichen wurzeln, im Unbewussten wie im Bewussten; Gut und Böse sind darum ein Stück weit fix und ein Stück weit variabel.

{422} Die Ablösung des unbewussten Wissens um Gut und Böse durch ein bewusstes Wissen um Gut und Böse wird im biblischen Mythos über das „Essen vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen“ geschildert. Der Mythos sagt, durch dieses „Essen“ hätten die Ureltern der Menschheit die Entscheidung über Gut und Böse selber in die Hand genommen. Das Wissen um Gut und Böse war nach diesem Mythos ursprünglich im Unbewussten verwurzelt. Später wurde es von den Menschen in ihre bewusste Welt herübergeholt und damit lernbar und variabel. Unsere Einteilung der Welt in positive und negative, erstrebenswerte und zu meidende Dinge stammt also letztlich aus dem Unbewussten. Dort gibt es eine Macht, die uns sagt: „Ja! Gut, tu das! - Nein! Pfui, lass das!“

{423} Noch bevor das menschliche Bewusstsein lernen konnte, was die Menschenwelt als „gut“ und was sie als „böse“ betrachtet, war also im Unbewussten bereits eine Instinktordnung da, welche die Menschen anhielt, gewisse Dinge zu erstreben und andere zu meiden. Diese Ordnungsmacht war der vormenschlich noch intakte Gewinn- und Meidinstinkt. Was für uns Menschen gut und was für uns böse, was lebensfördernd und was lebensbedrohend sei, das sagte unseren Ur-Urahnern, den Vorläufern des Homo sapiens, einst noch ziem-

lich deutlich der damals noch funktionstüchtige Gewinn- und Meidinstinkt. Die Instinktordnung lehrte unsere evolutionsmäßigen Vorläufer noch „wie von selbst“, was erstrebenswert und was zu meiden sei. Wir heutigen Menschen nehmen diese beiden Instinkte in der Regel nur noch dumpf als „gutes Gefühl“ oder „kein gutes Gefühl“ wahr; der Rest geht über den Intellekt, mit dem wir lernen, was „man“ in unserer Gesellschaft als „gut“ oder „böse“ betrachtet. Im Verlaufe der Evolution des Bewusstseins wurden diese Instinkte schwächer, immer weniger automatisch wirksam und für das Bewusstsein immer weniger deutlich spürbar; dafür wurden dann gleichzeitig die bewussten Kollektivvorschriften und -tabus stärker. Man lernte nun durch die Erziehung, was gut und was böse, was zu erstreben und was zu meiden sei.

{424} Der Evolutionsschritt vom Vormenschen zum Menschen - die so genannte Hominisation - erscheint mythisch im Symbol des „Essens vom Baum der Erkenntnis von gut und böse“. Den Übergang vom mehr instinktgesteuerten zum mehr vom Kollektiv gesteuerten Leben muss man sich innerhalb eines Zeitraumes von hunderttausenden von Jahren vorstellen. Für die Entwicklung des Bewusstseins war das ein Fortschritt - ein Fort-Schritt freilich mit einem Janusgesicht: Einerseits war es eine Zunahme an Bewusstheit und damit ein Gewinn an Beweglichkeit und Flexibilität; andererseits aber ist der Mensch dadurch im Ganzen leider keineswegs glücklicher geworden, so verlockend dieses „Essen“ am Anfang gewesen sein mag: Denn was nützt uns unser heutiges hoch entwickeltes Rechtswesen letztlich! Wissen wir deswegen heute besser, was Recht und was Unrecht, was zu tun und zu lassen, zu erstreben und zu meiden sei, als dies unsere vormenschlichen Vorfahren auf den Bäumen und in der Savanne wussten? Blicken wir bloß einmal in die gefährdete Zukunft der Menschheit: Wohin haben wir es gebracht mit unserem „Essen vom Baum der Erkenntnis von gut und böse“? Der Mensch muss sich „im Schweiß seines Angesichtes“ und „unter Schmerzen“ abmühen, den lebensfördernden Weg zu finden. Es scheint bei der Evolution des Bewusstseins letztlich nicht um unser Glück, sondern weit eher um unsere Bewusstheit zu gehen - die Frucht der Erkenntnis mag anfänglich ja verlockend ausgesehen haben; das Essen selbst hinterließ aber einen bitteren Nachgeschmack. Ohne Schweiß, Schmerzen und Angst scheint es keine Bewusstwerdung zu geben.

{425} Der vom Menschen noch unberührte paradiesische „Baum der Erkenntnis von gut und böse“ ist somit ein Symbol für den noch „intakten“ (= unberührten) menschlichen Gewinn- und Meidinstinkt im Unbewussten. Nun aber ist das Unbewusste nicht mehr „intakt“; es wurde vom Bewusstsein „befleckt“. Der natürliche Quell des Lebens sprudelt nicht mehr „einfach so“, nicht mehr „automa-

tisch“ in uns; er wurde vom Bewusstsein getrübt, „vermenschlicht“, beliebig, unbeständig, manipulierbar, menschlichen Machtgelüsten unterworfen - kurz: pervertiert.

{426} Nehmen wir als praktisches Beispiel für das „pervertierte“ Wissen um Gut und Böse einmal die Umweltproblematik der Menschheit. Sie scheint nicht mehr zu wissen, was sie umbringt und was ihr Überleben fördert. Der Übergang vom unbewussten (archaisch: göttlichen) zum bewussten (archaisch: menschlichen) Bereich war ein Fort-Schritt im doppelten Sinn des Wortes: einerseits war es ein Fort-Schreiten vom Ursprung und damit ein „Abfall“ von der einstigen „heilen“ Naturordnung, aber andererseits auch eine Zunahme an Bewusstheit, eine Verbesserung des Unterscheidungsvermögens, der geistigen Beweglichkeit und Flexibilität, der Fähigkeit, differenziert zu urteilen. Jeder Fortschritt hat ein Janusgesicht und ist ambivalent (das hat man im Zeitalter der Faszination durch den Fortschrittsglauben übersehen).

{427} Der Fortschrittsglaube ist so alt wie die Menschheit selbst (er hat sich bisher nur noch nie so verheerend ausgewirkt wie heutzutage); schon Eva war fasziniert von der Frucht dieses Baumes:

{428} „Und das Weib sah, dass von dem Baume gut zu essen wäre und dass er lieblich anzusehen sei und begehrenswert, weil er klug machte, und sie nahm von seiner Frucht und aß und gab auch ihrem Mann neben ihr, und er aß.“ (1. Mose 36)

{429} Im archaischen Weltbild erscheint der Meid- und Gewinninstinkt als Gott, der den Menschen einst (etwa auf dem Berg Sinai) die Gebote und die Tabus gegeben habe: „Du sollst! - du sollst nicht!“ Mit dem „Essen vom Baum der Erkenntnis von gut und böse“ haben sich dann die Menschen von Gott beziehungsweise ihren Instinkten ein Stück weit gelöst und die Verantwortung für Gut und Böse in die eigene Hand genommen; die „göttlichen“ Gebote wurden nun durch Menschen ausgelegt.

{430} Wir erkennen: Mit der „biologischen“ Interpretation von gut und böse wird der traditionellen christlichen Lehre von gut und böse, der Ethik, ihr metaphysischer Boden entzogen. Die metaphysischen Gefilde werden nun zum biologischen Wurzelboden des Bewusstseins. Die Tiefenpsychologie im Anschluss an Jung holt Gut und Böse aus dem äußeren Jenseits ins innere Jenseits zurück. Das Wissen um Gut und Böse ist jetzt im Instinktbereich verwurzelt. Da dieser sich aber bei der Hominisation gelockert hat, funktioniert die menschliche Ethik nicht mehr sozusagen automatisch, sondern ist auf die Mithilfe des Bewusstseins angewiesen.

{431} Im Mythos erscheint dieser Evolutionsschritt als ein „Essen vom Baum der Erkenntnis von gut und böse“. Teilweise sind die Früchte der Erkenntnis von gut und böse noch auf dem Baum, teilweise haben Adam und Eva sie sich einverleibt. Das Wissen um Gut und Böse ist teilweise flexibel und veränderlich, teilweise aber immer noch im Unbewussten fixiert und daher zwingend.

{432} Das Leben und das Universum als Ganzes sind an sich für uns Menschen „jenseits von gut und böse“. Der Mensch kann nichts ausmachen über Gut und Böse, was jenseits seines Meid- und Gewinninstinktes liegt. Gut und Böse haben darum keine Existenz außerhalb des Menschen. Insofern die Instinkte bei allen Menschen ähnlich sind, hat der Gewinn- und Meidinstinkt kollektive Gültigkeit. Wir sehen das daran, dass die „mosaischen“ zehn Gebote, in Varianten, sozusagen überall auf der Welt verbreitet sind. Sie entstammen dem menschlichen Genom (wenn man sich vorstellt, dass unsere gesamte Ethik durch Genmanipulation verändert werden könnte, packt einen das Grauen!). Zusammenfassend kann man sagen, dass das Fundament von gut und böse in unserem Unbewussten liegt, dort aber nurmehr locker gefügt sei.

{433} Träume, die vom Gewinn- und Meidinstinkt stammen, geben uns oft hilfreiche Hinweise auf unser ethisches Verhalten; sie deuten uns an, was zu tun und was zu lassen sei. In solchen Träumen spricht dann der Instinkt, soweit er noch intakt ist, und wir tun gut daran, solche Botschaften aus dem inneren Jenseits an das Ich ernsthaft zu prüfen. Die Erfahrung zeigt, dass sich dies lohnt.

3. Gott und das Böse — das Problem der Theodizee

{434} Zunächst möchte ich in diesem Abschnitt der Frage nachgehen: Wie ist innerhalb des archaischen Weltbildes die Vorstellung entstanden, es gebe gute und böse jenseitige Mächte?

{435} Der Mensch vernahm in sich schon immer - mehr oder weniger deutlich - eine geheimnisvolle Stimme (man nennt sie oft das Gewissen), die ihm sagte, was zu tun und was zu lassen sei. Diese Stimme kam für den archaischen Menschen aus dem Jenseits. Im Jenseits wusste man also, was dem Menschen gut tue und was nicht. Diese innere Stimme, die der Mensch mehr oder weniger deutlich wahrnehmen konnte, war eine lebensfördernde Macht, die es gut meinte mit den Menschen.

{436} Nun gab es aber daneben auch eine Macht, die den Menschen - wegen dessen Instinktunsicherheit - zweifeln ließ, sodass er nie recht wusste, was er eigentlich wolle. Diese Macht wurde negativ erlebt. Woher kam diese Unsicherheit, dieser nagende Zweifel, der einen nicht mehr schlafen ließ? Man stellte sich vor, auch dieser Zustand werde von einer jenseitigen Macht bewirkt, sozusagen von einem „Erzzweifler“. In der griechischen Bibel hieß diese Macht: „Diabolos“ (=

Verwirrer, Chaosbringer). Aus „Diabolos“ wurde „Diable“ und „Teufel“. Der Teufel war also derjenige, der die Menschen verwirrte, sodass sie nicht mehr auf ihre natürlichen Instinkte hören konnten; der Teufel hatte des Menschen Gewissen „korrumpiert“. Darum taten die Menschen oft das, was ihnen nicht gut tat.

{437} In einem zweiten Schritt möchte ich aufzeigen, in was für Widersprüche und Schwierigkeiten die Theologie mit ihrer Vorstellung von guten und bösen metaphysischen Wesen verwickelt wurde. Die Lehre von Gott und dem Teufel ist voller Ungereimtheiten. Das rührt nicht daher, dass die Theologen und Philosophen nicht scharf genug, nicht klar und logisch korrekt hätten denken können; der Grund der Widersprüche in ihren Theorien ist vielmehr die Basis, von der aus gedacht wurde: das archaische Weltbild mit seinem vom Menschen unabhängigen Jenseits.

{438} Die traditionelle christliche Lehre behauptet von Gott, Gott habe alles erschaffen; er sei vollkommen, sei Liebe, das allerhöchste Gut, das man sich denken könne, er sei überdies gerecht, allwissend, allmächtig, gnädig, gütig und barmherzig. Gottes Widerpart hingegen, der Teufel, sei böse und trachte danach, Gottes gute Schöpfung zu beschädigen. Mit der Behauptung von der Vollkommenheit Gottes sahen sich die Theologie und Philosophie auf dem Hintergrund des archaischen Weltbildes allerdings über Jahrtausende hinweg vor das unlösbare Problem gestellt, wie denn aus einem guten Gott, der alles erschaffen haben soll, eine doch ziemlich missratene Menschenwelt entstanden sein könne und wie es der Allmächtige in seiner Güte zu Stande bringe, diese Misere über Jahrtausende hinweg mitanzusehen. Jedermann sah zwar, dass am Gedankengebäude vom gütigen, gerechten, allwissenden und allmächtigen Schöpfergott im Vergleich zu unserer Menschenwelt etwas nicht stimmen konnte. Aber auf der Basis des spätarchaischen Weltbildes war dieses Problem nicht zu lösen (das müsste eigentlich genügen, um das archaische Denkmodell endlich fallen zu lassen und durch ein Weltbild zu ersetzen, das weniger Widersprüche enthält).

{439} In der christlichen Theologie wird die damit verbundene Problematik unter dem Stichwort „Theodizee“ abgehandelt. „Theodizee“ meint die „Rechtfertigung Gottes“ (griechisch „dikazein“ = „rechtfertigen“; „dikee“ = „Recht, Sitte, Brauch, Gerechtigkeit“). Die christlichen Theologen versuchten, ihren vollkommenen, gerechten, allwissenden und allmächtigen Gott angesichts der unvollkommenen Welt zu „rechtfertigen“ und den Gläubigen den Widerspruch zwischen dem Übel in der Welt und dem gerechten und allmächtigen Schöpfer zu „erklären“. Der Begriff „Theodizee“ stammt vom christlichen Philosophen Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz (1646-1716). Die Sache selbst ist natürlich viel älter als der philosophische Begriff:

{440} Die „Theodizee“ ist nicht erst ein jüdisch-christliches, sondern ein allgemeinmenschliches Problem der Religionen, das sich mit innerer Notwendigkeit aus dem archaischen Weltbild ergibt. Der Fromme, der sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, klagte in seiner Not schon immer zu Recht: „Wie ist es möglich, dass es mir derart schlecht ergeht, wo ich mir doch stets eine solche Mühe gegeben habe, den Willen der jenseitigen Mächte, die mein Schicksal bestimmen, zu erfüllen und ein gutes Leben zu führen? Warum plagen sie mich, wenn ich doch fromm bin?“ Dieser Frage bin ich als Seelsorger schon unzählige Male begegnet (in den letzten Jahren zwar immer seltener und nur noch bei älteren Menschen); sie quält die Menschen teilweise also auch heute noch.

{441} Der Zweifel an der Güte und Gerechtigkeit Gottes (der in allen Religionen mit einer ungeheuren Denkanstrengung und einer unglaublichen Vielfalt von Theorien zerstreut werden sollte, um die Gläubigen nicht verzweifeln zu lassen) klingt bereits im alten Ägypten im dritten Jahrtausend vor Christus im berühmten „Gespräch des Lebensmüden mit seinem Ba“ an; er ist aus dem alten Babylonien und aus Griechenland bekannt, wird in der altindischen Bhagavadgita sowie im alten China erwähnt und plagte bereits Menschen in Völkern mit schriftloser Kultur. Auch die altindische Lehre von der Reinkarnation versucht, eine Antwort auf diese bedrückende Frage zu geben: Unerklärliche gegenwärtige Übel sind nach dieser archaischen Theorie auf „karmische“ Vergehen in früheren Leben zurückzuführen (obwohl diese Theorie nur auf der Grundlage des archaischen Weltbildes verstanden werden kann, ist sie zur Zeit „in“; sie scheint für viele Menschen, die teilweise noch archaisch denken, etwas Beruhigendes zu haben).

{442} Das Problem der Theodizee taucht überall dort auf, wo man die Menschen von klein auf lehrt, die jenseitigen Wesen würden sie mit einem glücklichen Leben belohnen, wenn sie deren Willen gehorsam erfüllen würden, oder aber bestrafen im Falle des Ungehorsams. Derartige Versprechen oder Drohungen machen einem Kind oder einem naiv gebliebenen Gemüt natürlich Eindruck. Aber das Leben selbst straft diese naive Erziehungsmethode immer wieder Lügen. Es ist ganz einfach nicht wahr, dass die Gehorsamen immer besser wegkommen als die Ungehorsamen. Das Leben richtet sich nur beschränkt nach den moralischen Grundsätzen eines menschlichen Kollektivs.

{443} Innerhalb des archaischen Weltbildes gibt es noch eine andere Möglichkeit, die Herkunft von gut und böse mythisch zu erklären: den Dualismus. Diese Denkmöglichkeit wurde von der altiranischen Religion wahrgenommen. Die dualistische Religion des alten Iran - und in ihrem Gefolge der Manichäismus, die Gnosis und gewisse christliche Sekten wie etwa die mittelalterlichen Katharer - versuchte, das unlösbare Problem des „Leidens des Gerechten“ auf eine radikal andere Weise zu lösen: Sie behauptete, unsere Menschenwelt sei nicht nur von einem nur guten (spenta manyu), sondern zugleich auch von einem bösen Gott (an-

gra manyu) erschaffen worden. Diese Erklärung der Herkunft von gut und böse ist auf der Grundlage des archaischen Weltbildes logisch absolut korrekt. Sie gestattet eine für Archaiker durchaus plausible Erklärung der Übelstände unter uns Menschen. Aber auch sie bringt große, unlösbare Probleme mit sich: Denn wie kann man in einer Welt, die im Grunde mindestens zur Hälfte „des Teufels“ ist, je eine positive Lebenseinstellung gewinnen? Jedes Ja zum Leben muss halbherzig bleiben, weil ja in allem, was geschieht, auch der Teufel zu fünfzig Prozent mitmischt. Also ist auch der Dualismus auf dem Hintergrund des archaischen Weltbildes keine befriedigende Lösung der Frage nach der Ursache der mannigfachen Übel in unserem Leben.

4. Gottvertrauen im Verständnis der Tiefenpsychologie

{444} Hinter dem widerspruchsvollen Problem der Theodizee steht letztlich die Frage: Kann der Mensch angesichts seiner Zerbrechlichkeit und Sterblichkeit überhaupt Vertrauen ins Leben gewinnen?

{445} Wir können diese Frage auffächern und differenzieren: Können wir Vertrauen gewinnen

{446} - in den Evolutionsprozess (archaisch: zum Schöpfergott) und

{447} - in unser Selbst (archaisch: zum persönlichen Gott)

{448} Die erste Frage ist bald beantwortet:

{449} Wir dürfen heute nicht mehr etwas in den Evolutionsprozess hineinfantaisieren, was nach dem Stand unseres heutigen Wissens nicht begründet ist. Naive Projektionen sind hundert Jahre nach der Entdeckung der Tiefenpsychologie nicht mehr statthaft. Ob die Mächte und Kräfte im Drama der Evolution des Universums unser Vertrauen verdienen oder nicht, oder gar, ob sie gut oder böse seien, ist meines Erachtens eine Frage, die nur jemand stellen kann, der über den Evolutionsprozess nicht informiert ist; denn eine solche Frage ist ganz einfach unangemessen. Wir sind lediglich Randfiguren der Evolution und nicht ihr Mittelpunkt. Das Leben unserer Spezies ist zeitlich und räumlich beschränkt; unser Planet in unserem winzigen Sonnensystem im All ist unser Lebensraum, und allerspätestens dann, wenn unsere Sonne ihre Energie verstrahlt hat, erlöscht mit dem Leben auf Erden auch die menschliche Rasse. Die bereits zitierten Worte Darwins drücken angesichts dieser kosmischen Dimensionen die für uns angemessene Haltung der Selbstbescheidung treffend aus: „Ich fühle zutiefst, dass das zu geheimnisvoll für den menschlichen Verstand ist. Genauso gut könnte ein Hund über den Verstand Newtons spekulieren.“ Wie die Evolution insgesamt uns gegenüber gesinnt ist, können wir ganz einfach nicht wissen. Die Entwicklung der Erforschung des Universums hat gezeigt: Je mehr wir vom Universum wissen,

desto deutlicher wird uns, dass wir im Grunde nichts davon verstehen können. Unser Lebensraum ist unser blauer Planet. Diese Selbstbescheidung schmerzt vielleicht anfänglich ein wenig; aber sie tut gut.

{450} Wir befassen uns nun mit der zweiten Frage, der Frage nach einem möglichen Vertrauen zu unserem Selbst. Diese Frage ist unseren menschlichen Dimensionen eher angemessen: Ist es möglich, zum Selbst ein Vertrauensverhältnis aufzubauen?

{451} Das ist die alte Frage nach dem persönlichen Gottvertrauen. Damit wurde aber im archaischen Denken zugleich die Frage nach dem Schöpfergott und der Lenkung des gesamten Universums verquickt, wie dies die schönen Liedverse von Paul Gerhardt (1607-1676) etwa zeigen:

{452} „Befiehl du deine Wege / und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege, / des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden / gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, / da dein Fuß gehen kann.“

{453} Der „Schöpfergott“ wurde im archaischen Weltbild aus mangelndem Differenzierungsvermögen immer mit dem „persönlichen Lenker meines Lebens“ (dem Selbst) identifiziert (so etwa auch in Indien: Atman = Brahman). Diese Identifizierung des „Schöpfergottes“ mit dem „persönlichen Gott“ ist heute überholt: Durch die zunehmende Bewusstheit infolge der Entdeckungen der Tiefenpsychologie kann das menschliche Selbst als das innere Führungszentrum des Menschen vom „Geist der gesamten Evolution“ unterschieden werden (diese Unterscheidung ist zwar keine totale, sondern nur eine partielle; denn letztlich ist das Selbst natürlich auch ein Teil des Universums und vielfach mit diesem verflochten).

{454} Die Frage nach einem möglichen Vertrauen des Ichs zum Selbst lässt sich aus der Erfahrung der Psychotherapie und der Praxis der Psychagogik klar beantworten: Wenn es gelingt, das Ich mit dem Selbst zu verbinden, dann hat der betreffende Mensch für sein Leben eine solide Basis gewonnen, auf die er sich wirklich verlassen kann. Das Vertrauen zum eigenen Selbst ist lohnend. Durch die Errichtung der „Ich-Selbst-Achse“ erfährt der Mensch, dass sein Leben Tiefgang bekommt, in einem tragfähigen Boden wurzelt und dadurch sinnvoll, gesund und ganzheitlich wird. Die Beziehung zum Selbst entspricht dem Vertrauensverhältnis zum persönlichen Gott im archaischen Weltbild. Es lohnt sich, zu seinem Selbst eine gute Beziehung zu pflegen. Denn das Selbst ist weiser als wir, weil es ja viel älter ist und während Millionen von Jahren Erfahrungen damit gemacht hat, was sich bewährt im Leben und was nicht.

{455} Im Verlaufe der Evolution hat sich jedes Lebewesen den jeweils herrschenden Lebensbedingungen so angepasst, dass auf lange Sicht sein Überleben in der Vernetzung mit allen anderen Geschöpfen gewährleistet war (wenn eine Art dies nicht schaffte, starb sie aus). Das Verhalten einer in dieser Weise an die Evolution angepassten Art könnte man nun als „in Ordnung“ bezeichnen.

{456} In diesem Sinne war auch das Verhalten der menschlichen Rasse bis vor einigen Jahrtausenden im Blick auf die Evolution „in Ordnung“; der Homo sapiens fiel nicht aus dem Rahmen der Natur. Es ist deshalb nicht ihr Erbgut, das der Menschheit heute Bauchweh macht, sondern die nicht mehr artgemäße und der Natur entfremdete Verhaltensweise unserer bewussten Einstellung, die sich von der menschnatürlichen Grundlage so weit entfernt hat, dass die Lage für unsere Spezies heute lebensgefährlich geworden ist. Der Grund der Misere ist in der unnatürlichen Einstellung des Ichs, in seiner Kopflastigkeit zu suchen, nicht im Genom und im Selbst. Wir dürfen darauf vertrauen, dass unser Selbst unserer Spezies wohlgesinnt ist; wir tun gut daran, uns auf dessen „Winke von drüben“ zu verlassen und zu versuchen, zeitgemäß religiös beziehungsweise artgemäß zu leben.

{457} Wie aber können wir das lernen? Wir haben zwei Möglichkeiten, unseren Instinktverlust auszugleichen:

{458} 1. Wir besitzen den Schatz menschlicher Weisheit, der in den spirituellen Schulen der Alten gesammelt wurde und zum Teil bis heute im Kontakt vom Meister oder von der Schamanin zu den Schülerinnen und Schülern tradiert und zum Teil sogar aufgeschrieben wurde. In diesem Schatz ist artgerechtes Verhalten unserer Spezies bewahrt.

{459} 2. Dank dem inneren Informationsstrom vom Selbst zum Ich können wir uns von unserer uralten Menschennatur unmittelbar beraten lassen (archaisch gesagt: Der lebendige Gott gibt uns Offenbarungen ad hoc). Wir müssen nur wieder lernen, achtsamer mit diesem inneren Informationsstrom umzugehen; dann werden wir auch die für uns nötigen Informationen (archaisch: Offenbarungen) erhalten. Das geschieht in der Pflege echter Religiosität, dem sorgfältigen Beachten der Zeichen von innen her, also etwa der Träume, Intuitionen und Ahnungen. Da unser Instinktprogramm aber nur mangelhaft funktioniert, sind diese „Zeichen von drüben“ nicht einfach fertige Rezepte, wie dies bei den übrigen Kreaturen weitgehend der Fall ist. Den rechten Weg zu finden, ist alles andere als einfach.

{460} Die Pflege der Beziehung zum Selbst ist letztlich das, was uns in einem unverstehbar gewordenen Universum Grund und Boden, Halt und Geborgenheit, Sinn und echte Spiritualität vermittelt.

5. Wie variabel sind Gut und Böse?

{461} Durch die Lockerung des Instinktgefüges ist, wie schon gesagt, nicht einfach alles, was mit Gut und Böse zusammenhängt, völlig beliebig und gänzlich relativ geworden. Unsere Erkenntnis von gut und böse ist zwar teilweise „pervertiert“; aber teilweise ist sie auch „intakt“ (mythisch: Eva hat nicht alle Äpfel vom Baum der Erkenntnis von gut und böse gegessen). Wir haben noch eine dumpfe Ahnung davon behalten, was lebensfördernd und was bedrohlich sei. Daher kann kein Kollektiv völlig beliebig festlegen, was Gut und Böse sei; alle gesellschaftlichen Konventionen beruhen immer noch ein Stück weit auf unveränderlichen Instinktordnungen. Die Veränderbarkeit von gut und böse ist also immer nur innerhalb einer gewissen Bandbreite möglich. Es gibt empirisch nachweisbar anthropologische Konstanten von gut und böse. Wer die Zusammenstellung der ethischen Hauptbegriffe der Weltreligionen bei Klöcker/Tworuschka (L16) studiert, kann nicht umhin, die vielen wesentlichen Gemeinsamkeiten in der Ethik aller Völker und Religionen zu sehen - die übrigens in der Evolution ihre Vorläufer im instinktiv geregelten Verhalten der höher entwickelten Säugetiere haben (L31: „Die Biologie der Zehn Gebote“). Andererseits können aber auch Unterschiede in der Beurteilung von gut und böse bei verschiedenen Völkern nicht verschwiegen werden (denken wir nur an die Probleme in den immer häufiger werdenden Partnerschaften zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen). Es ist wie bei einem Trolleybus, der nicht wie ein Tram in fixen Schienen fahren muss, sondern ein wenig Freiheit hat, nach rechts und nach links auszuholen - aber nicht so weit, dass die Strombügel oben aushängen!

{462} So kompliziert es tönt: Diese Tatsache ist eine hilfreiche Erkenntnis. Wenn uns die bloß relative und immer nur vorläufige Gültigkeit aller unserer menschlichen Vorstellungen von gut und böse einmal bewusst geworden ist, wenn wir verstehen, dass jede menschliche Ethik teilweise von unserem zeitbedingten Bewusstsein gestaltet ist und somit immer nur - innerhalb einer gewissen Bandbreite - vorläufige Gültigkeit haben kann, dann hört jener sture Fanatismus auf, mit dem einzelne Gruppierungen und Völker das bei ihnen geltende Recht bis zum heutigen Tag verabsolutieren, indem sie behaupten, ihre ethischen Normen seien darum unverrückbar, weil sie aus dem Jenseits stammten.

{463} Ein schöner jüdischer Midrasch sagt zur Gottes Offenbarung am Sinai und zur Übergabe der Zehn Gebote an Moses, die Offenbarung am Sinai sei eine im Hinblick auf das Volk Israel seinerzeit gegebene Offenbarung, welche sich aber von der wahren himmlischen Thora unterscheidet; die dem Moses geoffenbarte Thora komme zwar der himmlischen Satzung nahe, bleibe aber doch von ihr unterschieden. Wie die ursprüngliche, reine göttliche Satzung laute, das müsse immer ein Geheimnis bleiben.

{464} Diese Geschichte drückt den Sachverhalt der Instinktlockerung beim Menschen deutlich erkennbar aus. Er sagt, der Mensch werde nie mehr ganz an seine „intakten“ Instinkte herankommen, weil diese immer schon historisch verformt seien.

{465} Wir Menschen sind Instinkt-mangel-Wesen. Darum ist jede Gesetzgebung stets nur von relativer Gültigkeit. Das zeigt auch die Veränderung des Rechts innerhalb der Geschichte der Menschheit zur Genüge; jede Rechtsordnung muss stets an neue Gegebenheiten angepasst werden. Kein Rechtssystem kann darum wirkliche „Gerechtigkeit“ garantieren; man kann sich nur Mühe geben, „Gerechtigkeit“ anzustreben. Aber kein Rechtsanwalt weiß letztlich, ob er nicht bisweilen auch ein Unrechts-Anwalt sei; denn unser „Recht“ ist nicht nur „intakt“, sondern gleichzeitig immer auch „pervertiert“.

Der individuelle Schatten und seine Integration

{466} Das Problem des Bösen wird in der Jungschen Tiefenpsychologie nicht philosophisch-abstrakt, sondern konkret behandelt, und zwar unter dem Stichwort „Schatten“. Dabei wird unterschieden zwischen dem individuellen Schatten eines einzelnen und dem kollektiven Schatten ganzer Gemeinschaften.

Wie entsteht nach Jungscher Auffassung der individuelle Schatten?

{467} Jung stellt sich vor, das Heranwachsen eines Menschen werde grundlegend durch zwei Tatbestände bedingt: Zum einen durch den Erbfaktor, die natürliche Anlage, das Genom mit seinem Entwicklungsprogramm, und zum andern durch die Umgebung, in der ein Mensch heranwächst. Es ist beim Menschen wie überall in der Natur: Ein junges Pflänzlein gedeiht gut, wenn seine Erbsubstanz gesund ist und wenn der Humus und die Witterungsbedingungen, unter denen es groß wird, das in ihm angelegte Entwicklungsprogramm in seiner Entfaltung begünstigen. Wenn einer dieser beiden Faktoren: Erbanlage oder Umwelt, nicht genügen, dann kann das Lebewesen nicht zu seiner vollen Reifung gelangen, sondern wird behindert und verkrüppelt.

{468} Im Erbprogramm ist vorgesehen, dass sich der Mensch - als Rudelwesen - in seiner ersten Lebenshälfte vorwiegend ins Kollektivleben hinein entwickelt, das ihn umgibt. Wenn nun das Erbgut in Ordnung ist und die Umgebung dem betreffenden Menschen das anbietet, was er zu seiner Entfaltung braucht - im Bild gesagt: Wenn der Humus nicht allzu karg und nicht allzu fett ist und wenn sich Sonne, Regen und Schnee, unter Vermeidung von allzu häufigen Gewittern, Frost oder gar Hagelschlägen, in etwa die Waage halten -, dann wird dieses junge Menschenwesen in der Regel ein mehr oder weniger „nützliches“ Mitglied des es umgebenden kollektiven Verbandes werden. Es gibt natürlich überdurchschnittlich zart besaitete Pflänzlein, aber es gibt auch übermäßig anspruchslose Naturen.

Im Allgemeinen sollte in der ersten Lebenshälfte die Einpassung ins Kollektiv erfolgen und der junge Mensch dabei das Gefühl bekommen, er erhalte innerhalb dieser Gesellschaft einen Platz, wo er sich entfalten und nützlich machen könne.

{469} Die Lebensmitte sollte dann dazu verwendet werden können, diesen Platz zu konsolidieren und gleichzeitig dem Leben mehr Tiefgang zu geben. In dieser Phase der „besten Jahre“ ziehen aber oft Gewitterwolken am Himmel auf: Durch das Streben nach einer Rolle auf der Bühne des gesellschaftlichen Lebens, durch Berufsausbildung und Karriere, wird ein Mensch seiner ureigenen Natur und Veranlagung notwendigerweise - der Konflikt ist also vorprogrammiert! - auch teilweise entfremdet. In seiner beruflichen Karriere kann er seine natürlichen Anlagen nur begrenzt entfalten; je mehr er sich mit seiner Karriere identifiziert, desto mehr Eigenes muss daneben verkümmern. Man kann bekanntlich nicht seine privaten Wünsche voll ausleben und sich gleichzeitig um eine gute berufliche und gesellschaftliche Position bemühen. Wer „etwas werden“ will, muss auf manches Persönliche verzichten. Sein Ansehen „kostet“ ihn etwas. Seiner gesellschaftlichen Rolle - seiner Persona - muss er Opfer bringen. Wenn und so lange das „Streben nach oben“ von innen her noch fasziniert, fällt dies leicht. Aber die Faszination lässt in den „besten Jahren“ oft langsam nach, und die Problematik der zweiten Lebenshälfte beginnt, wenn einem der berufliche und gesellschaftliche Erfolg langsam immer weniger zu bedeuten beginnt, weil nun anderes vorrangig wird.

{470} Mit dem Aufbau der Persona hat sich im Laufe der Jahre ein so genannter „Schatten“ herangebildet, in welchem all das versammelt ist, was bisher nicht oder nur kärglich leben durfte. Das Leben im Dienst der Gesellschaft entspricht nur teilweise dem natürlichen inneren Entwicklungsprogramm. Dieser „Schatten“ besteht aus ungelebten, nicht geförderten, in der Erziehung abgelehnten oder unentwickelten Seiten der natürlichen Anlagen. Diese entwickeln sich durch ihr Schattendasein oft negativ.

{471} Da nun das Selbst das Leben des Individuums stets mit den Sollwerten des Erbprogrammes vergleicht und darum die Abweichungen vom genetisch festgelegten Erbprogramm feststellt und auszugleichen sucht, ergeben sich in der Lebensmitte häufig Spannungen zwischen dem inneren naturgemäßen Soll und dem vom bewussten Ich im Leben tatsächlich Realisierten. Diese Spannungen werden vom Ich vage wahrgenommen, leider aber oft falsch gedeutet. Die Störungen haben einen Energieverlust des Ichs zur Folge; man verliert seinen früheren Schwung und versucht sich damit zu trösten, dass man halt nicht mehr zwanzig sei.

{472} Die durch den Aufbau der Persona bedingte Herausbildung eines individuellen Schattens und die damit verbundene Selbstentfremdung ist ein Stück weit unausweichlich und damit natürlich. Wir sind keine Ameisen, die vollständig in ihrer Kollektivrolle aufgehen.

Was hat nun der Schatten mit Gut und Böse zu tun?

{473} Zunächst gilt es festzuhalten, dass der Schatten nicht identisch ist mit dem Bösen. Er ist etwas Natürliches. Er enthält all das, was - aus ganz verschiedenen Gründen - in der ersten Lebenshälfte keinen Platz zu seiner Entfaltung und Kultivierung fand. Die Bildung des Schattens beginnt sehr früh, und darum ist der Schatten mehr oder weniger unbewusst. Ein paar konkrete Beispiele mögen das illustrieren: Wir mussten einst lernen, beim Es- -sen von Tomatenspagetti Hände, Gesicht, Kleidung und den Essplatz einigermaßen sauber zu halten, der Mutter nicht: „blöde Kuh“ zu sagen, nachts allein zu schlafen, uns mutig gegen böswillige Übergriffe anderer zu behaupten, nicht wegen jeder Kleinigkeit zu weinen, den andern am Tisch nicht immer ins Wort zu fallen, im Kindergarten stille zu sitzen, die Verkehrsampeln zu beachten, dem Nachbarn nicht die Fensterscheiben einzuschmeißen, Schwächere nicht auszulachen, Verlockungen im Kaufhaus zu widerstehen, daheim die Musik auf Zimmerlautstärke einzustellen, Mutters Lippenstift und Vaters Zigarren in Ruhe zu lassen, nicht heimlich aus dem Kühlschrank zu naschen oder unerlaubt fernzusehen, nicht zu lügen, Behinderten behilflich zu sein, Angehörige anderer Kulturen nicht auszugrenzen, Freunde nicht im Stich zu lassen, Feinde, die man am liebsten umbringen würde, leben zu lassen, etc. An viele Lernvorgänge, die uns im zarten Kindesalter schonend beigebracht oder brutal eingebläut wurden, können wir uns später nicht mehr erinnern. Das Gelernte wurde oft automatisiert und in vielen Fällen vom Unbewussten übernommen. Gut erzogen ist man ja, wenn das gute Benehmen „wie von selbst“ funktioniert. Wenn wir daran denken, was für eine Mühe unsere Erzieher seinerzeit aufwenden mussten, bis wir auch nur einigermaßen „zivilisiert“ waren und uns so benahmen, „wie es sich gehört“, können wir wohl erahnen, was alles in unserem Schatten liegt und auch wieder hervorkommt, wenn die Persona ausfällt. Begreiflich, dass die am besten angepassten Menschen sich auch am meisten vor sich selber fürchten!

{474} Das Ziel der zweiten Lebenshälfte ist nach Jung die bewusste Abrundung und möglichst vollständige Ausformung der Gesamtpersönlichkeit. Ein erster Schritt auf diesem Weg ist die Bewusstwerdung des Schattens. Danach folgt der Versuch, bewusst und verantwortlich mit dem Schatten umzugehen, das heißt, ihn zu integrieren. Das ist nun etwas ganz anderes als sein unkontrolliertes Ausleben. Die Integration des Schattens ist eine sehr schwierige Aufgabe: Wie kann jemand einerseits ein geschätztes Glied seiner Umgebung bleiben und gleichzeitig Dinge mitleben lassen, die dort verpönt sind? Das führt immer zu Pflichtenkollisionen

zwischen den Ansprüchen des Sich-selber-sein-Könnens und der Umgebung: Wie man's auch anstellt – nie ist's recht! Bei jeder Entscheidung bleibt ein Übel. Die Kunst ist nicht, Übel zu vermeiden, sondern, jeweils das kleinere der beiden Übel zu erkennen und richtig zu wählen.

{475} Bisweilen ist die Integration des Schattens aber auch spaßvoll und lustig: Ich denke an einen Mann um die Fünfzig, der einer vom Pietismus geprägten Kirche angehörte. Er klagte, es sei ihm alles verleidet, er fühle sich ausgebrannt und abgespannt. Er war von kräftiger, untersetzter Gestalt und hätte gut ein Lebemann sein können, ein Genießertyp und sinnenfreudiger Tatsachenmensch, der zwar keine hohen intellektuellen Sprünge vollführt, aber das Herz auf dem rechten Fleck hat. Ich fragte ihn nach Träumen. Verunsichert erzählte er mir einen Traum, den er neulich gehabt habe:

{476} Ich war bei mir daheim; in meiner Stube turnten Affen auf unseren schönen neuen Möbeln herum. Das ängstigte mich; vor allem dachte ich, meine Frau bekomme einen Schock, wenn sie das sehe. Ich wollte die Affen verscheuchen; aber diese ließen sich nicht von mir beeindrucken.

{477} Das Gespräch dauerte wegen Zeitmangels weniger als eine Stunde. Der Mann sah bald, dass er seine „primitiven Brüder“ vermehrt mitleben und bei sich „herumturnen“ lassen müsse. Zuerst hatte er Hemmungen, seine „affenartigen“ Schattenseiten, seine in den Augen seiner Frau und frommer Gemeindeglieder etwas primitiven Anflüge und Neigungen zuzulassen und „an den Mann zu bringen“. Er meinte, sich dabei blamieren zu müssen. Plötzlich aber blitzte es in seinen Augen: Er war bereit, die Integration seines Schattens anzupacken. Wir testeten in der Fantasie einige konkrete Situationen. Das Gespräch wurde heiter. Die Affen befreiten ihn sichtlich (vielleicht auch, weil ein Pfarrer Partei für seine „Affenallüren“ ergriff). Ich sah den Mann nach zwei Jahren wieder. Er war kaum mehr wieder zu erkennen: Diesmal war er munter, aufgestellt, unternehmungsfreudig, zupackend. Sofort kam er auf mich zu und sagte: „Mir geht es prima, seit ich mich getraue, mit meinen Affen herumzualbern.“

{478} Weniger lustig war es in einem anderen Fall: Da klagte ein junger Mann über mangelndes Selbstbewusstsein. Ein Traum klärte auf.

{479} Ich sitze mit meiner neuen Freundin bei einem Schäferstündchen draußen auf einer Bank. Da kommt ein anderer, ein ekelhafter Geselle, der sie mir ausspannen will. Er tut, wie wenn ich nicht existieren würde. Ich kann nichts dagegen unternehmen.

{480} Der junge Mann musste lernen, „etwas dagegen zu unternehmen“; denn er war nicht nur sein Traum-Ich, sondern auch dessen Schatten; dieser ekelhafte Geselle, der ihm seine neue Freundin ausspannen wollte, war eine Seite seiner selbst. Mit seinem „Schattenbruder“ torpedierte er die Beziehung zur neuen

Freundin. Er war nämlich - wie man früher gesagt hätte -ein „Heiratsschwindler“. Er gab der Freundin vor, ernsthaft an der Beziehung zu ihr interessiert zu sein; aber im Grunde genommen wollte er nur mit ihr ins Bett, und die menschliche Beziehung zu ihr interessierte ihn kaum. Das spürte seine Freundin, und nun gab es Probleme in ,der Beziehung. Der Traum deutete ihm an, wo „der Hund begraben“ sei. Die Aufgabe war nun die, die Sexualität zu integrieren, statt sie abgespalten von der übrigen Persönlichkeit einfach primitiv auszuleben. Die Integration des Schattens war hier ein hartes Stück Persönlichkeitsbildung. Im Gegensatz zum älteren Mann mit dem Affentraum, in dem es um eine Aufgabe der zweiten Lebenshälfte (die Abrundung der Persönlichkeit) gegangen war, musste hier eine Aufgabe der ersten Lebenshälfte nachgeholt werden: Die Erziehung zu einem verantwortlichen Umgang mit den Mitmenschen.

{481} Ein drittes Beispiel für die Wirksamkeit des persönlichen Schattens stammt aus der deutschen Geschichte: Otto Fürst von Bismarck (1815-1898), der maßgebliche Gründer des Deutschen Reiches, war eine ausgesprochen „willensstarke“ Persönlichkeit. „Ich kann, was ich will“ war sein Motto, nach welchem er lebte, und er war stolz auf seinen Erfolg. Sein Schatten hingegen machte ihm schwer zu schaffen: Er wurde immer wieder von Weinkrämpfen befallen. Dann war er kein kraftstrotzender Kerl mehr, der von Hand Türklinten abwürgte, wenn es bei Verhandlungen nicht nach seinem Kopf ging, sondern ein hilfloses Kind: „Mutti, hilf mir, ich bin verloren!“ Wie peinlich! Da er aber als Politiker ein „starker Mann“ sein musste und deshalb keine Einsicht in schwache Seiten seiner selbst zulassen durfte, blieb es bei dieser unreifen Haltung. Bismarck verpasste dadurch die Erfüllung seiner natürlichen Lebensaufgabe in der zweiten Lebenshälfte, nämlich die bewusste Ausreifung seiner Gesamtpersönlichkeit. Die Integration des „Bubi-Schattens“ hätte ihm mehr Wärme, Menschlichkeit, Verständnis für menschliche Schwächen und Herzlichkeit gebracht; sie wäre ihm wohl nicht schlecht angestanden.

{482} Das Problem von Bismarck belastet auch heute noch viele „starke Männer“ und „Career-Women“ (Frauen in wichtigen Positionen und Ämtern): Als neulich eine Regierungsbeamtin öffentlich dazu stand, sie sei froh, sich von Zeit zu Zeit in ihren politischen Sorgen psychologisch begleiten lassen zu dürfen, machte sie sich bei etlichen Kollegen und Kolleginnen auf der politischen Bühne unbeliebt; es hieß, eine starke Persönlichkeit habe das nicht nötig.

{483} Die Bewusstwerdung der Gesamtpersönlichkeit bedeutet das Erreichen eines verantwortbaren Ich-Standpunktes zwischen Persona, Selbst und Schatten. Es geht bei der Ausreifung und Entfaltung der Gesamtpersönlichkeit, dem so genannten „Individuationsprozess“ oder der Selbstwerdung, um eine Annäherung der Gegensätze und um lebbar Kompromisse. Die Zeit der sturen und ausschließlichen Prinzipien im Stile des Entweder-oder ist dann um; im Stadium größerer

Reife und Bewusstheit geht es um das Erlernen eines echten Dialogs im Sinne eines Sowohl-als-auch. Der Individuationsprozess ist - im Hinblick auf die inneren Kräfte - ein urdemokratischer Prozess: Kräfte, die nicht gewohnt sind, miteinander zu leben, müssen sich irgendwie finden, indem sie sich so lange schmerzhaft aneinander reiben, bis die hinderlichen Ecken und Kanten so weit wie möglich abgeschliffen sind. Es ist aber unmöglich, es immer allen Seiten recht zu machen. Jedes menschliche Leben behält darum auch etwas Fragmentarisches. Dies schildert der Mythos vom Gotteskampf des biblischen Jakob in 1. Mose 32 sehr schön, wo es heißt, der Engel Gottes habe Jakob zwar gesegnet; aber dem Jakob sei fortan ein Hüftleiden geblieben. Auch das christliche Kreuz ist ja beides: Zeichen des Scheiterns wie Zeichen der Versöhnung. Trivial gesagt: Kein Leben wird je ganz rund - dennoch aber sollen wir uns darum bemühen!

{484} Die Tiefenpsychologie begründet mit dem Prinzip des inneren Dialoges, der sich natürlich auch auf das äußere Leben auswirkt, eine neue Ethik, eine Ethik geistiger und seelischer Flexibilität, welche an jeden einzelnen hohe Ansprüche stellt und eine entsprechende Erziehung mit Herzensbildung voraussetzt. Der einzelne ist nach einer tiefenpsychologisch fundierten Ethik nicht mehr nur der Kollektivmoral seiner Gruppe, Gesellschaft oder Glaubensgemeinschaft verpflichtet, sondern ebenso sehr der Integration seines Schattens und damit seiner bewussten Selbstwerdung. Auch das Beachten der „Winke von drüben“ muss zur ethisch verbindlichen Pflicht werden - so wie einst Kirchengang und Kommunion verbindliche Pflichten waren.

{485} Häufige Pflichtenkollisionen zwischen Persona, Schatten und Selbst sowie Differenzen zwischen dem Kollektiv und dem einzelnen sind somit vorprogrammiert. Die damit gegebenen schmerzhaften Probleme sind ein Ansporn zur Reifung. Menschliche Reifung ist nicht durch Minimalismus und Verzärtelung zu haben; der Reifungsprozess fordert den ganzen Menschen. Die tiefenpsychologisch fundierte neue Ethik ist keine Milchspeise, kein süßer Grießbrei. Gute Zähne und ein gesunder Magen sind Voraussetzung dazu. Man sollte die neue Ethik aber nicht als „utopisch“ abtun; denn unser aller Überleben hängt letztlich davon ab. An den Konflikten reibt sich die menschliche Persönlichkeit, und so wie aus dunklen Oliven schließlich goldgelbes Öl gepresst wird, so gibt auch der Mensch durch die schmerzhaft Reibung der Konflikte in ihm auf seinem Individuationsweg schließlich sein Bestes her - auch zum Wohl des Kollektivs.

{486} Eine gelungene Integration des Schattens zeigt, dass aus angeblich Bösem, bisweilen sogar Verteufeltem, schließlich Gutes herauswächst. Ohne Integration seines Schattens bleibt der Mensch oberflächlich und unreif.

Der kollektive Schatten und der Teufel

1. Das tiefenpsychologische Konzept

{487} Da der Mensch ein Rudelwesen (mit der Aufgabe der Selbstfindung) ist, besitzt er nicht nur einen persönlichen Schatten; sondern er hat immer auch teil am kollektiven Schatten der Gemeinschaft, in welcher er lebt. Dieser Kollektivschatten ist die Summe aller gesellschaftlichen Tabus. Das Extrakt dieser Summe, die Quintessenz des Schattens, erscheint symbolisch in der Gestalt des Teufels. Der Teufel ist das personifizierte Böse einer Gesellschaft. Weil jeder Mensch mit andern zusammenlebt, ist seine Lebensgestaltung weitgehend auch vom Schatten seines Kollektivs beeinflusst: Er muss sich den herrschenden kollektiven Tabus unterziehen, wenn er nicht den Zorn der Öffentlichkeit auf sich ziehen und so in des Teufels Küche geraten will. Darum benehmen sich die meisten Mitglieder eines Rudels hübsch angepasst wie Schäfchen; sie weichen der Aufgabe aus, an den Schatten des Kollektivs zu rühren. Niemand hat es gerne, wenn man ihm auf seinen Schatten tritt - am allerwenigsten ein Kollektiv! Im Kollektivverband ist der Mensch unwahrscheinlich primitiv in seinem Urteil; er verliert dort weitgehend seine Fähigkeit zu differenzieren und regrediert in die Rolle eines Schafes; denn jedes Kollektiv eliminiert unfolgsame Mitglieder. Der Mensch als Rudelwesen hat sich in den letzten Jahrtausenden kaum verändert. Wer sich mit dem Schatten des Kollektivs kritisch auseinandersetzt, begibt sich auf die politische Bühne, wo jemand ohne eine starke Lobby in der Regel auf verlorenem Posten steht; denn das Rudel fragt nicht nach Wahrheit, sondern nach einem starken Führer, der es an einen guten und schönen Weideplatz zu führen verspricht.

{488} In der Sicht der Tiefenpsychologie nach Jung ist der Teufel der Geist oder die Essenz der wichtigsten kollektiven Tabus. Was ein Kollektiv mit einem „Pfui!“ belegt, das ist vom Teufel. Der Teufel verkörpert die Schattenseite eines Kollektivs.

{489} Was heißt das konkret im Blick auf die christliche Kultur? In der christlichen Kultur wurde das Streben hin zum Licht sowie der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit von Gottes Gnaden sehr gefördert, während die sich daraus ergebende Schattenseite (die Verbundenheit mit den dunklen „heidnischen“ Erdkräften Pan sowie der Wille zur Selbstbehauptung Satans) abgewertet wurde. Alles Aufmüpfige und Rebellische beschwor sogleich die Assoziation des Satanischen herbei, und eine gute Verwurzelung im Erdhaften ließ alsbald den Vorwurf des Heidentums laut werden. Pan und Satan zusammen ergaben in der christlichen Kultur den „Teufel in Person“.

{490} In meinem Buch über die Hölle (L13) habe ich dargestellt, wie sich Persona und Hölle gegenseitig hochschaukeln: Je höhere Anforderungen in einer Kultur an das ethische Verhalten gestellt werden, desto schrecklicher werden die Höllenbilder derselben Kultur, umso mehr muss man sich also vor dem Schatten dieser „schönen“ Kultur in Acht nehmen. Je glänzender die Persona, umso finsterner der Schatten, umso größer die Repression (die Anzahl der Scheiterhaufen, Gefängnisse und „Besserungsanstalten“ des betreffenden Kollektivs).

{491} Der Teufel ist eine Schattenfigur; darum stellte man ihn auch dunkel dar. Die Alten hatten ein feines Gespür dafür, dass die verdrängten Strebungen der Seele im Schatten autonom weiterleben: Darum haben sie sich den Schatten als ein eigenständiges Wesen vorgestellt, das unabhängig vom Menschen (beziehungsweise seinem Ich-Bewusstsein) wirkt. Man hat den Teufel „im Untergrund“ (im Unbewussten) angesiedelt, ihm einen Platz im Finstern der Erde zugewiesen. Viele Menschen haben Angst vor der Tiefenpsychologie, weil sie ahnen, dass bei der Beschäftigung mit dieser „okkulten“ Wissenschaft auch ihr Teufel, die Quintessenz ihres Schattens in personifizierter Form, zum Vorschein komme. Es ist in der Tat eine Demütigung für den zivilisierten Menschen, wenn er sich eingestehen muss, dass er in seinem Schattenbereich primitiver ist als Angehörige so genannter „primitiver“ Völker (weil die hochzivilisierte Persona mehr glänzt, wird ihr Schatten um so dunkler).

{492} Heutzutage ist eine zunehmende Verrohung des Lebens festzustellen; bisher selbstverständliche Verhaltensnormen werden von immer mehr Leuten sträflich missachtet. Psychologisch muss man das als ein „Ausleben des Kulturschattens“ bezeichnen. Viele Menschen halten sich nicht mehr an die einst gängigen Höflichkeits- und Umgangsformen, sondern leben sich ungehemmt und unerzogen aus. Dadurch wird der allgemeine Umgangston roher. Man fällt von einem Extrem ins andere. Die Probleme des Zusammenlebens werden aber auf diese Weise nicht gelöst; es braucht weiterhin die Achtung vor Kulturwerten sowie den gleichzeitigen Versuch, den Schatten zu integrieren. Die Integration des Schattens ist im Zeitalter der Globalisierung vielleicht eine der vordringlichsten Aufgaben der Menschheit. Eine tiefenpsychologisch fundierte Ethik ist nicht „l'art pour l'art“, sondern eine heute notwendige Lebenshilfe.

2. Die Gestalt des christlichen Teufels

{493} Wie schon gesagt: Der christliche Teufel ist das Produkt aus der Verteufelung des griechischen Gottes Pan sowie des aufmüpfigen jüdischen Satans. Pan und Satan sind Symbole für zwei zentrale Triebe des Menschen: für die Triebe der Arterhaltung sowie der Selbstbehauptung und Selbstfindung. Pan dient der Arterhaltung, und Satan, der Widerspruchsgeist, der sich dem herrschenden Kollektivgeist nicht anpasst, dient der Selbstbehauptung und Selbstwerdung

des Individuums. Beide Triebe haben Licht- und Schattenseiten. Die christliche Kultur hat bekanntlich versucht, die sündige menschliche Kreatur zu „verbessern“ und die Menschheit idealistisch zu „Höherem“ zu erziehen. Nur das Allerbeste war ihr gut genug. Weil das erlaubte Verhalten stark eingeengt war, wurde der Bereich des Schattens umfangreich: Es gab so wenig, das noch mit Freuden genossen, aber so manches, das zu verbessern oder gar strikt verboten war! Dadurch herrschte der Teufel prinzipiell über ein größeres Reich als der Gesetzgeber der gesellschaftlich erlaubten Normen, den man mit Gott identifizierte. Aber dem kleineren Reich des gesellschaftlich Tolerierten musste mehr Energie zufließen als dem größeren Reich des Schattens, das - wie im Märchen vom Eisenhans (siehe S. 218 ff.) - schließlich zu einem sumpfigen Pfuhl verkam. Im Pfuhl drin aber war es nicht möglich, den Teufel zu zivilisieren. Der Teufel fristete darum ein armseliges Dasein neben der offiziellen Welt. Dieses Leben im Abseits war der Laune des Teufels nicht zuträglich, und darum hat er vermutlich in der christlichen Ära immer wieder derart brutal zugeschlagen und gewütet. Die christliche Kultur hat mit ihren hohen Idealen und der Verteufelung ihres Schattens die Zivilisierung des Teufels verunmöglicht, welche im Traum meiner Frau geschildert wird (siehe S. 207 ff.). Dieses Erbe lastet schwer auf unserer Zeit. Wir sind noch arm an Beispielen einer gelungenen Schattenintegration.

{494} Die christliche Kultur hat übersehen, dass man das, was verdrängt ist, nicht mehr beeinflussen kann, sondern nur das, was man kennt und akzeptiert. Nicht nur die Leibfeindlichkeit, sondern auch die hierarchische Herrschaftsstruktur der christlichen Kultur und Kirche wirkte deshalb destruktiv. Der christlichen Lehre fehlte von Anfang an nicht nur eine integrierte Sexualität, sondern auch ein kräftiges gesellschaftskritisches Element, wie wir etwa aus Römer 13, 1 ersehen: „Jedermann sei den vorgesetzten Obrigkeiten Untertan; denn es gibt keine Obrigkeit, außer von Gott, die bestehenden aber sind von Gott eingesetzt!“ Das war einst das Wort Gottes selbst, an dem kein Jota und Häkchen geändert werden durfte. Ein guter Christenmensch war ein gehorsamer Untertan seiner weltlichen Obrigkeiten „von Gottes Gnaden“. Die Untersuchung der Wirkungsgeschichte von Römer 13 zeigt, dass dieses Wort bis in unser Jahrhundert hinein im Allgemeinen sehr ernst genommen wurde. Die christliche Religion war - ganz im Gegensatz zu ihrem Begründer - allzu sehr geneigt, die Schäfchen ihres Rudels folgsam und angepasst zu halten. Außerdem war die christliche Kultur rausch- und leibfeindlich; es durfte nie ekstatisch, sondern musste stets gesittet und hochanständig zu- und hergehen. Lieber sollte gar nichts laufen, als dass der Teufel los war! C. G. Jung äußerte sich einmal folgendermaßen über den christlichen Teufel:

{495} „Die Kirche hat die Lehre vom Teufel, eines bösen Prinzips, das man sich gerne als bocksbeinig, gehörnt und geschwänzt vorstellt, das Bild eines Halbtiermenschen und chthonischen Gottes, der einem dionysischen

Mysterienverein entlaufen zu sein scheint, eines noch bestehenden Bekenner sündhaft-fröhlichen Heidentums. Dieses Bild ist trefflich und charakterisiert genau den grotesk-unheimlichen Aspekt des Unbewussten, dem man nicht beigegeben ist und das deshalb noch im ursprünglichen Zustand unbeherrschter Wildheit verharrt. Heute wird es wohl niemand mehr wagen zu behaupten, der europäische Mensch sei ein Lamm und von keinem Teufel besessen.“ (GW Bd. 16, §388)

{496} Jung führte das Versagen bei der Kultivierung des christlichen Teufels darauf zurück, dass die mit dem Teufel zusammenhängenden seelischen Strebungen nicht bewusst bearbeitet, sondern gewaltsam beiseite geschoben, verteufelt und verdrängt wurden. Jung betonte immer wieder, der Mensch könne nur das beeinflussen, bearbeiten und kultivieren, was er zunächst einmal annehme und akzeptiere. Dem Nicht-Akzeptieren liegen Angst, aber auch ein Mangel an Liebe und echter Demut zu Grunde. Verteufelte Strebungen werden aus Angst vor grausamen Strafen gefürchtet und deshalb ins Unbewusste verdrängt, wo sie fortan nicht mehr beeinflussbar sind. Aber sie lösen sich dort nicht in ein Nichts auf, wie der Idealist hofft, sondern warten wuterfüllt auf ihre Befreiung.

{497} Im christlichen Schatten liegt zudem die Aggression, die mit der Selbstbehauptung zusammenhängt. Die Aggression kann zwar schreckliche Auswüchse zeitigen; aber von Natur aus ist sie nicht einfach des Teufels. Sie hat - wie der Hass - auch eine positive Seite, nämlich die Kraft zur Abgrenzung und Selbstbehauptung, ohne die ein Mensch die Aufgabe der bewussten Selbstentfaltung gar nicht zu leisten vermochte. Woher kommt eine destruktiv gewordene Aggression? Aggression und Hass beginnen dort, wo man in die Ecke gedrängt, seines Lebensraumes und seiner Entfaltung beraubt wird. In diesem Zustand muss man sich wehren, vielleicht eine Weile lang sogar wild um sich schlagen, um den verlorenen Lebensraum wieder zurückerobern und das Eigene wieder finden zu können; sobald dies gelungen ist und der Mensch sich wieder gefunden hat, schwinden auch Hass und feindliche Aggression. Die Erfahrung zeigt: Wer aggressiven Menschen Gelegenheit gibt, sich zu entfalten, hilft ihre Aggressivität abbauen. Auch eine negativ gewordene Aggression hat also im Grunde eine positive Funktion, nämlich diese, bedrängten Menschen dabei zu helfen, aufrecht zu bleiben und ihren Standpunkt bei gegnerischen Attacken standhaft zu verteidigen. Die Fähigkeit, auch in einem negativen Sinne aggressiv zu werden, ist deshalb nötig, weil es immer wieder Menschen gibt, die andere daran hindern wollen, die Lebensaufgabe zu erfüllen und das zu realisieren, was ihnen in die Wiege gelegt wurde. Wer die Aggression pauschal verteufelt und predigt, man müsse seine Feinde lieben und bei einem Schlag auf die eine Wange auch noch die andere hinhalten, der untergräbt die gesunde Selbstbehauptung und

Selbstachtung und verunmöglicht damit die Selbstfindung. So gehört zu einem echt religiösen Leben, dem Streben nach bewusster Ganzheit, grundsätzlich auch die Fähigkeit zur feindlichen Aggression.

{498} Mit der Abwertung der Selbstachtung wird aber auch echte Demut verunmöglicht. Denn echte Demut wächst bekanntlich nur auf dem Boden der Selbstachtung und eines guten Selbstbewusstseins. Wenn ein gesundes Selbstbewusstsein bereits als „Stolz“ herabgemindert und als Opfer ans Kreuz geschlagen wird, wird der Mensch entweder depressiv oder rebellisch. Verstecktes egoistisches Machtstreben und eine vergiftete Atmosphäre beim Zusammenleben sind die Folge. Als Beispiel seien die Zustände in vielen betont christlichen Lebensgemeinschaften erwähnt, in denen man wegen des „christlichen Freundlichkeits-Komplexes“ oft genau das Gegenteil dessen erreicht, was man anstrebt: Vorne herum wird ein ewig-freundliches, oft zwar eingefrorenes Lächeln zur Schau getragen und die eigene Person zurückgestellt; im verborgenen werden aber perfide Intrigen ausgeheckt. Das Christentum predigte in der Tat Opferliebe und rüstete gleichzeitig zu Kreuzzügen.

{499} An diesem schwachen Punkt hakte der antichristlich eingestellte Philosoph Friedrich Nietzsche (1844-1900) ein. Er war von der herrschenden christlichen Moral beziehungsweise von der Heuchelei des Viktorianischen Zeitalters derart angewidert, dass er das Christentum insgesamt verdammt und als Radikallösung eine „Umwertung aller Werte“ forderte. Er machte das herrschende christliche Wertesystem für die moralische Dekadenz, die überall grassierende Heuchelei, Instinktverarmung, Lebenslüge und Selbsttäuschung verantwortlich.

{500} Er suchte den Fehler also nicht beim einzelnen und dessen moralischer Unvollkommenheit, sondern im christlichen System selbst. Er behauptete, das Christentum pervertiere den Menschen und entfremde ihn seiner selbst. Er wollte deshalb das Übel an der Wurzel anpacken. Seine Diagnose lautete: Schuld an der allgemein verbreiteten Heuchelei und Unechtheit ist nicht die Sündhaftigkeit des einzelnen, sondern das Christentum selbst, welches mit seiner Unterdrückung der natürlichen menschlichen Triebe, insbesondere der Sexualität und der Selbstbehauptung, das wirkliche Leben zum Erstarren bringt. Nietzsche meinte, die christliche Moral stelle vor die Alternative, entweder „blass und angekränkelt“ zu werden oder ein „doppelbödiges“ Leben zu führen: ein ewig freundlicher Christ nach außen hin zu sein, ein hemmungsloser Heide aber im verborgenen. Nach Nietzsche gab es nur die Lösung, das christliche System selbst zu zerschlagen: „Umkehrung aller Werte!“ Er bezeichnete die christliche Moral als eine „Sklavenmoral“, von der man sich befreien müsse, um sich selber treu werden zu können. Deshalb forderte er revolutionär: „Wir müssen uns von der Moral befreien, um endlich moralisch leben zu können.“ (L19, Bd. 13, S. 124) Der

„neue Mensch“, forderte er, müsse ein „Übermensch“ sein: „Man wird euch die Vernichter der Moral nennen; aber ihr seid die Erfinder von euch selber.“ (L19, Bd. 12, S. 266)

{501} Nietzsche hat damit das Kind mitsamt dem Bade ausgeschüttet. Als er vorschlug, der „Kehrseite der Moral“ zum Durchbruch zu verhelfen (so L19, Bd. 16, S. 383), identifizierte er sich mit seinem Schatten dem christlichen Teufel. Nietzsche hat maßgeblich mitgeholfen, den Teufel auf unser 20. Jahrhundert loszulassen. Das von ihm emphatisch geforderte ungebrochen heidnische, „dionysische Ja-Sagen zur Welt“ pries nicht nur den von ihm proklamierten „Übermenschen“, sondern auch „die blonde Bestie“ des Nationalsozialismus und damit das von ihm sicher nicht gewollte unkontrollierte primitive Ausleben des Schattens im Dritten Reich. Mit dem Übermenschen rief Nietzsche den Untermenschen auf den Plan, vor dem wir uns inzwischen, im Hinblick auf die Verrohung der Sitten bei uns, auf zwei Weltkriege und das, was wir etwa in Ex-Jugoslawien miterleben mussten und noch müssen, doch gehörig fürchten gelernt haben.

{502} Im Nachhinein können wir nüchtern feststellen, dass manches an Nietzsches Beobachtungen richtig war. Seine Diagnose des Viktorianischen Zeitalters war in vielen Punkten hellsichtig. Indem er aber von einem Extrem ins andere fiel und die kritische Distanz zu seinem Schatten nicht fand, war sein Therapieversuch ebenso verheerend wie die geheuchelte Fassadenexistenz vieler seiner Zeitgenossen. Nietzsches Ideen haben aber die Entwicklung der Moral in unserem Jahrhundert auch schöpferisch beeinflusst. Die Tiefenpsychologie verdankt ihm manche Einsicht. Sie korrigiert Nietzsche aber dahingehend, dass sie uns davor warnt, in den Schatten hineinzufallen, und uns lehrt, diesen verantwortlich zu integrieren.

{503} Wenn der Teufel, die Lebenskräfte der Sexualität (Pan) wie der Selbstbehauptung und feindlichen Aggression (Satan), verantwortlich ins Leben integriert wird, dann beginnt er uns seine positive Seite zuzuwenden, wie ein Traum meiner Frau zeigt (s. u. S. 207 ff.).

4. Vom Umgang mit dem Schatten

Verdrängung, Identifikation und Integration

{504} Was uns im Verlaufe eines Tages nicht alles an Unerlaubtem, von der Kollektivmoral nicht Gebilligtem, durch den Kopf geht! Wie gut, dass niemand unsere Gedanken lesen kann - und dass all das, was wir uns ausdenken, nicht Wirklichkeit wird!

{505} Ich jedenfalls hätte zum Beispiel in meiner ersten Wut schon manchen gerne umgebracht. Vielleicht habe ich es darum bisher noch nie getan, weil mir meine diesbezüglichen Regungen jeweils ziemlich deutlich zum Bewusstsein kamen: „Den könnte ich auf der Stelle eigenhändig ermorden!“ Rache ist süß. In dieser Süße lässt sich - zumindest anfänglich - prächtig schwelgen. Es ist wichtig, dass einem solche Dinge klar bewusst werden; denn bewusst gewordene Mordgedanken haben schon manchem verhassten Menschen das Leben gerettet. Wenn solche Impulse nämlich bewusst werden, kann man beginnen, damit umzugehen. Erst im Augenblick ihrer Bewusstwerdung treten sie in die Sphäre von gut und böse ein. Vorher bestanden sie aus einem nur dumpf wahrgenommenen Gefühlsknäuel größtenteils unbewusster Natur, das als solches noch jenseits von gut und böse liegt. Das Gericht beurteilt Taten, die im blinden Affekt geschehen, zu Recht milder als vorsätzlich und somit bewusst ausgeführte Handlungen.

{506} Hass- und Rachegefühle haben zunächst einmal etwas Befreiendes an sich. Sie tun uns in der Seele wohl. Wenn uns Unrecht geschah, wenn wir geschädigt wurden, drängt etwas in uns instinktiv zum Ausgleich. Man muss bei einem gefährlichen Angriff zurückschlagen, zum einen, um nicht unterzugehen, aber auch, um sich vor weiteren Attacken des Gegners zu schützen. Wenn der Schmerz über das erlittene Unrecht verflogen ist, ist die Sache wieder gut. Ist die Wunde verheilt, ebbt die Rachegefühle ab, und hinterher, nüchtern geworden, erkennen wir, was wir in unserer ersten Wut beinahe angerichtet hätten. Wir erschrecken und blicken etwas hilflos drein: „War das wirklich ich?“

{507} Das eben angeführte Beispiel für schattenhafte Emotionen soll uns den Einstieg ins Thema dieses ersten Abschnittes erleichtern, bei dem es um die Frage des Umgangs mit dem Schatten geht. Es stehen uns drei Möglichkeiten zur Verfügung:

{508} 1. Verdrängung und regressive Wiederherstellung der Persona,

{509} 2. Identifikation mit dem Schatten (und Umwertung des Schattens zum Licht),

{510} 3. Versuch einer bewussten Integration des Schattens.

Verdrängung und regressive Wiederherstellung der Persona

{511} Wenn wir uns einmal zu einer „schattenhaften“ Tat hinreißen lassen und die Sache publik wird, ist uns das hinterher meist peinlich. Denn wir möchten nicht als jemand bekannt werden, der sich von seiner schlechtesten Seite zeigt. Es geht um unseren Ruf, um die Persona. Damit lässt sich nicht spaßen. Die Freiheit, die im Ausspruch von Wilhelm Busch zum Ausdruck kommt, besitzen nur wenige:

{512} „Ist erst einmal der Ruf dahin, lebt sich‘ s vergnüglich weiterhin.“

{513} Meistens versuchen wir, einen peinlichen Ausrutscher so rasch wie möglich wieder „in Ordnung“ zu bringen - um ihn bald vergessen und ad acta legen zu können. Denn die Persona soll ja makellos sein. Wir bitten die daran Beteiligten um Entschuldigung. Vielleicht sind wir auch eine Weile betrübt oder gar niedergeschmettert darüber, was wir angestellt haben. Aber die Angelegenheit wird in der Regel doch ziemlich rasch beiseite gelegt, und gleichzeitig wird unser Image, oft mit allerlei Machenschaften, aufpoliert. Dann verschwindet unsere Unsicherheit im Auftreten wieder. Menschliche Schwächen gehören eben zum Leben. Wir haben uns ja entschuldigt und gewinnend gelächelt dabei. Man akzeptiert uns wieder. Das ist die Hauptsache.

{514} Die Jungsche Psychologie hat für diese erste Möglichkeit des Umgangs mit dem Schatten einen Fachausdruck geprägt: „regressive Wiederherstellung der Persona“. Man kehrt zurück in den Schoß der tragenden Gemeinschaft und übernimmt wieder deren Persona, die alten Verhaltensmuster, Umgangsformen, Gepflogenheiten und Eitelkeiten. Man fügt sich wieder ein; der Satan in uns wird unterdrückt.

{515} Zu dieser ersten Art des Umgangs mit Schattenproblemen -Verdrängung und regressive Wiederherstellung der Persona -gehört auch der Exorzismus, den die katholische Kirche bis heute als seelsorgerliche Hilfe für Menschen anbietet, welche im Schattenbereich gefangen sind und nicht mehr davon loskommen. Durch den Exorzismus sollen die „in des Teufels Klauen“ Gefangenen befreit werden, damit sie wieder, wie früher, als ordentliche und an den Kollektivverband angepasste Christenmenschen leben können. Mit dem Exorzismus soll die Faszinationskraft des teuflischen Schattens aufgehoben und die christliche Persona wiederhergestellt werden. Der magische Exorzismus bezweckt die regressive Wiederherstellung der Persona. Der Exorzismus ist aber - vom heutigen Standpunkt der Bewusstseinsentwicklung aus betrachtet - keine echte seelsorgerliche Hilfe, weil er die Schattenseite nur verdrängt und nicht beachtet, dass die Begegnung mit dem Schatten immer auch eine Chance ist: die Chance der Erweiterung des Horizontes und der Bewusstwerdung. Beim Exorzismus wird das zugrunde liegende Schattenproblem nicht wirklich erkannt und kann des-

halb auch nicht kompetent bearbeitet, es kann im besten Fall magisch „ausgetrieben“ werden. Der Exorzismus treibt zusammen mit dem Schatten - sofern dies durch die Suggestion des magischen Rituals überhaupt gelingt - aber auch die Bewusstwerdung des eigenen Schattens aus und versieht den Menschen dadurch mit Scheuklappen. Die mit dem Exorzismus im besten Falle erreichte Besserung des Zustandes besteht nicht in einer Erweiterung des Bewusstseins; sie ist keine Erlösung, sondern eine Verdrängung des Widrigen. Der Exorzismus heilt die innere Spannung nicht wirklich, sondern vertreibt diese ins Unbewusste. Er wirkt dadurch möglicherweise neurotisierend und fördert so auf lange Sicht die hysterischen und psychosomatischen Symptome. Der Teufel, der „ausgetrieben“ wurde, kommt oft wieder zurück, bis er bewusst integriert wird: Dass Verdrängung keine Lösung ist, hat sich in der Zwischenzeit herumgesprochen. Der magische Ritus des Exorzismus ist nicht heilend, sondern therapeutisch unqualifiziert, nicht nur nutzlos, sondern bisweilen auch schädlich. Er ist heute überholt, eine unqualifizierte und gefährliche Manipulation mit der menschlichen Psyche.

{516} Eine hilfreiche Therapie in Fällen, in denen jemand in seinem Schatten gefangen ist und nicht mehr davon loskommt, erfolgt heute nicht mehr durch eine magische Verteufelung, Verdrängung und Verbannung der Schattenkräfte, sondern - unter kompetenter Begleitung - durch die verantwortliche Integration dieses Schattens in die Gesamtpersönlichkeit, wie es die Tiefenpsychologie seit bald hundert Jahren lehrt. Die Integration des Schattens ist allerdings eine sehr anspruchsvolle Aufgabe. Der Exorzismus, der an der Bewusstwerdung vorbeiführt, ist bequemer.

Identifikation mit dem Schatten

{517} Nicht alle, die Schattenhaftes leben, kehren reumütig in den Schoß des Kollektivs zurück. Es gibt auch Menschen, welche - völlig unkritisch - den Ausbruch ihres Schattens positiv bewerten, nicht als Absturz ins Dunkel, sondern als Höhenflug. Ein solcher Mensch hat an dem, was das Kollektiv als „Absturz“ verurteilt, derart Gefallen gefunden, dass er fortan viele Kollektivwerte als Unwerte betrachtet. Sein Gewissen ist umgepolt worden. Anstatt nach dem „Zwischenfall“ wieder der „Alte“ zu werden, ist er nun ein „Neuer“ geworden, ein ganz anderer, der oft auch äußerlich kaum mehr wieder zu erkennen ist. Fügte er sich früher angepasst ins Kollektiv ein, so schert er sich nun einen Teufel um die Meinung der andern über ihn. Nach dieser negativen Bekehrung preist er das, was früher „Schatten“ hieß, als wunderbares Licht. Solche Menschen sind umgekehrte Handschuhe. Sie fühlen sich nun unheimlich stark, weil die Energien des Schattens, mit denen sie in Berührung gekommen sind, sie in Hochstimmung versetzen. Wirkten sie vordem verhalten, bisweilen gar resigniert und depressiv, so wirken sie jetzt sehr lebendig und sogar überspannt. Sie wännen, jede Hürde vor

ihnen mit Leichtigkeit überspringen zu können. Die Umbewertung des Schattens zum Licht bewirkt einen unheimlichen Knick in der Lebenslinie, einen totalen Bruch mit dem bisherigen Leben. Auch das ist keine Lösung, so wenig wie die regressive Wiederherstellung der Persona.

Integration des Schattens

{518} Das Problem der Schattenintegration ist nur durch ein neues Denken lösbar. Das bisherige Verhaltensmuster angesichts von Schattenproblemen war entweder die Verdrängung und regressive Wiederherstellung der Persona oder dann die Umpolung des Gewissens und die „negative Bekehrung“, die „Umwertung aller Werte“ (Nietzsche). Beide - sich gegenseitig ausschließende - Wege sind vom heutigen Standpunkt der Bewusstseinsentwicklung aus überholt. Das geforderte neue Denken verharret nicht länger im Schema des Entweder-oder, sondern sucht, auf einer höheren Ebene des Bewusstseins, auf der beide Standpunkte miteinander versöhnt werden können, das Sowohl-als-auch.

{519} Das Jesuswort vom Balken im eigenen Auge, dessen man nicht gewahr werde, den man aber auf den Bruder projiziere (Matthäus 7, 3), wurde im Christentum nicht wirklich therapeutisch fruchtbar gemacht, sondern im Sinne eines Gebotes zur Bescheidenheit ausgelegt. Dadurch blieb das Problem der Integration des Schattens unbearbeitet.

{520} Ebenso wenig wurde das Schattenintegrations-Potenzial, das im Gleichnis vom so genannten „verlorenen Sohn“ (Lukas 15, 11-32) enthalten ist, aufgenommen und weiter entfaltet. In diesem Gleichnis ist der Vater die Integrationsfigur des Selbst, der mit seinen beiden ungleichen „Söhnen“ gleichermaßen positiv umzugehen versteht: Der Vater ist beiden zugetan, dem schattenhaften jüngeren wie dem angepassten älteren. Der jüngere hat sich von der Welt der gläubigen Juden so weit entfernt, dass er sogar das heidnische Leben bei den Schweinen, dem jüdischen Tabu-Tier par excellence, mitgemacht hat; der ältere aber hat sich keine solchen „krummen Touren“ erlaubt und ist völlig angepasst geblieben. Ihr Selbst haben aber beide verfehlt, der jüngere, der seinem Schatten verfiel, wie der ältere, der im „man“ stecken blieb.

{521} Die berühmte „Heimkehr des verlorenen Sohnes“ wurde als „regressive Wiederherstellung der Persona“ verstanden, im Sinne von: „Endlich hat der jüngere Sohn eingesehen, dass man sich anpassen muss.“ Wenn man die Geschichte in dieser Weise deutet, wird aber nicht verständlich, warum der ältere bei der Heimkehr des jüngeren schmolzt. Er hätte dann ja allen Grund zu frohlocken und über den jüngeren zu triumphieren: „Jetzt hast du Taugenichts endlich eingesehen, dass mein Lebensstil der rechte ist! Hab’s ja immer gesagt, die Flausen würden dir schon noch vergehen!“

{522} Das Schmollen des älteren Sohnes wird besser verständlich, wenn wir erkennen, dass ihm der jüngere nach seiner Rückkehr in der Persönlichkeitsentwicklung etwas voraus hat: Der jüngere ist inzwischen erwachsen geworden und hat einen Schatten bekommen, während der ältere immer noch ein braves Söhnchen, aber kein reifer, selbstständiger Mann ist. Der jüngere ist, im Gegensatz zum älteren, menschlich gereift. Er hat den älteren überholt. Er hat ihm nun menschliche Reife und Eigenständigkeit voraus. Dass so etwas neidisch macht und schmerzt, ist verständlich. Der ältere beneidet den jüngeren nicht so sehr um seine schattenhaften Abenteuer und Erlebnisse, sondern vielmehr um das dabei (schmerzlich) Erfahrene, das ihn menschlich weitergebracht hat. Er kommt sich neben dem jüngeren plötzlich selber als der jüngere vor, der vom Leben noch nichts Wesentliches erfahren hat. In der biblischen Geschichte wird nirgends gesagt, der jüngere habe sich fortan hübsch angepasst benommen. Es wird in keiner Weise bewertet. Daraus schließe ich, dass die Geschichte nicht im Sinne einer „regressiven Wiederherstellung der Persona“ gedeutet werden sollte.

{523} Dies legt auch das Verhalten des historischen Jesus selber nahe, der diese Geschichte erfunden hat, um bei den angepassten Menschen mehr Toleranz gegenüber den „jüngeren Söhnen“ zu wecken. Dass die Rückkehr des Jüngeren ins Vaterhaus in der Richtung einer Schattenintegration verstanden werden sollte, zeigt das Leben Jesu meines Erachtens eindeutig; denn Jesus selber lebte „in schlechter Gesellschaft“: Er war zwar nicht gerade Schweinehirt am Tempel einer heidnischen Fruchtbarkeitsgöttin geworden; aber er lebte immerhin mit kollektiv verachteten Zöllnern, mit Dirnen und anderen „unreinen“ Rand- und Schattenfiguren (also „jüngeren Söhnen“) zusammen; andererseits gehörten aber auch untadelige Pharisäer (sprich: „ältere Söhne“) und wohlhabende Frauen aus der oberen Beamten-schicht zu seinem Kreis von Schülerinnen und Schülern. Mit anderen Worten: Der historische Jesus selber wird sichtbar in der Integrationsfigur des Vaters mit seinen beiden ungleichen Söhnen. Es hat unter Jesu Anhängern offensichtlich Spannungen gegeben, welche nun die „besseren“ seien. Mit dem Gleichnis vom Vater mit seinen zwei ungleichen Söhnen, die der Vater zusammenbringen möchte, versuchte Jesus, auf diese Spannungen zu reagieren.

{524} Die Kirche Jesu Christi war aber mangels Bewusstheit nicht in der Lage, im Geiste ihres Herrn und Meisters zu handeln. So wartet dieser einsame Vorläufer einer bewussten Schattenintegration immer noch auf Menschen, die ihn wirklich verstehen.

{525} Wie ist denn die Kirche mit dem Schattenproblem umgegangen? Es war ihr nicht möglich, das Problem derer, die in ihren Schatten hineinfielen und diesen dann als das rettende Licht priesen, anders als durch Bekehrungsversuche und bei deren Misslingen durch Verketterung und Verteufelung anzugehen. Immer hat die Kirche zuerst versucht, die „verlorenen Schafe“ nett und großzügig zu einer re-

gressiven Wiederherstellung der Persona anzuhalten. Wenn dies aber nichts fruchtete, wurde sie immer gestrenger, und zuletzt kamen Drohungen, Verfolgungen und die Scheiterhaufen.

{526} Am Rande der kirchlichen Orthodoxie gab es aber immer religiöse Gemeinschaften, welche den Absturz in den christlichen Schatten als Höhenflug ins Licht feierten, sich also mit dem Schatten identifizierten. Diese Menschen waren durch keine obrigkeitlichen Maßnahmen von ihrem „Irrglauben“ abzubringen. Dass diese Menschen standhaft blieben, hätte die Christenheit eigentlich auf die Idee bringen müssen, vielleicht sei doch etwas dran an ihrer angeblichen Ketzerei. Ja, diese „Häretiker“ und „Ketzer“ hätten die Kirche eigentlich an ihren verdrängten Schatten gemahnen sollen. Wenn die Kirche das Bildwort Jesu vom Balken im eigenen Auge ernst genommen hätte, hätte sie darauf kommen müssen, dass auch die „andern“ ein Stück Wahrheit besitzen und dass auch die Kirche selbst keineswegs unfehlbar sei. Aber so etwas durfte man natürlich gar nicht denken, weil man ja der allein selig machenden Kirche angehörte, deren Dogmen unfehlbar waren. Die eigene Persona war somit unantastbar. Der Fehler musste bei den andern liegen; denn man stand ja in der Apostolischen Sukzession.

{527} In der Zeit vor der Entdeckung des Schattens durch die Tiefenpsychologie konnte man noch nicht kompetent mit dem Schatten, den alle Menschen und alle menschlichen Institutionen haben, umgehen. Es gab damals für Andersgläubige nur die Alternative: entweder die regressive Wiederherstellung der Persona oder dann die Verketzerung und Verteufelung mit entsprechenden obrigkeitlichen Sanktionen. Ein Extrem rief das andere. Es stand nur das Denkschema des Entweder-oder zur Verfügung. Heute braucht es aber ein anderes Paradigma.

{528} Durch die Entdeckung des Schattens und die Möglichkeit seiner verantwortlichen Integration ist die Menschheit an einem neuen Punkt der Entwicklung des ethischen Bewusstseins angekommen. Es gibt heute immer mehr Menschen, die bei bedeutenderen schattenhaften Ausrutschern in sich gehen und sich ernsthaft psychologisch fragen: „Warum musste mir das passieren? Warum konnte ich von meinem Schatten überwältigt werden? Was war mir nicht bewusst? Was kann ich dagegen tun, dass mir das nicht nochmals geschieht?“ Solche Menschen suchen den Weg der Bewusstwerdung. Sie wollen aus ihren Fehlern etwas Neues lernen und begeben sich auf den anspruchsvollen Weg der Integration ihres Schattens, bei der Persona und Schatten zueinander finden. Sie versuchen aus dem festgefahrenen Entweder-oder herauszukommen und die Gratwanderung des Sowohl-als-auch zu riskieren.

Kein Verständnis für den Schatten - die Kirche und der Tanz

{529} Als Relikte matriarchaler Religiosität am Rande der christlichen Kirche in der Antike sind uns vereinzelt Angaben über dionysische Tänze überliefert, die sich in der Kirche breit zu machen versuchten. Die Kirchenväter und Bischöfe Basilius der Große (329-379) und Augustinus (354-430) berichten von einem weit verbreiteten Brauch solcher Tänze an heiligen Orten der Kirche:

{530} „Schamlose Weiber der christlichen Gemeinden haben am Tage der Auferstehung . . . die Schleier der Sittsamkeit von ihrem Haupte entfernt, Gott und seine Engel verachtet und sich jedem männlichen Blick schamlos ausgesetzt, mit wehenden Haaren, ihre Kleider schwingend, scherzend mit ihren Füßen, mit lüsterndem Blick und ausgelassenem Gelächter - so haben sie sich rasend wie Mänaden in den Tanz gestürzt und haben mit ihrem Tanz bei den Gräbern der Märtyrer den geheiligten Ort zur Bühne ihres schamlosen Auftretens gemacht.“ (Basilius der Große, Homilia XIV in Ebriosos, 1)

{531} „Vor etlichen Jahren war die Seuche des Tanzes auch zum Grab des Märtyrers Cyprian, eines so heiligen Mannes, vorgedrungen. Die ganze Nacht hindurch wurde hier Frevelhaftes gesungen, und dazu wurde getanzt. Diese Sitte dauerte so lange an, bis man begann, an diesem Grab nachts die Vigilien zu feiern; dann erst hörte diese Pest auf - aber nur langsam.“ (Augustinus, Sermo CCCXI, 5)

{532} Nicht nur in der Antike, sondern auch im Mittelalter hatte der christlichen Kirche wiederholt eine scheinbar grundlos und spontan auftretende „Tanzwut“ zu schaffen gemacht. Diese konnte innerhalb der Kirche erst seit der Renaissance endgültig ausgerottet werden, als sich das Tanzen „verweltlichte“ und aus der Religion emanzipierte. Erst damals wurde die christliche Religion das Tanzen scheinbar endgültig los.

{533} Seit kurzem beginnt der Tanz aber wieder in die Kirchen vorzudringen, zwar nur zögernd und vorerst noch domestiziert als „sacred dance“, aber scheinbar doch unaufhaltsam. Was bei der Einführung dieser „gezähmten“ Tänze für Widerstände zu überwinden waren, mag das folgende Beispiel erhellen: Noch 1971, als ich zusammen mit einer Konfirmandenklasse ein verhalten getanztes „Unser Vater“ in einem Gottesdienst aufführte, äußerte sich ein entrüstetes älteres Gemeindeglied: „Wenn diese verdammte Negermusik und Tanzerei in unserem Gotteshaus noch einmal stattfindet, komme ich nicht mehr in die Kirche!“ Aus dieser spontanen Reaktion sprechen Jahrhunderte einer leib- und tanzfeindlichen religiösen Tradition. Christus hat nach dieser Tradition mit Dionysos offensichtlich nichts gemeinsam. Stillzusitzen in der Kirche scheint christlich-gesittet und sich zu bewegen scheint heidnisch-ungesittet zu sein.

{534} Andererseits aber werden die afroamerikanischen Gospels und Spirituals in der Kirche immer mehr heimisch, und diese Musik ist dem Geiste des Dionysos näher als die traditionellen christlichen Choräle. Dionysos scheint also nach bald zweitausend Jahren langsam auf dem Vormarsch in die christliche Kirche zu sein. Damit scheint sich eine Integration des Tanzes in die christliche Religiosität langsam anzubahnen. Etwas, das bis anhin ein Schattendasein fristen musste, scheint langsam mitleben zu dürfen. Vielleicht.

{535} Zurück zur Geschichte des Tanzes im Christentum: Allgemein bekannt sind Tanzepidemien größeren Ausmaßes aus dem elften, zwölften und vierzehnten Jahrhundert.

{536} „Kollektive Tanz-Ausbrüche ereigneten sich noch bis ins siebzehnte Jahrhundert. . . . Kirchliche und weltliche Behörden suchten der Tanzwut auf alle möglichen Weisen beizukommen, so durch strenge Verbote, Exorzismus, Isolierung der Befallenen, Anwendung von Schlägen und kaltem Wasser - und sogar durch Steigerung der Tänze mit dem Ziel, die Tanzenden zu erschöpfen. Allen diesen Maßnahmen war jedoch nur ein geringer Erfolg beschieden.“ (L32, S. 43)

{537} Mit den damals zur Verfügung stehenden Mitteln: zuerst den Leuten gut zuzureden und sie zur „Vernunft“ zu ermahnen, sodann mit Strafen zu drohen und diese auch gewaltsam durchzusetzen, oder aber zu versuchen, das so genannte „Böse“ durch dessen Übersteigerung ad absurdum zu führen, war der Tanzwut in all den Jahrhunderten nicht beizukommen. Die mittelalterliche Pädagogik griff nicht - auch nicht der Exorzismus. So musste man sich wohl oder übel mit dionysischen Tanz-Schatten-Ausbrüchen abfinden, in denen das in der christlichen Wohlanständigkeit eingepferchte Volk offensichtlich „Dampf abließ“.

{538} Bei der Besprechung des dionysischen Rausches sagt Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (L19, Bd. 3, S. 25):

{539} „Auch im deutschen Mittelalter wälzten sich unter der gleichen dionysischen Gewalt immer wachsende Scharen, singend und tanzend, von Ort zu Ort: In diesen Sanct-Johann- und Sanct-Veits-Tänzern erkennen wir die bacchischen Chöre der Griechen wieder, mit ihrer Vorgeschichte in Kleinasien, bis hin zu Babylon und den orgiastischen Sakäen.“

{540} Ein profunder Kenner der griechischen Religionsgeschichte, Karl Kerényi, nimmt an, dass der orgiastische Tanzkult des Gottes Dionysos ein Erbe aus der matriarchalen minoischen Kultur auf Kreta gewesen sei. Der Thiasos, der ekstatische Festzug der rasenden Mänaden, wird vom griechischen Dichter Euripides (um 480-406) in den „Bakchai“ schauernd besungen. Darin berichtet ein Hirte dem König Pentheus, wie er mit eigenen Augen den Tanz rasender Frauen mitangesehen habe:

{541} „Und die rasenden Mänaden zerrissen, was nicht floh. Das Vieh erlegten sie mit eisenloser Hand. Da sah man manche Milchkuh mit Gebrüll verenden in dem gnadenlosen Arm. Dort wurden Kälber gleicherweis‘ zerstückt, und manche Rippe, manch gespaltner Huf flog durch die Luft, verfing sich im Geäst der Tannen, träufelte den blut‘gen Tau. Die Stiere senkten zum wilden Stoß die spitzen Hörner, wurden aber bald von tausendfacher Frauenhand gestürzt, und schneller wurde noch ihr Fleisch zerteilt, als deine Braue zuckt.“

{542} Der Mythos vom gottgleichen Sänger Orpheus zeigt einen weiteren Aspekt der Tanzwut der Mänaden:

{543} Von Orpheus wird erzählt, er habe seine Geliebte, Eurydike, die er in jugendlichem Alter verlor, in der Unterwelt mit seinem wunderbaren Gesang dem Tode zu entreißen vermocht; schließlich aber habe er sie auf dem Rückweg in die Oberwelt dann doch im finsternen Tartarus unten zurücklassen müssen. Über den Verlust seiner Geliebten war Orpheus untröstlich; es wird gesagt, er habe fortan nur noch Klagelieder angestimmt und an den Frauen keinen Gefallen mehr gefunden. Seine Musik war den matriarchalen Mysterien verloren gegangen. Der Mythos erzählt, in diesem Zustand sei Orpheus dann den rasenden, gnadenlosen Mänaden begegnet:

{544} „Da kehrte Orpheus denn gramvoll auf die Oberwelt zurück in die einsamen Bergwälder Thrakiens. Drei Jahre lang lebte er so dahin, allein, die Gesellschaft der Menschen fliehend. Verhasst wurde ihm der Anblick der Frauen; denn ihn umschwebte allezeit das liebliche Bild seiner Eurydike: Ihr galten alle seine Seufzer und Lieder, ihrem Andenken allein die süßen und klagenden Töne, die er der Leier entlockte.

{545} So saß der göttliche Sänger einst auf einem grünen, schattenlosen Hügel und begann sein Lied. Alsbald bewegte sich der Wald; näher und näher rückten die mächtigen Bäume, bis sie den Sitzenden mit ihren Zweigen überschatteten, und auch die Tiere des Waldes und die munteren Vögel kamen heran und lauschten im Kreise den wundervollen Tönen.

{546} Da durchstürmten thrakische Mänaden rasend die Berge auf ihrem Thiasos, das reißende Fest des Dionysos feiernd. Sie hassten den Sänger, der seit dem Tode der Gattin die Frauen und ihre Lust verschmähte. Jetzt erblickten sie ihn: <Dort, seht, Orpheus, der uns verschmäht!> So rief die erste der rasenden Mänaden, und im Nu stürzten sie außer sich auf ihn ein, bewarfen ihn mit Steinen und Thyrsosstäben. Wie der Klang seiner Weisen vom Wutgeheul überschwemmt wurde, flohen die Tiere erschreckt ins Dickicht des Waldes. Da traf ein Stein die Schläfe des Unglücklichen; blutend sank er in den grünen Rasen; durch den liederreichen Mund, der Felsen und Bergwild gerührt, entfloh seine Seele.“ (L28, S. 967)

{547} Was hier Orpheus widerfuhr, erleben Trauernde, wenn sie von wilden ekstatischen Regungen heimgesucht werden, diese „ungehörigen“ Gefühle aber verdrängen. Die in den Schatten abgedrängten und dort ausgesperrten Emotionen verwandeln sich im dunklen Abseits oft in selbstzerstörerische Aggressionen, Depressionen, hartnäckige Hautausschläge und andere psychosomatische Störungen.

{548} In der dionysischen Tanzwut, der die mittelalterlichen Behörden wegen ihrer Unbewusstheit nicht beikamen, äußert sich das untere, dunkle, leibbetonte und fleischliche religiöse Mysterium aus matriarchalen Zeiten, welche das Patriarchat durch die Errichtung der oberen und lichten Mysterien des Logos vergeblich vertreiben zu können glaubte. Je stärker das Patriarchat solche matriarchalen Kulte zu unterdrücken versuchte, desto weniger konnte der Tanz in die herrschende, patriarchal geprägte Religion integriert werden.

{549} Der Zug von Mänaden wird auf einer griechischen Amphora aus vorchristlicher Zeit wiedergegeben. Darauf ist ein Ausschnitt aus einem Thiasos, dem ekstatischen Tanz- und Kultzug des Dionysos, zu sehen (Abb. 10).



Abb. 10 Silen und Mänaden. Griechische Vase um 500 v. Chr.

{550} Mänaden, Bakchantinnen, rasende Verehrerinnen des Gottes Dionysos (oder Bakchos), tanzen verzückt um dessen Begleiter herum („Mänaden“ kommt von griechisch „mainesthai“ = „rasen“). „Silen“ („Stumpfnasiger“) heißt ihr mythischer Begleiter. Ein Silen versetzt die Mänaden durch seine Musik in Ekstase, sodass sie „die Vernunft verlieren“, in Verzückung ihre Glieder verrenken und mit verdrehten Augen zum Himmel blicken. Der Silen trägt ein Tierfell; sein Phallos ist mächtig erigiert. Sein Bart und Schweif erinnern an seine Tiernatur, ebenso der Umstand, dass er nicht spricht, sondern nur Musik macht (die Vernunft ist ausgeschaltet). Die Schlange erinnert an matriarchale Kulte. Ob die Pflanzen, welche die rasenden Mänaden in ihren Händen halten, Drogenwirkung besaßen, ist mir nicht bekannt.

{551} Auch das wäre eine Gretchenfrage an die Kirche: „Wie hältst du’s mit dem Tanz?“ Indem die christliche Religion den Tanz aus ihrem Kult verdrängte, verlor sie an Vitalität. Was einst im Tanz der Frauen an heiligen Gräbern am Ostermorgen in Wirklichkeit „auferstehen“ wollte, nämlich ein Stück Natur, wurde von der offiziellen, patriarchal geprägten Kirche rigoros verdrängt. Der amtlich durchgesetzte, anfänglich freilich noch erfolglose Ersatz des Tanzes durch Vigilien (nächtliche Stundengebete) macht deutlich, dass man damals nicht im Stande war, das Problem differenziert anzugehen: Man war in einem patriarchalen, rationalen Entweder-oder festgefahren. Eine Integration dieser dionysischen Kräfte war offensichtlich innerhalb des christlichen Äons bisher nicht möglich.

{552} Es soll allerdings nicht geleugnet werden, dass die Integration des Tanzes mit seinen matriarchal und ekstatischen Wurzeln viel Fantasie, Bewusstheit, Verantwortungsgefühl und fachliche Kompetenz braucht. All das ist aber heute vorhanden.

Picasso: Einer, der bewusst den Schatten lebte

{553} Der Stierkampf ist in Spanien und Südfrankreich seit Jahrhunderten populär. Picasso ließ sich 1953 mit einem Stierkampf ehren. Zu dessen Eröffnung bat er Françoise Gilot, hoch zu Pferd in die Arena einzureiten. Françoise Gilot war bis kurz zuvor seine Lebenspartnerin gewesen; sie hatte ihn, nach zehn Jahren selbstloser Aufopferung für den Meister, mit ihren beiden Kindern aus dieser Verbindung verlassen. Sie hatte das Leben mit dem Genie nicht mehr aushalten können. Aber sie tat ihm einen letzten Gefallen beim Stierkampf. Sie hatte erkannt, dass es weder böser Wille seitens Picassos noch ihr eigenes Versagen war, was sie zum Abbruch dieser Beziehung gezwungen hatte, sondern die Wesensnatur des Genies selbst. Sie hatte die Wahl, daran zu zerbrechen oder Picasso zu verlassen. Sie wählte den Weg ins Leben und ging weg.

{554} Picasso war in der Beziehung zu Franchise Gilot von Anfang an entwaffnend ehrlich gewesen: Er hatte sie beizeiten vor sich selber gewarnt. Er hatte sich unverblümt als einen Minotauros bezeichnet, der in einem undurchdringlichen Labyrinth hause und unaufhörlich Jungfrauen verzehre.



Abb. 11 Minotauroarchie, Radierung von P. Picasso, 1935 (© ProLitteris, 1998, 8033 Zürich)

{555} Das mythische Motiv vom Kampf des menschlichen Helden gegen den Stier- oder Tiermenschen Minotauros hat Picasso besonders in den dreißiger Jahren stark beschäftigt. Damals malte er auch „Guernica“. Bei einer ersten, oberflächlichen Betrachtung scheint die „Minotauromachie“ (Abb. 11), die ich im folgenden besprechen werde, all das zum Ausdruck zu bringen, was in jenen Tagen des Spanischen Bürgerkrieges an archaischen Aggressionen und Bestialitäten aus zeitlos dunklen Tiefen der menschlichen Seele ans Tageslicht hervorbrach und die zivilisierte Menschheit schockierte. Solches mag zwar zur Entstehung dieses Bildes von der „Minotaurosschlacht“ beigetragen haben; aber mir scheint das persönliche Motiv bedeutungsvoller zu sein. Picasso war grundsätzlich kein politischer Mensch. Die „Minotauromachie“ zeigt meines Erachtens Picassos Frauenverschleiß. Darüber hinaus aber wird für mich in diesem Bild etwas

Allgemeingültiges sichtbar, eine grundlegende Veränderung des Lebensgefühls in unserem Jahrhundert: das Ende der Ära des patriarchalen Helden, der das irrationale Ungeheuer aus matriarchalen Urzeiten besiegt.

{556} Picasso besaß die innere Kraft und Freiheit, den Mythos vom Kampf des jugendlichen athenischen Königssohnes Theseus - also eines noch jugendlichen Ichs, das sich mit großem, jugendlichem Schwung vom Unbewussten abzusetzen sucht - gegen den uralten kretischen Halbmenschen Minotauros neu zu gestalten. Damit interpretierte er eine mehr als zweieinhalbtausend Jahre alte Tradition neu. Picasso ging bis an den Anfang des so genannten „Patriarchates“ zurück, als das menschliche Ich sich gegen das Unbewusste abzusetzen begann und dieses zu besiegen versuchte. Er glaubte nicht mehr an den Sieg des heldenhaften Ichs gegen die Urmächte des Unbewussten. Er erlebte den Mythos von Theseus und Minotauros anders als die Tradition; die Geschichte vom Kampf des patriarchal geprägten Jünglings aus Athen gegen die irrationale Menschennatur war für ihn nicht mehr stimmig. Er spürte, dass sich der moderne Mensch diesem Mythos zusehends entfremdet. Der abendländische Mensch hatte für ihn seinen jugendlichen Glauben, ja die Illusion, die Natur bezwingen zu können, verloren. Und da er Picasso war und als Genie maßgebend mitbeteiligt an der Prägung des Lebensgefühls einer neuen Ära, besaß er auch die Freiheit, mit einer durch ihr hohes Alter geheiligten Tradition zu brechen. Sein revolutionäres Mittel dazu war die Kunst. Ein neues Zeitalter war damals im Werden und Picasso einer seiner Kündler: „Der Sieg des hellen abendländischen Kulturideals über die dunkle, irrationale Natur des Menschen ist eine Illusion, und diese Illusion gilt es nun zu begraben.“

{557} Picasso versteht sich in seiner Beziehung zu Frauen als der kretisch-matriarchale Halb Mensch Minotauros, dessen Tiernatur unausrottbar sei. Picasso identifiziert sich nicht mehr abendländisch mit dem Helden aus Athen. Er schlägt sich kühn auf die Seite des Gegners, des Minotauros - aber nicht etwa mit schlechtem Gewissen! Er hat die abendländische Tradition abgeschüttelt. Er lässt sich nicht vom Helden aus Athen besiegen. Er steigt aus der abendländischen Tradition aus und hat die Kühnheit zu sagen: „Ich bin das archaische Ungetüm Minotauros, ein irrationaler Halb Mensch; das ist der wahre Mensch, und ich zeige dem abendländischen Helden, wer der Chef ist im Labyrinth des Lebens.“ Er verleiht seinem Bild deshalb nicht den traditionellen Titel: „Der siegreiche Kampf des Kulturhelden gegen das matriarchale Ungetüm Minotauros“, sondern die zweideutige Überschrift: „Minotauromachie“, was beides heißen kann: „Die Schlacht gegen Minotauros“, aber auch: „Der Kampf des Minotauros“ - und beide Mal ist nicht ausgemacht, wer verliert und wer gewinnt. Damit kündigt Picasso, ähnlich

wie kurz vor ihm Friedrich Nietzsche, ein irrationales Zeitalter an. Er hat, wie Nietzsche, die Position des Gegners eingenommen und ist in den abendländischen Schatten hineingefallen.

{558} Das Bild ist meines Erachtens keine Open-End-Story, wie oft behauptet wird. Ich sehe darin eine Darstellung des Sieges des Minotauros über Theseus. Theseus scheint sich auf dem Bild aus dem Staube zu machen und „zieht ab durch die Mitte“. Der jugendliche Held aus Athen, der Wiege der abendländischen Demokratie und Bildung, der auszog, wie der Heilige Gregor den Drachen zu töten, zieht nun unverrichteter Dinge wieder ab. Peinlich! Die Kultur aus Athen liegt im Eimer. Picasso stellt die Figur des Helden und damit den „Sieg“ (in Wahrheit einen Pyrrhus-Sieg!) des Patriarchalen, des Lichtes und der Ordnung über das Irrationale, Unergründliche und grausam Unheimliche am Leben in Frage.

{559} Picasso hat dieses Bild in den dreißiger Jahren gemalt; der weitere Verlauf des 20. Jahrhunderts hat seine „Minotauromachie“ bestätigt. Wo ist der Sieg der „hellen Köpfe“? Die Vorherrschaft des rationalen Prinzips, die Kopflastigkeit unserer abendländischen Kultur und die daraus hervorgegangene Technik mit ihren tausend Siegen sowie das nach wie vor ungelöste Schattenproblem unserer Kultur haben die Menschheit inzwischen an den Rand des Ruins gebracht. Bereits können wir die Sonne nicht mehr genießen; der Sonnenheld beziehungsweise Technokrat hat die Atmosphäre so weit verändert, dass Sonnenstrahlen in einer bisher „normalen“ Dosis bereits schädlich sind. Das Monster behält die Oberhand. Die instinktive Spürnase Picassos hat die Entwicklung richtig gewittert: Der Held hat ausgedient. Er tritt „ab durch die Mitte“. Minotauros gewinnt die Schlacht. Die Ära des Helden geht zu Ende.

{560} Wir treten jetzt näher auf den griechischen Mythos ein:

{561} Der menschenfressende Minotauros war der Sohn des Königs Minos von Kreta, halb Stier, halb Mensch. Auch Minos war ein mythisches Wesen, ein Halbgott: Sohn des göttlichen Zeus. Er hatte eine Tochter namens Ariadne. Es wird nun erzählt, dass die Athener damals dem kretischen König alle neun Jahre sieben Jungfrauen und sieben Jünglinge abliefern mussten, um dessen Zorn gegen sie zu besänftigen. Die sieben Jünglinge und Jungfrauen wurden jeweils im berühmt-berüchtigten Labyrinth des Königs Minos in Knossos eingeschlossen und dort von seinem ungeheuerlichen Sohn, dem grässlichen Minotauros, gefressen. Der athenische Königssohn Theseus wollte sein Land von dieser Schande befreien und begleitete deshalb, als wieder einmal neun Jahre um waren, die vierzehn athenischen Opfer nach Kreta.

{562} Weil er von der Liebesgöttin Aphrodite begleitet wurde, verliebten sich die Kreterinnen Periboia und Phereboia sogleich in ihn; sie luden den ritterlichen Theseus ein, das Lager mit ihnen zu teilen - und wurden nicht enttäuscht.

{563} Auch Ariadne verliebte sich - wiederum das Werk der Aphrodite - auf den ersten Blick in Theseus. Sie versprach dem attischen Königssohn, ihm zu helfen, ihren Halbbruder Minotauros zu töten: „Ich helfe dir, wenn ich als deine Gemahlin mit dir nach Athen zurückkehren darf.“ Dieses Angebot nahm Theseus freudig an und versprach ihr, sie zu heiraten und nach Hause mitzunehmen. Nun hatte Ariadne vom berühmten Kunstschmied Daidalos, der die Flügel für Ikaros geschmiedet hatte, einst ein magisches Knäuel erhalten, mit dessen Hilfe man im Labyrinth ein- und ausgehen konnte, ohne sich zu verirren. Mithilfe dieses magischen Knäuels fand Theseus den Minotauros in der Mitte des Labyrinths. Dort erlegte er ihn. Als Theseus dank dem Ariadnefaden wieder aus dem Labyrinth zurückgefunden hatte, befleckt mit dem Blut des Minotauros, umarmte ihn Ariadne voller Leidenschaft. Die beiden bereiteten die Flucht vor. Es gelang dem Liebespaar, auch noch die gefangenen Athener zu befreien. Knapp entkamen sie den Kretern und steuerten mit ihren Schiffen wieder Athen zu.

{564} Betrachten wir nun nochmals das Bild Picassos:

{565} Theseus zieht unverrichteter Dinge wieder ab - draußen auf dem Meer erwartet ihn schon das Schiff. Weder befreit Theseus auf Picassos Bild eingesperrte Jungfrauen und Jünglinge - Minotauros wird diese also noch verschlingen! -, noch nimmt er Ariadne mit; er hat nicht einmal ihr magisches Knäuel in den Händen. Er macht sich aus dem Staube dieses grausigen Kellers, des Labyrinths unseres Lebens, in welchem nach wie vor Minotauros haust und wütet. Theseus klettert behände eine Leiter empor, die ihn vom Keller der Urzeit zurück ins Tageslicht der schön geordneten bürgerlichen Welt hinaufführen soll. Bald wird die Persona wiederhergestellt sein, und man kann wieder so tun, wie wenn im Keller unten nichts los gewesen wäre; in guter Gesellschaft wird kein Wort über derart peinliche Angelegenheiten verloren. Von oben blicken vielleicht seine beiden anderen kretischen Geliebten, Periboia und Phereboia, verschüchtert auf die Schlacht hinunter, wo eine Jungfrau dem ungeheuerlichen Stiermenschen geopfert wird. Periboia und Phereboia suchen naiv und wohl vergeblich Trost bei ihren Tauben, den Vögeln der Liebesgöttin: „Wo kann ich lieben und mit dem Opfer meiner Liebe Leben fördern?“ Aber Theseus und Minotauros nehmen von dieser Liebe keine Notiz; Aphrodites Stunde ist vorbei. Theseus will gehen. Minotauros ist unansprechbar.

{566} Vor dem Ungeheuer steht in kindlicher Unschuld ein Mädchen mit einem Siegesstrauß - aber nicht für den Helden Theseus, sondern für Minotauros. Das unschuldige Mädchen versucht mit entwaffnender Naivität, dem Ungeheuer Licht zu bringen. Wird es den Stiermenschen damit erlösen? Darf man auf einen Sieg des Lichtes hoffen, das es in der Hand vor sich hält? Wird Minotauros Vernunft annehmen, die bisherigen blutigen, archaischen Mysterien vertauschen gegen die unblutigen und vernünftigen einer Kultur des Logos?

{567} Minotauros weist die Möglichkeit, zu Klarheit, Vernunft und rationaler Einsicht zu kommen, mit einer mächtigen Bewegung seines gewaltigen rechten Armes weit von sich. „Nichts ist hier zu klären und zu beleuchten - ich bleibe, der ich bin!“ Minotauros lässt sich nicht aus seinem düsteren Labyrinth vertreiben. Der stechende Blick und das lüstern halb geöffnete Maul zeigen, dass Minotauros in Zukunft noch viele Jungfrauen und Jünglinge verzehren wird. Das einst vom Menschen berittene Pferd, jetzt herrenlos, scheint sich gegen Minotauros noch aufbäumen zu wollen - auch das vergebliche Mühen. Die Anstrengungen der Zivilisation, dem Minotauros im Menschen beizukommen, waren umsonst. Man gibt ratlos auf.

{568} Oft wird Picasso wegen seines Frauen Verschleißes moralisch verurteilt. Kann ein Genie mit bürgerlichen Maßstäben gemessen werden? Die „Minotauromachie“ zeigt, dass Picasso sein Problem zwar sah, dass er aber keineswegs daran dachte, seinen „Minotauroskomplex“ aufzulösen. Er wollte Minotauros bleiben. Der Sieg des Theseus über Minotauros ist für ihn eine Illusion, ein Wunschgebilde aus der Milch der frommen Denkungsart angepasster Bürger, welche nicht den Mut haben, dem irrationalen Ungeheuer des Lebens in sich furchtlos ins Auge zu blicken. Picasso war einer der Seismografen, die das Vorbeben der Erderschütterung anzeigten, die das Abendland an der Schwelle zum dritten Jahrtausend erfasst hat. Er lebte den Schatten bewusst. Indem er die Verantwortung dafür ganz auf sich nahm und Franchise Gilot ohne Repressionen ziehen ließ, kann man sagen, dass er den Schatten - zumindest ein Stück weit - in sein Leben integriert hatte. Es ist aber unmöglich, aus dem Leben eines Genies wie Picasso kollektiv gültige Verhaltensnormen ableiten zu wollen.

„Manchmal tue ich auch Gutes . . .“ Der Teufel in einem Traum

{569} In der Nacht nach einem ausführlichen Gespräch zwischen meiner Frau und mir über einen Titel zu diesem Buch träumte meine Frau:

{570} Ich befinde mich zusammen mit meinem Mann in einem Patientenzimmer einer psychiatrischen Klinik. Wir sind dort eingesperrt. Die Türe kann nur von außen geöffnet werden. Die Fenster sind vierfach verglast und stark vergittert. Es ist aber sonst ein schönes Zweibettzimmer mit Bad, im Parterre gelegen.

{571} Nun öffnet sich die Türe, und ein Psychiater im weißen Arztmantel tritt ein, um - wie er sagt - uns zu untersuchen. Der Arzt wirkt offen und sympathisch auf mich; er strahlt etwas Gesundes, Unbeschwertes und Fröhliches aus. Ich frage ihn, warum denn mein Mann und ich hier eingeliefert worden seien. Er antwortet: „Das geschah durch Leute aus der Kirche. Diese sagten, die Theologie Ihres Mannes sei zu liberal und seine tiefenpsychologische Deutung des Glaubens sus-

pekt. Und Ihnen wird vorgeworfen, Sie hätten das Herz eines Löwen und eine allzu intensive Beziehung zu den Menschenaffen; alles zusammen gehe über das in Ihrer Kirche Tolerierbare hinaus.“

{572} Ich entgegne dem Arzt empört, das seien doch keine stichhaltigen Gründe, um jemanden in eine psychiatrische Klinik zu stecken; dieses Vorgehen sei klar gesetzwidrig. Der Psychiater widerspricht nicht, sagt jedoch, wir müssten uns noch fünf Tage lang gedulden; so lange werde es dauern, bis unsere Sache administrativ erledigt sei. Er habe sich jetzt persönlich überzeugen können, dass eine psychiatrische Untersuchung nicht nötig sei. Er verspricht uns, alles für uns zu tun, was unseren Aufenthalt in seiner Klinik so angenehm wie möglich gestalten könne. Ich bin erleichtert. Er verlässt unser Zimmer und schließt die Türe wieder hinter sich zu.

{573} Ich sitze nun auf meinem Bett und blicke zum Fenster hinaus. Plötzlich taucht dort die Gestalt eines Mannes auf. Ich erhebe mich und trete zum Fenster. Wie ich genauer hinblicke, erschrecke ich für einen Augenblick und verspüre einen feinen Stich in der Herzgegend. „Das ist ja der Teufel!“ Er ist sehr elegant gekleidet und trägt einen schwarzen Hut. Er realisiert sogleich meine momentane Verunsicherung, lächelt wissend und lüftet zum Gruß höflich seinen Hut, mit einem Anflug von Humor. Durch die vierfach verglaste Scheibe sage ich zu ihm: „Was tun denn Sie hier?“ Er: „Wir sind meines Wissens auf Du und Du. Ich werde euch beide hier herausholen.“ Ich: „Wie denn?“ Er: „Das wirst du gleich sehen.“ Er wirft sich sportlich in Positur, fasst das Gitter an und schiebt es so leicht auseinander, wie wenn es aus Karton wäre; ebenso wundersam öffnet er das Fenster, völlig lautlos und ohne etwas zu beschädigen. Mit einem eleganten Turnersprung betritt er unser Zimmer.

{574} Während der ganzen Zeit sitzt mein Mann auf seinem Bett und sieht dem Geschehen gelassen zu. Jetzt, wo der Teufel zu uns hereinkommt, freut er sich offensichtlich; er strahlt über sein ganzes Gesicht.

{575} Ich frage den Teufel: „Woher weißt du denn, dass wir hier sind?“ Er: „Ich weiß alles.“ Ich spüre, dass das wahr ist. Er flößt mir Respekt ein. Der Teufel nimmt mich sodann kurzerhand auf seine starken Arme und setzt mit einem eleganten Sprung zum Fenster hinaus. Ich spüre ein Gefühl des Aufgehobenseins und der Sicherheit bei ihm. Er stinkt auch nicht nach Schwefel, sondern duftet sehr angenehm. Auf dieselbe sportliche Art wie der Teufel verlässt auch mein Mann das Zimmer. <<

{576} Draußen, in einer farbenprächtigen Frühlingswiese, stellt mich der Teufel auf meine Füße. Ich sehe jetzt, dass er elegante schwarze Lackschuhe trägt. Er sagt: „So, jetzt habt ihr eure Freiheit wieder. Hin und wieder vollbringe ich nämlich auch Gutes. Vergesst nicht, bisweilen auch an mich zu denken.“ Er lüftet wiederum schalkhaft seinen Hut, lächelt freundlich und verschwindet.

{577} Ich stehe mit meinem Mann inmitten einer wunderschönen Blütenpracht. Ich genieße die Veränderung der Atmosphäre und atme tief die frische Luft der Freiheit ein. Mein Mann reicht mir die Hand; fröhlich und beschwingt schreiten wir zusammen über die Blumenwiese in den Frühling hinein.

{578} Ein zivilisierter Teufel befreit ein Ehepaar, mit dessen Frau er seit längerem auf Du und Du ist, und sagt zum Schluss: „Hin und wieder vollbringe ich nämlich auch Gutes.“ Dieser Traum führte zum vorliegenden Buchtitel: „Das Gute am Teufel“. Die Geschichte scheint keinen „Pferdefuß“ zu haben. Der Teufel trägt ja elegante Lackschuhe, stinkt nicht nach Schwefel, und alle Ereignisse in der äußeren Realität sind seither für uns im Sinne des Traumes verlaufen. Der Teufel hat also nicht nur im Traum, sondern auch sonst im Leben Gutes vollbracht. Überdies weiß der Teufel alles. Er flößt Respekt ein. Man tut gut daran, ihn ernst zu nehmen und - wie er selber sagt - „hin und wieder an ihn zu denken“. Seine Befreiungstat war echt und von Dauer.

{579} Es ist natürlich gewagt, als Ehemann einen Traum seiner Frau zu deuten. Aber wir haben den Traum ausführlich miteinander besprochen, und meine Frau ist mit der hier abgedruckten Deutung in allen Teilen einverstanden.

{580} Als Tiefenpsychologe deute ich die Figur des Teufels nicht archaisch-konkretistisch als eine unabhängig vom Menschen im Jenseits existierende Macht, die im Traum ins Innere meiner Frau gelangt ist, sondern wie alle Traumbilder symbolisch. Im Bild des Teufels werden Kräfte sichtbar, welche in einem inneren „Jenseits“, im unbewussten Teil der Psyche meiner Frau, wirken. Der Teufel ist eine Personifikation seelischer Kräfte; er erscheint hier als Veranschaulichung eines seelischen Kräftekomplexes. Er stellt sich vor und knüpft eine Beziehung zum Ich meiner Frau. Er wird ihr bewusst. Es wird ihr damit bewusst, was in ihrem Inneren konstellierte ist.

{581} Dieser Teufel ist freilich ein anderer als der übliche traditionelle Teufel. Er ist in diesem Traum kein archaisches Mischwesen, kein Tier-Mensch; er hat Fortschritte gemacht und ist zivilisiert geworden. Er erscheint wie ein richtiger Mensch und hat unsere Umgangsformen des 20. Jahrhunderts angenommen. Er hat perfekte Manieren, ist tadellos angepasst an unsere zivilisierte Welt und versteht sich wie „ein Mann von Welt“ zu benehmen. Aber gleichzeitig ist er mehr als nur ein Mensch: Er kann zaubern, ist übermenschlich stark und weiß mehr als gewöhnliche Sterbliche. Ungewöhnlich ist an diesem Teufel auch, dass er kei-

nen Pakt schließt mit der menschlichen Seele, der mit Blut unterschrieben werden muss. Meine Frau und der Teufel sind offensichtlich seit längerer Zeit auf Du und Du. Durch diesen vertrauten Umgang hat sich der Teufel vermutlich aus einem noch halb tierischen Wesen in einen Gentleman des 20. Jahrhunderts entwickeln können. Die stete Verbindung mit dem Ich hat ihn zivilisiert. Trotz seiner Zivilisierung hat er übermenschliche Kräfte bewahrt. Er ist eine zwar mythische Gestalt aus dem inneren Jenseits, unserem Unbewussten, aber sozusagen eine zeitgemäße, an die Gegenwart adaptierte mythische Figur, ein Teufel „a jour“.

{582} Ein Traum lässt sich erklären als eine Botschaft des Unbewussten, die vom Ich über die innere Wahrnehmung empfangen wird. Der Impuls geht vom Unbewussten aus, vom Daten verarbeitenden Zentrum der Gesamtpersönlichkeit, welche C. G. Jung das Selbst genannt hat. Das uns unbewusste Selbst ist der Komponist und Sender des Traumes. Das Unbewusste ist geistbegabt und kreativ; es kann Bildergeschichten erfinden, die es dem Ich auf einem inneren Kanal mitzuteilen vermag, der vom Selbst zum Ich führt; man nennt ihn im Fachjargon der Jungschen Psychologie, im Anschluss an Erich Neumann, die „Ich-Selbst-Achse“.

{583} Was bedeutet nun die Information des Selbst an das bewusste Ich im Falle dieses Traumes? Auf der Gefühlsebene brachte der Traum Erleichterung und Bestätigung; meine Frau empfand auch Genugtuung darüber, dass es dem Gegner nicht gelungen sei, sie und mich kalt zu stellen. Der Traum greift - wie leicht zu erraten ist - Geschehnisse aus dem äußeren Leben auf: „Leute aus der Kirche“ versuchten in der Tat, meine Frau und mich in ein steriles Abseits (im Bild: in eine psychiatrische Klinik) zu verbannen, wo wir vermutlich hätten „kuriert“ werden sollen (anstatt einer psychiatrischen Klinik wäre in einem Traum vor fünfzig Jahren vielleicht eine „Besserungsanstalt“ erschienen). Der Traum nimmt Stellung zu tatsächlichen Sanktionen gegen uns seitens der „Leute aus der Kirche“. Er erklärt sie für wirkungslos, weil der zivilisierte Teufel uns mit seinen übermenschlichen Kräften und Zauberkünsten aus der Patsche hilft. Gegen diesen Teufel, sagt der Traum, kämen die „Leute aus der Kirche“ nicht an. Die Befreiung schien für den Teufel ein Pappenstiel gewesen zu sein; er hat nur den kleinen Finger dafür gebraucht.

{584} Vier Dinge werden des näheren von den „Leuten aus der Kirche“ an uns beiden als „nicht mehr tolerierbar“ betrachtet, zwei an meiner Frau und zwei an mir: 1. Das Löwenherz meiner Frau (für Richard I. von England [König von 1189-1199] bedeutete der Titel „Löwenherz“ allerdings eine große Ehre!), sowie 2. ihr großes Interesse für das Leben der Primaten (anstatt für den traditionell kirchlichen Lebensstil). Ein Löwenherz und reges Interesse für Menschenaffen - beziehungsweise das, was der symbolische Gehalt dieser Bilder ist - sprengen offenbar den Rahmen des in der reformierten Kirche Tolerierbaren. Und an mir missfällt

der geistlichen Obrigkeit nach diesem Traum die konsequent tiefenpsychologische Deutung des christlichen Glaubens sowie die allzu liberale Ausrichtung meiner Theologie. In diesen vier Punkten fallen meine Frau und ich tatsächlich aus dem kirchlichen Rahmen. Das scheint auch der wahre Grund für Sanktionen der „Leute aus der Kirche“ gegen uns gewesen zu sein - über den aber in der Kirche, wo alle miteinander immer nur freundlich sind, natürlich nicht offen diskutiert und gestritten wird. Der Traum spiegelt ein äußeres Ereignis und nimmt Stellung dazu aus der Sicht der Psyche. Er macht die Tat der kirchlichen Inquisition kurzerhand zunichte und entlässt uns auf die blühende Frühlingswiese vor der psychiatrischen Klinik. „Du bist frei“, sagt der Traum meiner Frau. Sie muss sich also nicht zu einem den „Leuten aus der Kirche“ wohlgefälligeren Glauben „bekehren“. Sie kann die bleiben, die sie ist - freilich bloß in den Augen ihres Unbewussten, nicht aber in denen der „Leute aus der Kirche“.

{585} Es gibt in diesem Traum zwei nicht zu vereinbarende Positionen, diejenige der „Leute aus der Kirche“ und diejenige der unbewussten Psyche meiner Frau. Wichtiger nun als die Frage, wer wohl im Recht und wer im Unrecht sei, scheint mir die Feststellung der Tatsache zu sein, dass der Standpunkt der „Leute aus der Kirche“ nicht übereinstimmt mit dem Standpunkt der unbewussten Seele. Das Unbewusste meiner Frau und die kirchliche Hierarchie driften in ihren Ansichten über Spiritualität auseinander. Diese Kluft ist meines Erachtens gravierend, weil hier die offizielle Kirche nicht der Anwalt, sondern der Gegner der Seele ist. Die amtliche Kirche will „Frau Löwenherz“, die sich allzu sehr für das rein Kreatürliche (das Leben der Primaten) interessiert, in eine „Besserungsanstalt“ stecken; das Unbewusste aber befreit sie daraus. Der Weg der Kirche und der Weg der Seele scheiden sich in diesem Traum. Ein Kompromiss scheint nicht möglich zu sein. Echte Religiosität wurzelt aber in der Seele: „Was hülffs den Menschen (beziehungsweise der Kirche!), so er die gantze Welt gewünne, und neme doch schaden an seiner Seele.“ (Matthäus 16, 26; Übersetzung von Martin Luther, Wittenberg 1545.) Wie soll eine Kirche, die nicht mehr den Standpunkt der Seele berücksichtigt, Seel-Sorge ausüben können? Die unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Standpunkten muss zu denken geben.

{586} Im Urteil des Seelenfachmanns, des Psychiaters der Klinik, sind meine Frau und ich normal. Darum sollen wir so rasch wie möglich, sobald die Sache administrativ erledigt sei, wieder ins freie Leben entlassen werden; der Psychiater will uns inzwischen den Klinikaufenthalt so angenehm wie möglich machen. Es wird uns also keine „Gehirnwäsche“ verpasst. Schön für die Träumerin, dieses Urteil aus ihrem eigenen Unbewussten hören zu dürfen! Sie konnte dadurch die Schwierigkeiten mit der Obrigkeit relativieren und sich sagen, wer den spirituellen Weg der Selbstfindung gehe, müsse halt mit allerlei Unannehmlichkeiten rechnen - aus welcher Ecke auch immer.

{587} Damit kommen wir in die Nähe des so genannten „Status confessio- nis“, wo es gilt, Farbe zu bekennen. C. G. Jung bezeichnet solche und ähn- liche Schwierigkeiten auf dem Weg der Individuation als unausweichlich. Er nennt sie „Pflichtenkollisionen“. Zwei Pflichten prallen aufeinander: einerseits die Pflicht, sich nach außen hin ins Kollektiv einzufügen, und andererseits die Pflicht, der Stimme der bewussten Selbstwerdung sein Ohr zu leihen. Wenn nun ein Kollektiv der Ansicht ist, es vertrete den göttlichen Willen, dann streitet der Gott des Kollektivs wider den Gott im Innern des Menschen. Das äußere „Man“ kämpft wider das eigene Selbst. Das Ich, welches zwischen beiden Instanzen drin steht, muss entscheiden, welcher Gott der wahre Gott sei, welche Seite sein wirk- liches Vertrauen verdiene. Der Individuationsweg ist eine Gratwanderung, auf der stets ein Absturz nach zwei Seiten hin droht: Wer sich einseitig nur nach innen ausrichtet, bekommt Schwierigkeiten mit seiner Umgebung; wer sich aber bloß an diese anpasst, erhält Probleme mit seinem Inneren, das sich mit Gefühlen der Unsicherheit, Leere und allerlei psychischen und psychosomatischen Störungen zu rächen beginnt. Keiner der beiden Abstürze ist ratsam. Die Gratwanderung kann darum nie ein stures Entweder-oder sein, sondern muss immer beides be- rücksichtigen: die Forderungen der Umwelt wie auch die Forderungen unseres inneren Entwicklungsprogrammes (das, wie schon gesagt, in seinen Grundzügen in unserem Erbgut gespeichert ist und sich im Verlaufe des Lebens verwirklichen möchte).

{588} Es geht auf dem modernen spirituellen Weg um die integrative Grundhaltung des Sowohl-als-auch. Die Gratwanderung ist ein Höhenweg und bietet Lebensqualität. Diese aber war noch nie umsonst zu haben. Das Gefühl von innerer Freiheit und Übereinstimmung mit dem Lebensplan des Selbst ist etwas vom Köstlichsten, das es gibt; aber es kostet seinen Preis. Kein Mensch kann da- bei seine Weste weiß behalten, und jeder Mensch bekommt irgendwo „eine Ecke ab“.

{589} Noch ein Wort zum „Löwenherz“: Durch die Verbindung zu den Kräften aus dem Unbewussten kann unser zaghaftes und ängstliches Herz in ein Löwenherz verwandelt werden, das -wie einst Richard Löwenherz -, im Bewusstsein seiner königlichen Menschenwürde, mit einem natürlichen Stolz und ohne Aggressionshemmungen für sein Recht und seine Selbstbestimmung zu kämpfen versteht. Mit genau diesem Freiheitskampf hatte - wenn ich die Theologie der Befreiung recht verstehe -einst der befreiende Gott der Bibel zu tun! Er gab den Seinen ein Löwenherz, so etwa dem Daniel in der Löwengrube, dem Volk Israel in Ägypten und dem Apostel Petrus im Gefängnis. Im Traum mei- ner Frau befreit aber nicht mehr der biblische Gott, sondern der Teufel. Die „Leute aus der Kirche“ stehen nun dort, wo in der Bibel einst die Tyrannen standen, und der Teufel heute wirkt analog zum befreienden Gott der Bibel. . .

{590} Welche seelischen Kräfte erscheinen in diesem Traum in der Figur des Teufels? Dieser wird wie folgt dargestellt: Er weiß alles, kann mit Leichtigkeit Wunder wirken, ist sportlich, gewandt, humorvoll, ein „Mann von Welt“ mit perfekten Manieren, nicht ohne Sex-Appeal, duftet angenehm, kann einer Frau ein Gefühl des Aufgehobenseins vermitteln, stärkt das Löwenherz der seinen und befreit sie, indem er sie auf eine blühende Frühlingswiese stellt. Dieser Teufel verkörpert weitgehend Kräfte der Natur und versteht sich zudem darauf, Gitter zu entfernen, Befreiung zu verschaffen. In ihm erscheinen (ein kultivierter) Pan sowie der Löwe (der stolze König der Tiere, der kein duckmäuserisches „Zu-Kreuzekriechen“ kennt, sondern für seine Unabhängigkeit zu kämpfen versteht).

{591} Nun wird verständlich, warum der Teufel und meine Frau auf Du und Du sind: Das ungebrochene Löwenherz meiner Frau sowie ihr tatsächlich reges Interesse am „heidnisch-kreatürlichen“ Leben der Primaten (deren Genom zu 98 Prozent mit dem unsrigen übereinstimmt) sind Bestandteile des christlichen Schattens, in welchem sich meine Frau herumtummelt; das ist für gewisse Leute „des Teufels“ und darf innerhalb der „heiligen Hallen“ nicht länger geduldet werden. Kirche und Teufel schließen sich gegenseitig aus: Einen traditionellen Vertreter der Kirche stellt man sich auch anders geartet vor als den Teufel, der hier beschrieben wird. Ein solcher sollte nämlich - ich überzeichne bewusst das Cliche - nach Möglichkeit den Glauben „studiert“ haben und auf alle Fälle wortgewaltig sein, dem Schönen und Edlen zugetan, nicht unbedingt weltgewandt, aber offen für die Not dieser Welt, bescheiden, ein wenig blass, ohne Sex-Appeal, bisweilen auch nach Schweiß riechend; er ist leicht erkältet, nicht sportlich braun gebrannt im Leibe daheim, dionysischen Freuden abhold, aber stets freundlich und lächelnd (trotz dem schweren Kreuz auf den schmalen Schultern), rücksichtsvoll und konzilient, entgegenkommend und zu Kompromissen bereit - außer in Fragen der Rechtgläubigkeit, wo man ganz klar und entschieden wissen muss, wo man steht!

{592} Der heidnisch-kreatürliche, sportliche, weltgewandte, humorvolle und Freiheit schenkende Teufel mit Sex-Appeal, der einer Frau ein Gefühl des Aufgehobenseins zu vermitteln versteht, lebt ganz andere Seiten des Lebens. Er lebt in vielen Punkten das Gegenteil, den so genannten Schatten des angestrebten christlichen Ideals. Der Schatten aber ist das Minderwertige; er gilt nichts im Urteil der „Leute aus der Kirche“. Das Löwenherz und das Interesse für das heidnisch-kreatürliche Leben werden bekämpft. Wer den christlichen Schatten lebt, muss innerhalb einer christlichen Gemeinschaft damit rechnen, in eine Besserungsanstalt gesteckt zu werden, wo ihm die christlichen Werte sowie der Unwert des Schattens in einem Nachhilfeunterricht beigebracht werden sollen.

{593} In früheren Jahrhunderten wäre die löwenhaft-eigenständige sowie die affenartig-natürliche Einstellung meiner Frau ein Grund gewesen, sie zur Hexe zu stempeln. Im Bewusstsein ihrer Affinität zu Hexen lud sie zum Fest ihrer Pensionierung deshalb auch auf entsprechende Art ein (Abb. 12).

Herzliche Einladung

Hexenfest in Kappel

Samstag, 12. November 1994



Abb. 12 Einladung zur Pensionierung

{594} Die Verdrängung und Verteufelung von Selbstbehauptung und kreatürlich-„heidnischem“ Leben hat im jüdisch-christlichen Kulturbereich eine jahrtausendealte Tradition: Schon die Propheten Jahwes haben gegen Naturgottheiten der Israel umgebenden „Heidenvölker“ gewettert, und die Kirche hat den heidni-

schen Naturgott Pan verteufelt. Die kollektiven Denkbahnungen der „Leute aus der Kirche“ sind immer noch so geprägt, dass diese als „heidnisch“ verbrämten Lebenskräfte an den Rand des „frommen“ Bewusstseins gedrängt werden.

{595} Doch die heutige Zeit fordert ein grundlegendes Umdenken: Es geht um die Integration dieser primitiv gebliebenen Seelenkräfte. Austreibung, Abspaltung und Verdrängung sind kein Mittel der Daseinsbewältigung mehr. Heute ist ein qualifizierterer Umgang mit dem Schatten vonnöten, wie ihn die Entdeckungen der Tiefenpsychologie möglich gemacht haben. Die christliche Kirche sollte sich der Bewusstseinsweiterung in Richtung „Unterwelt“ und „Heidentum“ nicht mehr verschließen. Ohne Integration des Schattens der abendländisch-christlichen Kultur stagniert unsere Entwicklung.

{596} Der Traum spiegelt eine weitgehende Integration des traditionellen Schattens des Christentums. Deswegen konnten sich die traditionell schattenhaften Seelenkräfte im Leben meiner Frau auch „zivilisieren“. Sie ließ sie am alltäglichen Leben in verantwortbarer Form teilhaben, wie es die Tiefenpsychologie lehrt. Dies aber führte zu Schwierigkeiten: Die allzu freimütige Lebenshaltung missfiel kirchlichen Instanzen; diese bekamen das Gefühl, sie müssten das „ungläubige“ Ehepaar maßregeln. Der Psychiater der Klinik, der Seelensachverständige, fand zwar nichts Krankhaftes an diesen beiden „Patienten“.

{597} „Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.“ Schwierigkeiten mit vorgesetzten kirchlichen Instanzen waren in diesem Fall der Preis einer gelebten Individuation; aber der Teufel - die Kräfte Pans und Satans - hat uns dafür entschädigt und uns geholfen! Meine Frau und ich sind jedenfalls damit zufrieden, wie die Sache schließlich ausgegangen ist. Ende gut, alles gut.

Die Integration des Schattens im Märchen vom Eisenhans

Der Eisenhans

{598} Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloss, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen; aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen“, sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen; aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: „Streift durch den ganzen Wald und lasst nicht ab, bis ihr sie alle drei gefunden habt.“ Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen.

{599} Das dauerte viele Jahre; da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich, in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: „Es ist nicht geheuer darin, ich fürchte, es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus.“ Der Jäger antwortete: „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts.“

{600} Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her; kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl; er konnte nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mussten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war wie rostiges Eisen und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herabhängten. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort in das Schloss. Da war große Verwunderung über den wilden Mann; der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe, die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin musste den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

{601} Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: „Gib mir meinen Ball heraus.“ - „Nicht eher“, antwortete der Mann, „als bis du mir die Türe aufgemacht hast.“ - „Nein“, sagte der Knabe, „das tue ich nicht, das hat der König verboten“, und lief davon. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball. Der wilde Mann sagte: „Öffne meine Türe“, aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten,

da kam der Knabe nochmals und sagte: „Wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen; ich habe den Schlüssel nicht.“ Da sprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen.“ Der Knabe, der seinen Ball wieder haben wollte, schlug alle Bedenken in den Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Türe ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden; er schrie und rief ihm nach: „Ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge.“ Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin, wie das zugegangen wäre. Sie wusste nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten; aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.

{602} Als der wilde Mann wieder in dem finsternen Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm: „Vater und Mutter siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage, so sollst du’s gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt.“ Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach: „Siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall; du sollst dabeisitzen und Acht haben, dass nichts hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe, ob du mein Gebot befolgt hast.“ Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah, wie manchmal ein goldner Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin zeigte, und hatte acht, dass nichts hineinfiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig, dass er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber, dass er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das Gold wieder abzuwischen, es war alles vergeblich.

{603} Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach: „Was ist mit dem Brunnen geschehen?“ - „Nichts, nichts“, antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, dass er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte: „Du hast den Finger in das Wasser getaucht. Diesmal mag’s hingehen, aber hüte dich, dass du nicht wieder etwas hineinfallen lässt.“ Am frühesten Morgen saß er schon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh, und er fuhr damit über seinen Kopf; da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus; aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wusste schon, was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnen fallen

lassen“, sagte er, „ich will dir‘s noch einmal nachsehen; aber wenn‘s zum dritten Mal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben.“

{604} Am dritten Tage saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so wehtat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken, wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wusste er schon alles und sprach: „Binde das Tuch auf.“ Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast und ich‘s gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: Wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe: <Eisenhans>, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluss.“

{605} Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immerzu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloss und fragte, ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wussten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte, er könnte Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen; da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach: „Wenn du zur königlichen Tafel kommst, musst du deinen Hut abziehen.“ - „Ach, Herr“, antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf.“ Da ließ der König den Koch herbeirufen, schalt ihn und fragte, wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können, er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleid mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

{606} Nun musste der Junge im Garten pflanzen und begießen, hakken und graben und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, dass er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzerte und blitzte es, dass die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fie-

len und sie aufsprang, um zu sehen, was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: „Junge, bring mir einen Blumenstrauß.“ Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinaufstieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach: „Wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? Geschwind hole andere und suche die schönsten und seltensten aus.“ - „Ach nein“, antwortete der Junge, „die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen.“ Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter: „Nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht, dass du es vor mir aufbehältst.“ Er antwortete wieder: „Ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf.“ Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab; da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, dass es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen; aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern er brachte es dem Gärtner und sprach: „Ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen.“

{607} Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu, er solle ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapste sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen, und er wollte ihr Gold nicht.

{608} Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wusste nicht, ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könne. Da sagte der Gärtnerjunge: „Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen; gebt mir nur ein Pferd!“ Die andern lachten und sprachen: „Wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklassen.“ Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hinkte hunkepuus, hunkepuus.

{609} Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal: „Eisenhans“, so laut, dass es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach: „Was verlangst du?“ - „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.“ - „Das sollst du haben und noch mehr, als du verlangst.“ Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Ross herbei, das schnaubte aus den Nüstern und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der

Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mussten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder, was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen; aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab, bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurückzukehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhans heraus. „Was verlangst du?“ fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.“ Es geschah alles, was er verlangte, und er ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim.

{610} Als der König wieder in sein Schloss kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat“, sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam.“ Die Tochter wollte wissen, wer der fremde Ritter wäre, aber der König wusste es nicht und sagte: „Er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen; der lachte aber und sprach: „Eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heimgekommen, und die andern haben gespottet und gerufen: <Da kommt unser Hunkepuus wieder an. > Sie fragten auch: (Hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?) Er sprach aber: <Ich habe das Beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen. > Da ward er noch mehr ausgelacht.“

{611} Der König sprach zu seiner Tochter: „Ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen, vielleicht kommt der Unbekannte herbei.“ Als das Fest verkündigt war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?“ fragte er. „Dass ich den goldenen Apfel der Königstochter fange.“ - „Es ist so gut, wie wenn du ihn schon hättest“, sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.“ Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemandem erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein; aber sobald er ihn hatte, jagte er davon.

{612} Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward böse und sprach: „Das ist nicht erlaubt; er muss vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.“ Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davonmache, so sollte man ihm nachsetzen und, wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs, und einer kam ihm so nahe, dass

er mit der Spitze des Schwertes ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch; aber sein Pferd sprang so gewaltig, dass der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, dass er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

{613} Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten; der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wiedergekommen; er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat.“ Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, dass alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer andern Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?“ fragte der König. „Ja“, antwortete er, „und da sind die Äpfel“, holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat.“ - „Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge. Sage mir, wer ist dein Vater?“ - „Mein Vater ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und soviel ich nur verlange.“ - „Ich sehe wohl“, sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu Gefallen tun?“ - „Ja“, antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau.“

{614} Da lachte die Jungfrau und sprach: „Der macht keine Umstände! Aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, dass er kein Gärtnerjunge ist“, ging dann hin und küsste ihn. Zu der Vermählung kamen sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude; denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf, und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach: „Ich bin der Eisenhans und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.“ (Aus: Gebrüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Band 2. Mit Illustrationen von George Cruikshank. © 1984 Deutscher Taschenbuch Verlag, München).

Zur inneren Herkunft des Märchens

{615} Der Auslegung dieses Märchens im Zusammenhang mit der Integration des abendländischen Schattens möchte ich einige grundsätzliche Überlegungen über seine innere Herkunft voranstellen. Wenn meine Behauptung, dieses Märchen stelle eine gelungene Integration des abendländischen Schattens dar, richtig ist, stellt sich natürlich die Frage, woher es denn stamme. Die Darstellung

einer Schattenintegration kann nicht aus dem offiziellen geistigen Klima des Abendlandes stammen, denn dort war der Schatten ja verdrängt. Das geistige Milieu, dem dieses Märchen entstammt, kann also nicht die offizielle Kultur sein.

{616} Woher aber stammt das Märchen? Die folgende Beobachtung gibt uns den Hinweis auf sein Herkommen: Es enthält archetypische Symbole wie bedeutende Träume. Des Weiteren ist sein dreiteiliger Aufbau derselbe wie der eines archetypischen Traumes oder eines Mythos: Ausgangslage mit unvereinbaren Positionen - schöpferische Wandlung - Vereinung der Gegensätze. Seine Bildsprache ist mit derjenigen von Mythen, Träumen, Visionen und anderen kreativen Einfällen des Unbewussten ins Bewusstsein identisch. Es gab also Menschen, welche schöpferische Einfälle ihres Unbewussten zu Geschichten ausgestalteten - genau wie das bei den biblischen Geschichten einst auch der Fall gewesen war. Die biblischen Erzählungen wurden in der jüdisch-christlichen Kultur sanktioniert, wogegen man die Märchen als „Alternativ-Offenbarungen“ bezeichnen könnte, welche zwar nicht das Gewicht und die Würde der durch die Kirche sanktionierten göttlichen Offenbarungen erhielten, aber trotzdem beim Volk sehr beliebt waren. Sie gehörten zur Subkultur. Märchen waren in der offiziellen Kultur nie ganz salonfähig und fristeten ein Schattendasein. Es haftete ihnen etwas „Esoterisch-Okkultes“ an.

{617} Wenn ein Priester oder Pfarrer vor der Französischen Revolution bei uns in einem Gottesdienst ein Märchen als Offenbarung angepriesen hätte, hätte ihn das auf der Stelle seine Anstellung gekostet; er wäre mit Schimpf und Schande zum Teufel gejagt oder es wäre ihm gar der Prozess gemacht worden. Wenn er dies schriftlich festgehalten hätte, hätte der Scharfrichter seine Schrift in einem offiziellen Prozess ins Feuer geworfen. Seine Laufbahn wäre im Eimer gewesen. Zu sagen, Märchen seien Offenbarungen, war ganz einfach ungehörig. Es gab neben der Bibel nicht noch andere Offenbarungen. Punkt. Die Offenbarungen des christlichen Äons hatten im z. Jahrhundert nach Christus aufgehört. Nur die heilige katholische Kirche konnte in ihrem Zentrum in Rom offiziell den Strom der Offenbarungen, freilich verdünnt, fortsetzen; ihre Offenbarungen mussten aber genau mit dem biblischen Fundament übereinstimmen und vom Nachfolger Petri auf dem Heiligen Stuhl in Rom verkündet werden. Offenbarungen ad hoc, die womöglich das biblische Fundament nicht stützten, durfte es ganz einfach nicht geben.

{618} Dass Märchen bis heute nicht in hoher offizieller Gunst stehen, bedeutet aber nicht, dass das, was sie inhaltlich vermitteln, weniger wert sei als die offiziell approbierten Offenbarungen. Nicht umsonst erfreuen sich Märchen einer immer größeren Beliebtheit, während biblische Geschichten oft als „abgedroschen“ empfunden werden. Vielleicht stehen Märchen in einigen Jahrhunderten im Range

von Offenbarungen, weil man bis dann, auch offiziell, erkannt hat, dass sie hilfreiche Informationen zur Bewältigung des spirituellen Weges enthalten und aus derselben Quelle stammen wie die andern religiösen Überlieferungen: aus dem Selbst.

{619} Wenn Märchen ursprünglich dem Unbewussten entspringen, enthalten sie die „Sollwerte“ unserer natürlichen seelisch-geistigen Entwicklung, welche das Ich auf dem Wege der inneren Wahrnehmung empfängt. Mitteilungen aus dem Unbewussten antworten auf eine bestimmte seelische Konstellation und reden in eine konkrete geschichtliche Situation hinein. Sie sind somit „Mitteilungen von drüben nach Maß“, Offenbarungen ad hoc, in denen die Problematik der jeweiligen Situation durch eine Symbolgeschichte dargestellt und schöpferisch zu lösen versucht wird.

{620} Es geht im Märchen vom Eisenhans um einen inneren Entwicklungsprozess, dank dem aus einer arg verfahrenen Situation ein Ausweg gefunden wird. Anfänglich nicht zu vereinende Positionen finden durch dramatische Umformungen schließlich zusammen. Ein auswegloses Problem wird auf eine kreative, unvorhersehbare Weise gelöst. Märchen sprengen die rationale Kategorie des Entweder-oder und folgen - durch eine dramatische Umformung und Neuschöpfung - dem neuen Paradigma des Sowohl-als-auch. Schon aus diesem Grunde können weder Vertreter der offiziellen Kultur noch Vertreter des Schattens die Schöpfer des Märchens vom Eisenhans sein; denn beide sind in ihrem Entweder-oder gefangen.

{621} Der Kern des vorliegenden Märchens vom Eisenhans ist ein schöpferischer Einfall. Wie schon ausgeführt, sind die natürlichen Grundzüge unserer Entwicklung im genetischen Code programmiert; dort wird auch die Lebensführung des Ichs überprüft und mit dem vorgegebenen Entwicklungsprogramm verglichen. Wenn nun die Sollwerte nicht erreicht werden, wird ein Impuls zur Korrektur der Lebensführung ins Ich gesandt. Dieser Impuls enthält eine kreative Alternative zur momentanen Situation. Das Selbst sagt dem Ich in Bildern: „Sieh, so sollte es sein!“ Ein solcher Impuls war auch der Kern dieses Märchens, das von schöpferischen Menschen ausgestaltet wurde. In unserem Fall sollte damit die steril gewordene christlich-abendländische Persona durch die Integration ihres Schattens schöpferisch kompensiert und damit die Entwicklung der Bewusstwerdung der Gesamtpersönlichkeit vorangetrieben werden. In diesem Märchen ist die moderne, bewusste Selbstfindung durch die Integration des Schattens bereits Jahrhunderte voraus abgebildet worden; was die Tiefenpsychologie in unserem Jahrhundert proklamiert hat, ist also keineswegs neu - aber diese Weisheit war bis vor kurzem sozusagen inoffiziell.

{622} Die Tiefenpsychologie im Anschluss an C. G. Jung setzt in diesem Punkt eine offiziell nicht sanktionierte Tradition fort; sie stochert im Schatten der christlichen Kultur und findet dort Elemente, welche diese kompensieren. Der Vorgang der Kompensation einer einseitigen Bewusstseinshaltung durch das schöpferische Unbewusste ist aus der tiefenpsychologisch orientierten Psychotherapie als alltägliches Phänomen wohl bekannt. Insofern ist die Tiefenpsychologie der kirchlichen Orthodoxie zu Recht nicht geheuer.

{623} Ich deute im Folgenden das Märchen vom Eisenhans wie einen archetypischen Traum, in welchem sich der natürliche Reifungs- oder Individuationsweg eines Menschen abbildet. Das Märchen weist dieselbe Drei-Schritt-Grundstruktur auf:

{624} 1. Zuerst wird Bezug genommen auf das aktuelle Problem (Ausgangslage);

{625} 2. danach wird in einem dramatischen Prozess, auf eine unvorhersehbare, irrationale und kreative Weise, eine Wandlung herbeigeführt, wodurch schließlich

{626} 3. das Ziel erreicht wird.

{627} In drei Schritten wird in diesem Märchen die Wandlung von einer steril gewordenen Atmosphäre am Anfang zu einer neuen und wieder fruchtbaren Lebenshaltung am Schluss vollzogen. „Aller guten Dinge sind drei“, sagt das Sprichwort. In diesem Märchen spielt die Dreizahl, die auf einen Entwicklungsprozess in der Zeit hinweist, eine bedeutende Rolle. Sie kommt, abgesehen vom großen Rahmen, in welchem die Geschichte spielt, gleich fünf Mal vor, und zwar an allen wichtigen Stationen des Weges: Drei Mal werden vom alten König Jäger ausgesandt; drei Tage lang bleibt der goldene Ball im Käfig des Eisenhans; drei Mal sollte der Königssohn den Lebensbrunnen kristallklar halten (nach dem dritten Mal kehrt er ins alltägliche Leben zurück); drei Mal begegnen sich die Königstochter und der offiziell noch verkannte künftige König, und drei Mal fängt schließlich der Prinz, in drei verschiedenfarbigen Rüstungen, den goldenen Liebesapfel der Prinzessin (der auf eine geheimnisvolle Art wohl identisch ist mit dem goldenen Ball, den der junge Prinz im Königsschloss in seinen ersten sieben Lebensjahren besaß). Durch die häufige Verwendung der Dreizahl wird die Wichtigkeit des Entwicklungsprozesses unterstrichen.

{628} Wir treten nun auf einige Einzelheiten dieses Prozesses einer gelingenden Schattenintegration ein.

Trostlose Ausgangslage

{629} Der König hat keine fruchtbare Beziehung zum Wald in seiner unmittelbaren Umgebung mehr. Dieser gibt kein Wild, keine natürliche Nahrung mehr für ihn her. Am Königshof hat man sich der wilden Natur entfremdet; die Beziehung zum Unbewussten, das ein Stück Natur in uns ist, ist unterbrochen. Das Leben auf dem Schloss hat seine natürliche, fruchtbare Beziehung zum Wilden und Unzivilisierten verloren. Vermutlich verläuft auf dem Schloss alles so ordentlich, dass das Leben dabei erstarrt. Selbst die Sachverständigen des Königs, die sich bisher in der wilden Natur auskannten und diese „aufs Korn zu nehmen“ und zum Wohl des Königs zu nutzen verstanden, die Jäger samt ihren hochdifferenzierten Spürnasen, den Hunden, sind nicht mehr in der Lage, den König mit Wild aus dem Wald zu versehen. Auch die Fachleute sind am Ende mit ihrem Latein. Der wilde Wald verschluckt jeden Versuch, ihm Nahrung abzugewinnen, sogleich wieder. Die Beziehung zum Unbewussten ist steril geworden. Es gibt eine „magnetische“ Stelle im Wald, einen tiefen Pfuhl - Schattenkomplexe -, welcher die Beziehung zwischen dem königlichen Schloss und dem Wald - dem Unbewussten - derart stört, dass sogar die Fachleute angesichts dieses Problem es ratlos sind. Auch sie vermögen dem böartigen Komplex nicht auf die Spur zu kommen; selbst sie werden vom Pfuhl verschluckt. Sie wurden in der Atmosphäre des Königsschlusses ausgebildet und teilen darum die dort herrschende Optik. Sie sind „systemblind“ und dieser Krisensituation so wenig gewachsen wie die andern Leute auf dem Schloss. Darum erkennen sie den Pfuhl nicht und schon gar nicht den Grund des Pfuhles, des allgemein vorherrschenden Schattens.

{630} Ein tiefenpsychologisch ausgebildeter, mit der archetypischen Symbolsprache des Unbewussten vertrauter Psychotherapeut erkennt im Ausgangsbild dieses Märchens leicht das Abbild eines gefährlichen seelischen Zustandes: Das für die bewusste Haltung maßgebliche, regierende Ich ist von seinem Seelengrund abgeschnitten. Es lebt isoliert auf seiner Burg. Das Unbewusste gibt nichts mehr her; die Kreativität ist erloschen. Die Persona ist vom Schatten abgespalten und der Schatten-Pfuhl destruktiv geworden. Das Unbewusste liefert keine Nahrung, keine nährenden Einfälle mehr. Alle Versuche, die Beziehung zum Wilden mithilfe von Spezialisten wiederherzustellen, werden vom Schatten-Pfuhl sogleich verschluckt. Mit systemkonformen und konventionellen Heilmethoden ist der Krankheit nicht mehr beizukommen. Es braucht eine „Alternativlösung“, die uns das Märchen mit seinem Wandlungsprozess anbietet.

{631} Hie und da schwebt ein Habicht oder ein Adler über dem Wald ums Königsschloss. Wer späht in die Tiefe der menschlichen Not? Wird der Himmel die Not auf Erden wenden?

Schöpferischer Weg

{632} Ein fremder Jäger kommt zum Schloss. Als Fremder ist er nicht systemkonform, sondern „alternativ“. Daher bringt er eine andere Optik mit. Als Außenstehender und Nichtkonformer sieht er sogleich, wo der Pfuhl ist. Er begnügt sich aber nicht mit der oberflächlichen Erkenntnis, wo „der Hund begraben liegt“, sondern geht der Sache zielstrebig auf den Grund und schöpft die Brühe aus - zweifellos ist er in seinem Metier versiert und kennt sich aus im Umgang mit dem Schatten. Er ist alles andere als ängstlich. Wie selbstverständlich rührt er an den Kollektivschatten - wovon die meisten Menschen einen Horror haben. Wer zieht schon freiwillig den Zorn des Volkes auf sich? Die Angstfreiheit des Fremden mag für die Schlossbewohner nicht ganz geheuer sein. Aber wenn gar nichts mehr hilft und der Fremde mit seinen Forderungen nicht unverschämt ist, überlässt man die Therapie am Ende doch diesem Teufelskerl, der mit seinen unorthodoxen Methoden vielleicht doch helfen kann.

{633} Was wird nun im Schatten-Pfuhl als Grundübel bloßgelegt? „Es ist ein wilder Mann, braun am Leib wie rostiges Eisen, ihm hängen die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herab.“ Ein destruktiver Komplex. Der wilde Mann offenbart sich im Verlauf der Geschichte als der Herr des Wildes, das sich dem überzivilisierten Königshof entzogen hat. Er ist unzivilisiert, die Quintessenz des Schattens, den der offizielle Königshof wirft. Er ist braun wie die Erde, besitzt übermenschliche Kräfte, Fähigkeiten und Schätze. Er ist ein übermenschliches, jenseitiges Wesen, eine ins Unbewusste verdrängte Gestalt, ein Natur- und Vegetationsgott aus dem Bereich des abendländischen Schattens.

{634} Er ist überdies rostig und hat mit Eisen zu tun. Das Märchen nennt ihn entsprechend Eisenhans. Das Eisen ist also wichtig. Es gehört zum Kriegsgott Mars und ist demnach ein martialisches, kriegerisches Element. Wer mit Eisen umgehen kann, ist ein guter Jäger und Krieger, ein Ritter in eiserner Rüstung. Er versteht es, mit Aggressionen umzugehen, diese wohlgezielt auf die Jagdbeute oder die Gegner in der Schlacht zu richten, sodass - im Krieg - das eigene Leben geschützt oder - auf der Jagd - genährt wird. Dieses kämpferische Element ist nun im Falle unseres Märchens im Pfuhl, in der Abfallgrube, gelandet. Weil man es zu wenig gepflegt hat, wurde es rostig. Das zum Eisen gehörende kämpferische Löwenherz ist auf dem königlichen Schloss träge geworden oder den Leuten gar in die Hosen hinabgerutscht; Mut und Zivilcourage sind verloren. Die martialischen Energien rosten dahin. Die Jugend weiß nicht mehr, wohin damit. Man ist am Königshof vermutlich derart zivilisiert und kultiviert, dass für ein Löwenherz und eiserne Kämpfe kein Platz mehr bleibt. Man sitzt auf dem Schloss im „Höflichkeits-Komplex“ und hat sich dem Leben entfremdet. Dagegen besitzt der im Pfuhl verborgene Eisenhans ein gewaltiges Kriegsheer. Der junge Prinz ist acht Jahre alt. Die ersten sieben Jahre, in denen er noch ganz Kind und er selber sein durfte, sind

um. Nun wird er „eingeschult“ und muss lernen, sich ins Kollektiv einzugliedern, sich eine gut sitzende Persona zu erwerben. Er muss sich anpassen, und dabei verliert er seine Ursprünglichkeit, den Kontakt mit dem Selbst, das er nun durch das Kultur-Über-Ich ersetzt. Nun beginnt auch er, seinen Abfall in den Pfuhl zu werfen. Er hat seinen Kontakt zum Goldbrunnen, der so klar ist wie Kristall, verloren. Im Goldbrunnen bildet sich der vom Menschen noch unberührte göttliche Lebensstrom der Natur selbst ab. An diesem Urquell - den nun der Eisenhans verwaltet - kann man lernen, unverfälscht natürlich zu leben.

{635} Mit der Bloßlegung des verrosteten wildem Mannes ist dem fremden Jäger die Aufdeckung des Übels gelungen. Durch die Analyse des Schattens entdeckte er auf dem Grund des Pfuhles verschlammte Naturschätze und verrostete Aggressionen, die wegen ihrer Verdrängung destruktiv geworden waren. Der unorthodoxe fremde Jäger und Analytiker fand als Grund der Sterilität die Verdrängung des Naturgottes Pan sowie des Kriegsgottes Mars (bzw. Satans). Er hat im Pfuhl, als Grundübel, den abendländischen Kulturschatten entdeckt. In diesem Märchenbild ist bereits vorweggenommen, was Freud am Anfang unseres Jahrhunderts in unserem Unbewussten bloßgelegt hat. Der Unterschied zwischen den beiden Entdeckungen liegt darin, dass Freud den Schatten mit wissenschaftlichen Begriffen benannt hat, während er im Märchen in die Bildersprache des Unbewussten gekleidet ist. Beide aber stimmen darin überein, dass die Situation bedenklich ist. Beiden hat die offizielle Welt nicht zugejubelt. Die Geschichte der Erneuerung des alten Königs durch den jungen - den tief greifenden Wandel der herrschenden Mentalität - nannte die Tiefenpsychologie „Integration des Schattens“. Die Therapie besteht in der bewussten Assimilation der Kräfte des Eisenhans ins herrschende Ich; dadurch wird der alte König, die herrschende Mentalität, erneuert.

{636} Der Prozess der Heilung beginnt damit, dass der acht Jahre alte Prinz von zu Hause wegziehen muss: „Vater Und Mutter siehst du nicht wieder“, sagt Eisenhans dem Königsknaben, wie er ihn bei sich im Wald auf dessen eigene Füße stellt. Die Therapie besteht darin, dass der Prinz das Allereinfachste und Natürlichste von Grund auf lernen muss: Er muss den kristallklaren Brunnen mit dem echten, naturreinen Lebenswasser hüten. Das bedeutet, dass er lernen muss, das von keiner Zivilisation verschmutzte Lebenswasser in sich wieder fließen zu lassen^ ohne es zu „verunehren“. Der zivilisierte Lebensstil am Königshof wird von der Seite der Natur her als „Verunehrung“ beziehungsweise als „Verunreinigung“ beurteilt (L13, S. 167). Der Königssohn muss in der Lehre beim Eisenhans nichts anderes lernen, als zu dem zu werden, der er im Grunde schon immer war und immer sein wird. Er muss lernen, sich dem inneren Entwicklungsprogramm seiner Natur einzufügen, die Natur in sich wieder möglichst klar und rein fließen zu lassen. Das Hüten des inneren Goldbrunnens ist das Allereinfachste, zugleich aber

das Allerschwierigste. Viele Menschen sind derart kopflastig, dass sie das Leben nicht mehr so fließen lassen können, wie es in ihnen fließen möchte. Indem der junge Königssohn lernt, auf den natürlichen Fluss des Lebens in sich sorgsam zu achten, findet er seine natürliche, „goldene“ Spiritualität; aber zunächst scheitert er an dieser Aufgabe. Einfach, wahr und klar zu werden - wie schwer ist das doch! Derart also verlaufen die Lehrjahre des Prinzen beim Eisenhans. Ein Stück weit ist die Aufgabe lösbar, aber nur ein Stück weit; denn wir sind nicht nur Natur-, sondern ebenso sehr auch Kulturwesen. Jakob und Esau leben beide in uns, und Jakob hat gemäß dem göttlichen Orakel den Vorzug vor Esau: „Der ältere wird dem jüngeren dienen.“ Die Kultur hat den Vorrang. Das Hüten des Goldbrunnens wird also nie ganz gelingen; das kristallklare Lebenswasser wird von uns zivilisierten Wesen immer ein Stück weit „verunehrt“ und getrübt werden, weil wir wegen unseres Instinktmanagements der Natur nicht mehr jene Ehre geben können, die ihr eigentlich gebühren würde.

{637} Das Meditieren am Kristallbrunnen hat dem jungen Königssohn viel eingebracht. Er hat dadurch den am Königshof im achten Lebensjahr verlorenen Kontakt zu seinem Selbst wieder aufnehmen können. Die Errichtung der Ich-Selbst-Achse wird im Symbol der goldenen Haare sichtbar, an denen die wilde Prinzessin ihn später erkennen wird. Mit den goldenen Haaren ist der ursprüngliche, „unverdorbene“, nicht durch die Kultur „verunehrte“, also der „göttliche“ Kontakt mit der Wesensnatur des Menschen gemeint, die natürliche und unverfälschte Verbindung mit dem Ursprünglichen in uns. Diese entstand in jenem erleuchtenden Augenblick, als sich der Prinz einmal, nach langem „Meditieren“, tief in die Augen blicken wollte. Dabei kam ihm die Erleuchtung. Durch den Kontakt mit dem natürlichen Urgrund wurden die Haare golden und die Gedanken ur-sprungshaft. Eine wiedergewonnene Gottebenbildlichkeit schimmerte von nun an durch den Königssohn hindurch. Darum mochten ihn die Leute gerne, obwohl sie ihn bespöttelten. Sie spürten sofort, dass er nicht einer der Ihren war; aber sie hatten keine Ahnung, was an ihm anders war und worin diese Andersartigkeit im Grunde bestand: nämlich in seiner Beziehung zum Selbst.

{638} Das Hüten des Goldbrunnens brachte dem Königssohn die Erleuchtung. Aber Erleuchtung will ins alltägliche Leben umgesetzt werden und sich dort bewähren. Darum galt es nun für ihn, im Alltag des Lebens eine reale Existenz aufzubauen. War die Reise ins Reich des Eisenhans eine Hinfahrt zum eigenen Wesensgrund, so ist der Aufbruch aus der Tiefe des Seins zurück in die Welt des Alltags nun eine Rückfahrt aus der Mitte an die Peripherie des Lebens. Hin- und Rückfahrt sind nötig. Ohne Hinfahrt bleibt das Leben oberflächlich, und ohne Rückfahrt wird die Meditation zur unverbindlichen Träumerei.

{639} Der Start in den Alltag ist mühsam. Die „goldenen“ Erkenntnisse lassen sich bekanntlich nur harzig in die alltägliche Realität umsetzen. Das Goldhaar ist deshalb lange Zeit verhüllt, und nur die wilde, unangepasste Prinzessin, die selber eine gute Beziehung zu ihrem Selbst hat, „erkennt“ den zu ihr gehörigen Prinzen in dessen wahrer Natur. Er hat anfänglich so wenig Erfolg, weil ihm das Persona-Wissen und -Verhalten der Leute noch fremd ist; er ist noch „weltfremd“, hat die Spielregeln auf der Bühne des Lebenstheaters noch nicht durchschaut. Seine Persona ist noch zu wenig an die äußeren Lebensumstände angepasst; die andern haben bei ihm nicht das Gefühl: „Er ist einer von uns.“ Beim Goldbrunnen hat er eine neue Optik des Lebens gewonnen, welche die Leute um den König nicht kennen. Sie haben das Gefühl, man könne den Prinzen nirgends recht brauchen. Aber sympathisch ist er ihnen trotzdem, weil er Wärme, Natürlichkeit, Unkompliziertheit, Echtheit, Klarheit, Einfachheit, Gesundheit und Vitalität ausstrahlt. So erhält der Königssohn doch noch eine Anstellung, wenn auch bloß eine auf der untersten Stufe der Hierarchie, nämlich zuerst in der Küche und hernach im Garten (beides sind Bereiche der Großen Mutter, die im Patriarchat nicht viel gelten und heute noch schlecht bezahlt werden).

{640} Aber er wird im Laufe der Jahre doch noch „ein Mann von Welt“. Er wird weltgewandt und kann sich eine gut sitzende Persona aufbauen, ohne jedoch - und das ist ja die Kunst - den Kontakt zum Eisenhans zu verlieren. Am neuen Königshof ist das möglich, weil die Einstellung des Bewusstseins hier weniger steril ist als am ersten. Am neuen Königshof liegt nämlich der Schlüssel zur Lösung des Problemes nicht mehr nur unter dem Kopfkissen der Königin wie am ersten. Dort konnte die Königin - wie in unserer Gesellschaft viele Frauen - von der Integration des Wilden bloß ein bisschen träumen. Am neuen Königshof wartet aber eine „wilde“ Prinzessin auf ihren Prinzen; mit ihrem sicheren Instinkt für das Lebendige, Gesunde und Ursprunghafte erkennt sie seine goldenen Haare als erste. Sie lässt ihn als Gärtnerburschen sogleich mit wilden Blumen auf ihr königstöchterliches Schlafgemach kommen - Pan ist auferstanden! Sodann entreißt sie ihm sein Hütchen, um ihn zu „erkennen“. Wie ihr der Gärtnerjunge entweichen will, packt sie ihn einfach am Arm - was für eine „satanische“ Tochter! Diese wilde Prinzessin ist vollkommen natürlich; sie lebt am Goldbrunnen. Sie hat ein Löwenherz und leidet in keiner Weise unter Aggressionshemmungen. Sie weiß genau, was sie will, und lässt sich nicht davon abbringen, Erziehung und Hofgeschwätz hin oder her.

{641} Im Kontakt mit der „wilden“ Prinzessin lernt der junge Königssohn, mit Aggressionen, den Kräften des Mars und des Satans, umzugehen und sich im Leben prächtig zu schlagen; mithilfe des Eisenhans gelingt ihm dies vollkommen. Nach der siegreichen Schlacht, in welcher er keinen einzigen Feind ent-rinnen lässt, wirft sie ihm drei Mal den goldenen Liebesapfel zu und erwählt ihn

damit als den tüchtigsten aus der Schar der Ritter zu ihrem Gemahl. Nun müssen alle erkennen, dass nur er würdig ist, das Leben am Königshof zu erneuern, König und Gemahl der Prinzessin zu werden. Der Prinz hat gelernt, mit dem roten und dem schwarzen Streitross, gerüstet in den Farben des Teufels, die goldenen Liebesäpfel zu fangen. Aber er weiß nicht nur als feuriger sowie als dunkelere Ritter, sondern auch mit dem Schimmel und in weißer Rüstung - der Farbe des Lichtes und des Bewusstseins - zu kämpfen. Er hat durch den Aufenthalt am Königshof gelernt, sich bewusst, klar, distanziert, mit Verstand und als „heller Kopf“ durchzusetzen.

{642} Die Integration des Schattens ist vollkommen. Die Kräfte des Naturgottes Pan wie auch diejenigen des kampfesfreudigen Mars und des Satans, das Löwenherz wie die dunklen Leidenschaften Pans, sind bewusst so ins Leben integriert worden, dass eine Abrundung und Ausreifung der Persönlichkeit stattfinden konnte. Gleichzeitig hat der junge Prinz gelernt, sich als „Mann von Welt“ zu benehmen; seine Persona sitzt nun tadellos.

{643} Cherchez la femme! Der Schlüssel zur Lösung des Problems liegt im Märchen vom Eisenhans bei den Frauen. Es gibt im Märchen zwei weibliche Gestalten: Die Königin am alten Königshof und die Prinzessin am neuen Königshof. Was die alte Königin verdrängt hat, wird im Leben der Prinzessin nachentwickelt und integriert.

{644} Was könnte die Rolle vieler Frauen in der heutigen Zeit sein? Manche Frau wüsste schon, wie ein natürlicherer, weniger zerstörerischer Lebensstil für die globale Industriegesellschaft gefunden werden könnte. Aber allzu oft beteiligen sich gerade diese Frauen nicht am Leben der Öffentlichkeit, sondern vielmehr solche im Stile der Königin am ersten Königshof, Frauen, welche sich dem herrschenden Kollektivverhalten anpassen und das Leben in den überlieferten Spielregeln mitspielen. Aber Frauen, die den Schlüssel zum Leben bloß unter dem Kopfkissen liegen haben und nicht den Mut aufbringen, mit diesem Schlüssel auch in der Öffentlichkeit etwas zu öffnen, sind für das Überleben der Menschheit nicht hilfreich. Unsere Welt braucht zivilisierte und zugleich „wild“ gebliebene Frauen. Dasselbe gilt natürlich für die „weiblichen Seiten“ der Männer.

Ziel erreicht: Vereinigung der Gegensätze

{645} Zum Fest der Vereinigung der Gegensätze erscheinen zuerst die Eltern des jungen Königs; die alte Mentalität versöhnt sich mit der neu gewordenen Lebenshaltung. Höhepunkt des Festes aber, bei dem die Musik zu spielen aufhört, ist der Auftritt des nun erlösten Eisenhans:

{646} Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf, und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach: „Ich bin der Eisenhans und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.“

{647} Zum Dank für die harte und gelungene Arbeit an und mit sich selber stellen die unbewussten Kräfte - der Eisenhans - dem jungen König ihre Schätze und Vitalität zur Verfügung. Der Eisenhans liegt nun nicht mehr im tiefen Pfuhl abseits des königlichen Lebens im Schloss. Er ist nun „ein stolzer König“ geworden, zivilisiert und im Leben des jungen Königs integriert. Er kann jetzt befreiend und erlösend wirken, weil er selber auch aus der Verdrängung befreit und erlöst wurde. Er wird nicht mehr gedemütigt im Eisenkäfig auf dem Schlosshof zur Schau gestellt, sondern ist mit dabei im neu gewordenen Leben.

{648} Parallelen zum Traum meiner Frau sind augenfällig. Eisenhans und der Teufel wurden als integrierte Lebenskräfte hilfreich. Als nicht mehr Verdrängte, als Akzeptierte wurden sie zu erlösten Erlösern. Der Umgang mit den Schattenseiten ist fruchtbar geworden - wie es der Teufel im Traum sagte: „Manchmal tue ich auch Gutes.“

Literaturverzeichnis (im Text mit „L“ abgekürzt)

- 1) Campenhausen, Hans Freiherr von: Griechische Kirchenväter, üb 14, 1956.
- 2) Dulles, A. : Was ist Offenbarung? Herder, Freiburg 1970.
- 3) Dvorak, Joseph: Satanismus. Heyne, München 1991.
- 4) Freud, Sigmund: Gesammelte Werke, 16 Bde. , Fischer, Frankfurt 1944 ff.
- 5) Haag, Herbert: Vor dem Bösen ratlos? Piper, München 1978.
- 6) -: Teufelsglaube, Katzmann, Tübingen 1980.
- 7) Hurwitz, Siegmund: Psyche und Erlösung, Daimon, Einsiedeln 1983.
- 8) Jung, C. G. : Erinnerungen, Träume, Gedanken, Walter, Olten 1990.
- 9) -: Gesammelte Werke, 20 Bde. , Walter, Olten 1984ff.
- 10) Katechismus der Katholischen Kirche, Oldenbourg, München 1993.
- 11) Kaufmann, Rolf: Die Krise des Tüchtigen, Walter, Olten 1983.
- 12) -: Das ewig Christliche, Walter, Olten 1989.
- 13) -: Die Hölle, Benziger, Solothurn/Düsseldorf 1994.
- 14) Keel, Othmar (Hg.): Monotheismus im Alten Israel, Schw. Kath. Bibelwerk 1980.
- 15) -: Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik, Benziger, Einsiedeln 1972.
- 16) Klöcker/Tworuschka: Wörterbuch „Ethik der Weltreligionen“, Goldmann, München 1995.
- 17) Kongregation für die Glaubenslehre in Rom: Christi. Glaube und Dämonenlehre, Christiana, Stein am Rhein 1984.
- 18) Minois, Georges: Die Hölle, dtv 4679, München 1996.
- 19) Nietzsche, Friedrich: Gesammelte Werke, Leipzig 1901 ff.
- 20) Nola, Alfonso di: Der Teufel, dtv 4600, München 1994.
- 21) Obrist, Willy: Die Mutation des Bewusstseins, Lang, Bern 1982.
- 22) -: Neues Bewusstsein und Religiosität, Walter, Olten 1988.
- 23) -: Archetypen, Walter, Olten 1990.
- 24) -: Tiefenpsychologie und Theologie, Benziger, Solothurn 1993.
- 25) O’Kane, Franchise: Sacred Chaos - on God’s Shadow, Inner City Books, Toronto 1994.
- 26) Schärf, Rosa R. : Die Gestalt des Satans im Alten Testament, Glarus 1948.
- 27) Shoham, S. Giora: Verbrechen als Heilsweg, Schweizer Spiegel, Zürich 1982.
- 28) Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums, Insel, Frankfurt 1975-
- 29) Vorgrimler, Herbert: Geschichte der Hölle, Fink, München 1993.
- 30) Wenisch, Bernhard: Satanismus, Matthias-Grünwald, Mainz 1989.
- 31) Winkler, Wolfgang: Die Biologie der 10 Gebote, Serie Piper 236, München 1985.
- 32) Zacharias, Gerhard: Satanskult und Schwarze Messe, Herbig, München 1990.
- 33) Zink, Bert: Mensch und Evolution, Haag + Herchen, Frankfurt 1994.